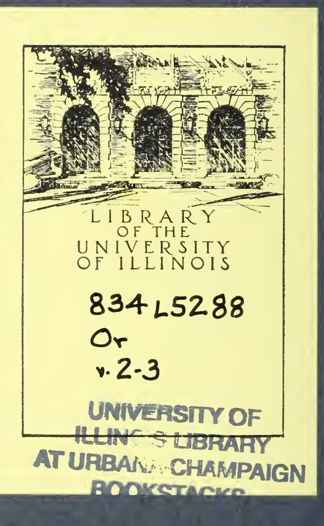
Robinsonaden

Raben  Verlag

Charlottenburg 4
1916









Robinsonaden

Band 2 und 3

Die ostfriesländische Robinsonin

Ihrem lieben Hans Stahl
für treue Freundeshilfe
überreicht von
Maria Lehnert
Charlottenburg, den 16. Mai 24

Robinsonaden

Eine Sammlung von Abenteurergeschichten früherer Jahrhunderte

Bearbeitet und herausgegeben

von

Maximilian Lehnert

Zweiter und dritter Band



Raben-Verlag

G. M. B. H.

Charlottenburg

Die ostfriesländische Robinsonin

Bearbeitet und herausgegeben
von
Maximilian Lehnert



Raben-  Verlag
G. M. B. H.
Charlottenburg

Umschlagszeichnung von Otto Amtsberg, Berlin-Wilmersdorf.
Druck von Oskar Leiner, Leipzig.
Einbände und Broschur von Wilhelm Kämmerer, Berlin.

Die ostfriesländische Robinsonin



Geehrter Leser![1]

Hier stellt sich eine weibliche Person deinen geneigten Augen vor, der mit Recht der Name einer Robinsonin beigelegt werden kann. Ihre außerordentlichen Abenteuer vermögen einen nützlichen und angenehmen Zeitvertreib zu bringen und die Leser zum Nachdenken anzuregen.

Das männliche wie das weibliche Publikum wird sie bewundern müssen, wenn es sich die seltsamen Begebenheiten überlegt, so daß sie mit Recht die unglücklich-glückliche genannt werden muß. Ihre vortrefflichen Leibes- und Gemütsgaben verursachten die arglistigsten Nachstellungen, womit die Bosheit nicht ruhte, bis sie mit falschen Schmeicheleien und verstellten Anbetungen die unschuldige Jugend ins Netz lockte, die schönste Blüte der lieblichsten Rose abbrach, ihre schändlichen Begierden durch verdammenswerten Betrug sättigte und die Ärmste statt ständig versprochener Verehrung und

---

[1]) Der genaue Titel des Originals lautet:
Die unglücklich-glückliche Ostfrießländische Robinsonin, Oder merckwürdige Reisen eines adelichen Frauenzimmers Imela von F** genannt.

Franckfurt und Leipzig 1755.

Hochachtung in ein bejammernswertes Herzeleid stürzte.

Die Unglückselige, die nun für sich nichts mehr übrig sah als den Zorn ihrer Mutter, das Schelten der Freunde und den Spott und die Verachtung aller Bekannten, entschloß sich zur Flucht, wodurch sie ihr verhaßtes Leben abzukürzen suchte und unter Verscharrung ihres sonst liebenswürdigen Leibes sich den Augen aller Lebenden zu entziehen hoffte.

Sie konnte aber ihren sehnlichsten Wunsch nicht ausführen, sondern mußte die härtesten Proben menschlichen Jammers durchmachen, bis die Gerechtigkeit des Himmels das Gnadenauge über sie auftat und die standhafte Tugend mit dem würdigen Lohn nach soviel überwundenen Trübsalen reichlich krönte.

Merkwürdig ist hierbei, daß eben ihr Unfall, zu dem sie durch gottlose Verführung gekommen, war, der Weg und die Gelegenheit zu Ehre und Freude wurde, und zwar auf eine so unvermutete und wunderbare Weise, daß sie einem jeden ein unvergeßliches Beispiel für die ewig preiswürdige Fügung der höchsten Fürsorge sein kann.

Aus dieser Geschichte habe ich namentlich zweierlei in mein Gedenkregister eingeschrieben: erstlich, daß die herrlichsten Gaben und Güter, die wir an Leib und Gemüt in dieser Vergänglichkeit besitzen und wodurch wir glauben einen großen Vorzug vor vielen anderen zu haben, zum tiefsten Fall und zur schmählichsten Verspottung dienen

können, woran die Augen der Mißgünstigen, mit denen so viele Tausende das Licht dieser Welt beschauen, ihren besonderen Kitzel und die angenehmste Weide haben; sie freuen sich, daß ihre frühere Geringschätzung eine sattsame Ursache gefunden hat, um sich an dem, das sie sonst beschämt, hinlänglich zu rächen. Das zweite, das einer noch tieferen Einsicht wert ist, ist das ungehoffte Ende dieser und jener Begebenheit, das sich der hierzu zu schwache Geist ganz anders einzubilden pflegt; er ist in das Urteilsregister nach dem betrüglichen Zug seines Gutdünkens eingeschrieben, sperrt aber hinterher bei so widerwärtigem Verlauf die trüben Augen weit auf, wenn die von leidenschaftlicher Torheit verdüsterten Sinne ihren unreifen Entschluß als gänzlich verworfen betrachten.

Ich will mich mit dieser meiner Vorrede nicht länger aufhalten und dem Leser nicht mit einer langweiligen Einleitung beschwerlich fallen, weil die Geschichte selbst hoffentlich ein größeres Vergnügen machen wird. Nur die eine kleine Erinnerung soll den Schluß bilden, daß mich keine andere Absicht zur Herausgabe dieses mühsam erhaltenen Manuskriptes bewogen hat, als die Lesenswürdigkeit der so ganz besonderen Abenteuer eines Frauenzimmers, weil die Welt ja immer nach Neuigkeiten und Romanen fragt, die oftmals mit solchen Nichtigkeiten angefüllt sind, daß ich mir, wenn ich zuweilen nur aus Zufall einen Blick hineingetan habe, nicht habe vorstellen können, wie man ihnen auch nur die allermüßigste Stunde widmen

kann. Will der Leser aber dieses Buch auch dazu rechnen und es den heute modernen Geschichten gleich achten, so will und kann ich seinem Urteil keinen Zwang antun, sondern nur mit bescheidenster Ergebenheit bitten, solches mit einem kleinen Unterschied gegen andere wertlose Dinge anzusehen.

1755. D. E. v. A.

„Wie weit ist Glück und Unglück voneinander getrennt?“ fragte einst ein Fürst seine Diener, die ihn in einen Wald begleiteten, in dem er an angenehmen Sommertagen zu seinem Vergnügen spazieren ging und eines Tages beinahe unvermutet in einem Pfuhl versunken wäre. Nachdem er glücklich sich daraus hervorgearbeitet hatte und nun unter den erquickenden Schatten eines Baumes ausruhte, stellte er obige Frage an sie; ein jeder seiner drei Diener sollte darauf antworten.

Die Leute stutzten anfänglich, weil sie nicht wußten, was ihren Herrn zu dieser Frage bewogen, und standen nachdenklich vor ihm. „Ich will“, fuhr er fort, „meine Frage ohne Zaudern von euch beantwortet haben; ein jeder lasse nach seinem Gutdünken seine Meinung hören.“

„Gnädiger Herr,“ fing der erste an, „soviel ich davon weiß, liegt Glück und Unglück voneinander so weit als G und U in dem ABC.“

Der Fürst schüttelte den Kopf und sagte: „Was meinst du damit? Ich frage nicht nach den Anfangsbuchstaben der Worte, wie weit sie auf der ABC-Tafel voneinander liegen, sondern wie bald dem Menschen dieses oder jenes in Wirklichkeit zustoßen kann.“

„Ja,“ gnädigster Herr,“ fuhr der Diener fort, „ich habe beides an mir selbst erfahren; denn als ich mich einstmals auf eine Reise begab, die mich vor sonst zu erwartenden Schlägen auf den bloßen

Buckel schützen sollte, weil ich einer gewissen vornehmen Dame, die mich gereizt, das Gesicht mit der Hand etwas unsanft abgewischt hatte, daß ihr statt der sonst gewöhnlichen Milch ein rotes Säftchen aus den Nasenkanälen hervorfloß, kam ich an einen Ort, dessen Name mit einem G anfing. Hunger und Durst hatten sich bei mir einquartiert, und in keiner Tasche wollte sich etwas finden, was ich zur Befriedigung dieser unangenehmen Gäste hätte verwenden können. Ich zählte alle Schritte mit traurigem Blick, bis ich zufällig auf einer Wiese zwischen Bäumen ein Bündelchen sah, das ich voller Begierde aufhob und darin zu meiner großen Freude mehr als hundert Taler in Gold fand.

Nun war nichts als Lust und Mut in mir; der Wirt mußte den Tisch mit den besten Speisen und reichlichen Getränken besetzen, wobei ich selbst das Beste tadelte, als ob es für mich viel zu gering wäre. Und kurz vorher hätte ich für das Allergeringste wohl zehn Dutzend Danksagungen abgestattet.

Aber, aber, dieser unzeitige Übermut währte nicht lange; gegen Abend kam ich an einen Ort, der, wie man mir auf Befragen mitteilte, mit einem U anfing. Da wollte ich nun mein Nachtquartier recht kavaliermäßig aufschlagen und fragte einen mir begegnenden Mann in hochmütigem Ton, ob mehr als ein Gasthof in dem Flecken und welches der beste wäre, wo ein Ehrenmann seiner Würde entsprechend aufgenommen werden könnte.

Dieser gewitzigte Spaziergänger ließ sich meine Aufschneiderei gefallen und antwortete mit aller

Ehrerbietung: ‚Der Herr beliebe mir zu folgen; ich will ihn an einen Ort bringen, wo seinem Verlangen Genüge geschehen soll.‘ — Wie ein spanischer Grande ging ich mit hochtrabenden Schritten und Verheißungen eines guten Trinkgeldes hinter dem Burschen her, der aber schon ohne mein Bemühen sich sein Trinkgeld zu holen wußte. Er führte mich zwischen Zäunen und Hecken herum, bis die Nacht hereinbrach und ich endlich darüber ungeduldig wurde, daß meine ehrwürdige Person so aufgezogen würde. ‚Laßt Euch die Zeit nicht lang werden, mein Herr,‘ versetzte der Schuft, ‚wir werden gleich am Ziele sein.‘

Kaum war das Wort ausgeredet, so ergriffen mich ein paar Kerle, die in den Hecken versteckt gelegen hatten, warfen mich zur Erde, beraubten mich der ganzen Barschaft, auf die ich so sehr getrotzt hatte, und drohten mir, mich bei dem geringsten Widerstand auch des Lebens zu berauben. Mein Kopf und Buckel wurden ohnehin schon sehr empfindlich berührt. Endlich wurden sie durch Hundegebell gestört, so daß sie von mir abließen und sich aus dem Staube machten.

So weit habe ich Glück und Unglück bei mir entfernt gefunden, daß ich zu Mittag ein Edel-, am Abend aber ein Bettelmann war."

„Das ist eine recht weitläufige Erklärung, die ich nicht vermutet hätte," antwortete der Fürst ernsthaft. „Nun," wandte er sich an den zweiten Diener, „was gibst du für einen Bescheid? Enthalte dich aber unnützer Weitläufigkeit."

„„O, ich will es nicht so weitläufig machen wie der erste," versetzte dieser, „denn das würde meinem gnädigsten Herrn ohne Zweifel verdrießlich sein; ich will nur ganz kurz sagen, daß Glück und Unglück so nahe zusammenhängen, wie eine Kette, in der gute und schlechte Gelenke sind; das habe ich an meinem eigenen Leib mit solcher Empfindlichkeit wahrgenommen, daß ich noch ein unvergängliches Zeichen davon an mir trage.

In meiner Jugend wollte ich unseres Nachbarn Bodenkammer, in der viel getrocknetes Obst aufbewahrt war, gern einen Besuch abstatten, um meinen Appetit zu befriedigen. Lange konnte ich keinen Eingang finden, bis ich endlich eine ziemlich lange Kette aus dem Bodenloch herunterhängen sah, die mir Erfüllung meines Wunsches versprach. Sobald die Nacht hereinbrach und keine Aufsicht mehr zu fürchten war, probierte ich die Auffahrt, hing mich verschiedene Male mit aller Macht an die Kette, ob sie auch oben befestigt wäre, und fand sie ganz nach meinem Wunsch. Glücklich kam ich hinauf und füllte den mitgenommenen Sack mit dem Besten, dessen ich im Finstern habhaft werden konnte. So klug war ich aber nicht, daß ich den Sack vorher heruntergeworfen hätte; denn die Begierde, ihn nicht zu verlieren, veranlaßte mich, ihn fest an mich anzubinden; dann ergriff ich unter großen Mühen die Kette. Wie ich nun die Mitte erreicht hatte und bald freudig abzuspringen gedachte, riß das eine Gelenk entzwei, so daß ich einen unglücklichen Fall tat, für den mein Vater mehr

Gulden bezahlt hat, als das gestohlene Naschwerk Groschen kostete, und wovon ich noch ein unvergeßliches Denkzeichen behalten habe."

„Du Schelm," erwiderte der Herr, „hast solches auch wohl verdient und wärest wert gewesen, daß man dich samt dem Diebsack an die zerrissene Kette gehängt und dein Verbrechen daneben geschrieben hätte."

„Ei, gnädiger Herr," antwortete der verschmitzte Vogel, „wenn man mit mir in meiner Jugend um ein wenig dürres Obst so hart hätte verfahren wollen, wie sollten dann die großen und gewaltigen Diebe, deren unersättliche Raubklauen so vielen hundert armen Leuten ihr sauer erworbenes Hab und Gut vor ihren sichtlichen Augen wegnehmen, angesehen werden?"

Der Fürst machte hierauf eine ungnädige Miene und schwieg, denn er hatte selbst einen solchen ehrlichen Mann zu seinem geheimen Minister, der ein politischer Vampir war. Er wandte sich zu dem Dritten und fragte ihn, was er ihm von der Nähe oder Weite des Glückes und Unglückes sagen könnte.

Dieser machte es am kürzesten und sagte: „Ich habe Glück und Unglück nur einen kleinen Sprung voneinander gefunden, denn auf meiner Wanderschaft sah ich im Felde einen schönen roten Mantel liegen, von dem mich ein scheinbar nur ganz schmaler Graben trennte. Ich sprang voller Begierde hinüber und erhaschte diese angenehme Beute, zu der sich kein Eigentümer fand. Nun

mußte ich meinen Fußsteig wieder suchen, den ich in Kürze zu finden hoffte; bald wurde ich aber mit Schrecken gewahr, daß das nicht so leicht war; denn bei dem Rücksprung geriet ich durch einen Fehltritt so tief in den zähen Schlamm des Grabens, daß ich in höchster Lebensgefahr eine halbe Stunde darin stecken blieb und mir nicht helfen konnte, bis mich ein zufällig vorüberkommender Hirtenjunge errettete."

„Du bist," sagte hierauf der Fürst, „der Ursache, warum ich jene Frage getan habe, mit deiner Antwort am nächsten gekommen; denn mich hätte das gleiche Unglück ebenfalls treffen können." Darauf beschenkte er den Diener mit einem Geldstück und sagte: „Alle beide im Dreck, der eine nur beinahe, der andere aber hat gar tief darin gesteckt."

Diese mir bekannte Geschichte wollte ich vorausschicken, ehe meine Feder aus trauriger Erfahrung leider von mir selbst bezeugen kann, wie nahe Glück und Unglück beisammen sind. Ich kann behaupten, daß Glück und Unglück zusammenhängen, wie Dotter und Eiweiß in der zerbrechlichen Schale; die Schale zerbricht, und beides liegt ungenützt am Boden.

Von meinem Geschlecht, meiner Geburt und Erziehung will ich nicht mehr erzählen, als zum Verständnis der folgenden Begebenheiten notwendig ist. Auch kann ich meine Lebensbeschreibung nicht in schöne Worte kleiden, weil ich als Frauenzimmer die Rednerschulen nicht besucht habe. Ob=

wohl die Natur in der Jugend mir Sinn für das Schöne gegeben hatte, so hat hernach das Unglück alles wieder zerstört und die Munterkeit meiner Seele, die oft melancholischen Gemütern die Grillen vertrieb, wurde selbst der Schwermut zur Beute und dachte an Selbstvernichtung, wenn nicht der übersinnliche Trieb zur Erhaltung des Körpers mir eine nie mehr erhoffte Vergnüglichkeit geschenkt hätte. Mich hat also nicht Kurzweil bewogen, so viele Blätter zum lustigen Zeitvertreib zu füllen, sondern nur der Wunsch, meine Erinnerungen festzuhalten, die ich mir sonst selbst nicht mehr geglaubt hätte.

Warum ich den Ort meiner Geburt und den Geschlechtsnamen meiner beiden Eltern nicht ganz verrate, mag nach Belieben beurteilt werden; ich habe Grund genug, beides zu verschweigen. Ich schreibe keine Staatsgeschichte, sondern habe nur die Erlebnisse eines durch leichtfertigen Betrug unglücklich gewordenen Frauenzimmers für meine eigene Person aufzeichnen wollen; woraus zu ersehen ist, wie wunderbar das Schicksal mit seinen Führungen unter den Sterblichen zu walten pflegt.

Zwischen Emden und Aurich in Ostfriesland, nicht weit von einem großen und fischreichen See, in einem schönen Flecken bin ich auf diese Welt gekommen und der Zahl der Lebendigen einverleibt worden. Mein Vater, der seine Urahnen aus Ungarn herleitete, Anton Imelus von F., war nicht der Schlechteste unter dem ansehnlichen Adelsstand. Seine edle Ge[illegible] hatte er mit der Er=

lernung solcher Wissenschaften geziert, die ihm mit dem wohlverdienten Ruhm zugleich den Neid der Mißgünstigen zuzog. Denn es wird bei vielen unter den Hoch- und Wohlgeborenen die Gelehrsamkeit für etwas mit der Ritter- und Heldenkunst Unverträgliches gehalten; wohingegen Saufen, Schwelgen, Spielen, Balgen, Raufen und die schändlichsten Geilheitsgelüste als hochadelige Eigenschaften gelten, und die dem zuwider handeln, werden als simple Gecken und Schlafmützen angesehen.

Doch behält die Tugend bei manchen noch den wohlverdienten Vorzug; sie lassen spüren, was ein edles Leben für Bedeutung hat. Dieses aber sei nur nebenbei gesagt.

Der Liebeszug hatte meinen Vater über das Meer geführt, daß er sich aus dem holsteinischen Adel ein seinem Herzen und seinen Augen vor allen anderen gefallendes Fräulein erkor. Der Mutter Name war Alexandrina Raimunde von W. Mein Geburtsjahr ist eines der denkwürdigsten unter vielen Jahrhunderten in Deutschland: Das Ende der schrecklichen Verwüstungen und des vielen vergossenen Blutes wurde an allen Orten des weiten Reiches und auch in fremden Königreichen mit freudevollem Jubelschall gefeiert; es war das Jahr 1648, in dem ich am 19. September nach der protestantischen Rechnung meine Ankunft in dieses Elend beweinte.

Meine Geburt hatte die Eltern anfänglich mehr betrübt als erfreut, weil sie beide auf einen Sohn gehofft hatten, woran sonderlich dem Vater viel

gelegen gewesen war. Doch ist bald darauf ihre Liebe gegen mich desto stärker und brünstiger geworden, nachdem sie an meiner Gestalt und außerordentlich kindlichen Freundlichkeit großes Gefallen gefunden hatten.

Die erste Kindheit, von der ich nur wenig weiß, will ich mit Stillschweigen übergehen, mit Ausnahme eines besonderen Ereignisses, das mir unter anderem von meiner Amme mehr als einmal erzählt worden ist und erwähnenswert scheint.

Als ich nämlich mit zwei Jahren entwöhnt war und kurz darauf meine Eltern in Aurich zu einer besonderen Feierlichkeit erscheinen mußten, wurde ich zu einer alten adeligen Witwe, die ihre besondere Freude an mir hatte, gebracht. Diese spielte und tändelte mit mir und hielt meine Wärterin wider ihren Willen auf, um ihr Vergnügen desto länger an mir zu haben, bis der Abend kam. Plötzlich aber gab es ein schreckliches Geschrei, es wäre ein Feuer ausgebrochen, das tatsächlich auch bald in das Zimmer hineinschlug.

Um mich in Sicherheit zu bringen, lief meine Wärterin die Stiegen herab, wurde aber von dem Kammermädchen der alten Dame mit ängstlichem Geschrei zurückgerufen, ihre Frau retten zu helfen, weil sonst niemand zugegen war. Das Frauenzimmer, das mich trug, sah in einem offenen Gewölbe einen neuen Sarg stehen, den die alte Dame zu ständiger Erinnerung an ihr Ende für sich hatte machen lassen. Weil dem Mädchen nun so kläglich zugerufen wurde, legte es mich in seiner Angst

in den offenstehenden Sarg, wo es mich für die kurze Zeit in Sicherheit glaubte, und eilte schnell hinauf, um die adelige Frau, die auf den Füßen schwer fort konnte, zu retten.

Inzwischen nahm das Feuer zu, das Schreien, Laufen und Lärmen des Volkes brachte alles in Verwirrung, das Gewölbe wurde mit dem besten Gerät und sonstigen wertvollen Sachen angefüllt; in den Sarg warf ein Bedienter, ohne hineinzusehen, etliche kostbare Teppiche und silbernes Geschirr; der Deckel wurde alsdann daraufgelegt und das Gewölbe verschlossen. Meine alte Wärterin bekam durch ein herunterfallendes zinnernes Geschirr einen Schlag auf den Kopf, wovon sie so verwirrt wurde, daß sie meiner gänzlich vergaß und am dritten Tag darauf, ohne an mich zu denken, den Geist aufgab.

Bis in die Nacht währte das Feuer; nach mehreren Stunden erst wurde es gelöscht. Als nun am folgenden Tage das Gerücht davon nach Aurich gelangte, kamen meine Eltern zurück und fanden zwar ihr Haus und sonst alles unversehrt, ihre Imela aber war nicht da. Niemand wollte wissen, wo ich hingekommen oder geblieben war, die alte Frau lag besinnungslos da, und von den anderen wußte niemand etwas zu sagen. Die Angst deswegen wurde bei beiden so groß, daß sie die Hände mit dem bittersten Ach und Weh zusammenschlugen und die Mutter vor Verzweiflung ohnmächtig umfiel.

Zur Vergrößerung ihres Herzeleids waren

nun auch noch bei der alten Dame die Schlüssel zu dem Gewölbe abhanden gekommen; sonst hätte man wohl das Silbergeschirr wieder aus dem Sarge hervorgeholt und mich zugleich darinnen gefunden.

„Wo ist meine Imela? O meine liebe und schöne Alexandrine!“ rief und jammerte meine Mutter ohne Unterlaß; der Vater aber verschloß sich aus Melancholie in sein Zimmer und nahm zwei Tage lang weder Speise noch Trank zu sich.

Weil nun unter den Lebendigen für mich kein Erretter da war, so hatte das wunderbare Schicksal den Tod dazu bestimmt; dieser mußte die sonst wohl noch lange verschlossenen Türen öffnen und mein zartes Leben von dem Untergang erretten.

Der Schreck über die ausgestandene Gefahr hatte die alte Dame nämlich so mitgenommen, daß sie am vierten Tage nach der Feuersbrunst früh um zwei Uhr den Geist aufgab. Nun mußte notwendigerweise das Gewölbe geöffnet werden, um die nach ihrem Willen für sie verfertigte Totenlade herauszuholen. Sobald das geschehen war und der Sarg geöffnet wurde, um das hineingeworfene Silber herauszuholen, ließ sich ein halberstictes Weinen darin vernehmen, worüber die beiden hinzugekommenen Personen so erschraken, daß sie aus Furcht wieder wegliefen und ihr Erlebnis den anderen mitteilten, das sie für eine schreckliche Vorbedeutung hielten. Endlich faßte sich der Schäfer ein Herz, nahm den Deckel ab und fand mich zu allgemeinem Erstaunen lebendig und

unverletzt vor. Darauf erklärte das Kammermädchen, die alte Frau, die mich getragen, hätte ihr gesagt, wo sie mich hingelegt, in der allgemeinen Verwirrung aber hätte sie es vollständig vergessen.

Der Schäfer lief nun sogleich in aller Frühe auf das Schloß zu meinen Eltern und zeigte diese fröhliche Begebenheit an, worauf ich zu meiner Mutter in ihre Kammer und ihr Bett gebracht wurde.

Was bei meinem Anblick für Freude herrschte, mag ein jeder, der in meine Erzählung keinen Zweifel setzt, sich selbst besser vorstellen, als ich es auszudrücken vermag. Denn obwohl ich die Hauptperson dabei gewesen bin, hat mein Verstand es doch noch nicht in sich aufnehmen können. Der Schäfer wurde mit doppelter neuer Kleidung, fünfzig Schafen und einem Stück Wiese für seine unaussprechlich schöne Nachricht beschenkt. Außerdem hat ihm mein Vater viele Freiheiten verschafft, die seine Nachkommen noch jetzt genießen.

Diese allerdings kaum glaubhafte Geschichte, daß ein so kleines Kind in einem Sarge mit abgesperrter Luft über drei Tage ohne Essen und Trinken unverletzt und lebendig geblieben ist, wurde sehr bald in allen umliegenden Orten bekannt. Jedermann wollte mich sehen; auch wurde ich kurz darauf an den Hof gebracht, wo man mich die von den Toten Auferstandene nannte. Die Liebe meiner Eltern und ihre Sorge für mich mehrte sich sodann täglich, zumal sie mit keinen weiteren Kindern erfreut wurden und also alles

Vergnügen an dem einzigen lieben Töchterchen hatten.

Vom siebenten Lebensjahr an, von welcher Zeit ab ich mich besonderer Erlebnisse zu erinnern weiß, genoß ich schon viel Verehrung. Ich konnte schon in deutscher, holländischer und französischer Sprache reden, auch außerdem lateinisch ebenso wie die anderen Sprachen schreiben und lesen, alles aber ohne strengen Unterricht, denn der Trieb, alles zu können und zu wissen, war bei mir so stark, daß ich es gleichsam spielend lernte und damit bei allen, die es sahen und hörten, Bewunderung erregte. Viele prophezeiten meiner Mutter eine große Zukunft bezüglich meiner Person und legten die Erhaltung im Sarge für ein gutes Zeichen aus. Bald war mir der Grafen-, bald gar der Fürstenstand an der Stirn geschrieben. Bald wurde ich mit dieser, bald mit jener heidnischen Göttin verglichen, und was dergleichen törichte Schmeicheleien mehr waren. Es gab keinen Namens- oder Geburtstag, an dem ich nicht von verschiedenen hohen Personen reichlich beschenkt wurde, so daß sich meine Eltern, namentlich meine Mutter, nicht wenig darauf einbildeten, einen solchen Abgott in ihrem Hause zu haben.

Aber wie wandte sich das Blatt nach einigen Jahren, als ich, durch Verführung besudelt, statt Lob und Wohltaten Schmach, Spott und Verachtung erdulden mußte!

Obgleich ich von Natur nicht zum Hochmut neigte, ja entgegen dem angeborenen Dünkel des

Adels mir immer vorstellte, daß ein Mensch so gut wie der andere wäre, daher auch oft mit Kindern aus dem Volke spielte und mich gemein machte, wofür ich manchen derben Verweis von meiner hochwohlgeborenen Mama empfing, wurde doch endlich durch die ständigen Schmeicheleien so vieler vornehmer Leute mein junges Herz mit der verhaßten Untugend geschwängert, daß ich anfing, andere verächtlich anzusehen und, wenn die Verbeugungen nicht tief genug gemacht wurden, statt des Dankes den Mund höhnisch zu verziehen.

Ich hatte noch nicht das zwölfte Jahr erreicht, als ein holsteinischer Prinz, ein naher Verwandter des gräflichen, nunmehr in den Fürstenstand erhobenen ostfriesländischen Hauses bei uns eintraf, der meinem Vater einen Auftrag überbrachte. Zu seiner Bewirtung wurden alle möglichen Anstalten gemacht und die Tafel sehr reich beschickt. Ich mußte an dem Mahl teilnehmen, weswegen mich die Frau Mutter, ihre Alexandrine in das rechte Licht zu stellen, auf das schönste herausputzte; namentlich wurde mein von Natur schon lockiges blondes Haar nach der damaligen Mode geschmückt. Wie wir nun bei Tische saßen, hatte dieser schöne, junge Fürst, der alle für eine so hohe Persönlichkeit notwendigen Eigenschaften besaß, unverwandt seine Augen auf mich gerichtet, trank unter liebenswürdigen Worten zu verschiedenen Malen auf meine Gesundheit, küßte mir sogar die Hände und sagte endlich: „Dieses entzückende Fräulein ist das größte Meisterwerk aller Geschöpfe,

das die Natur mit so vielen Schönheiten begabt hat, daß auch der spitzfindigste Tadler nichts dagegen vorbringen könnte. Diese Schönheit ist würdig, den fürstlichen Purpur zu tragen, wozu sie auch der Himmel erkoren zu haben scheint, der ihr Haupt schon mit einer solchen Krone geziert hat, wovon die Anmut ihres entzückenden Gesichts noch mehr erhöht wird. Ja,“ setzte er mit ernsthafter Miene hinzu, „wenn ich eins der namhaftesten Fürstentümer in Deutschland besäße, sollte mich der Tausch der besten Hälfte davon für den Besitz einer solchen Liebe nicht gereuen.“

Mein Vater beantwortete seine Rede mit sehr ergebenen Worten; solche hohen Lobsprüche kämen seiner einfachen Tochter nicht zu, da sie so hoher Gnadenbezeugungen eines Prinzen nicht würdig wäre. Die Mutter hatte jedoch, wenn sie auch die Komplimente ablehnte, wie ich merkte, inniges Vergnügen daran, eine so bewunderte Tochter bei sich zu haben. Der Prinz sagte aber noch mehr verbindliche Worte, so daß meine törichte Einbildung wirklich glaubte, ich hätte schon die feste Gewißheit, einen Fürstenthron zu besteigen, und solche Würde wohlverdient.

Diese närrische Phantasie wurde durch den edlen Rheinwein, der im Überfluß dastand und wovon ich auf vieles Nötigen des Prinzen etwas reichlicher, als meiner Jugend zukam, getrunken hatte, mehr und mehr gehoben, so daß ich auf des Prinzen Liebenswürdigkeiten einging, wie wenn ich schon eine Berechtigung dazu hätte.

Nach aufgehobener Tafel wurde eine Promenade in den Garten und von da in ein kleines Lustwäldchen unternommen, wobei mich der Prinz nicht losließ und mit immer größeren Schmeicheleien meine ausschweifenden Gedanken vermehrte. Am Ende des Gehölzes war eine große Wiese, auf der Hirtenjungen ihre vierfüßigen Kompanien weideten und ihre Ochsen und Schweine kommandierten. Diese Kommandeure fingen an miteinander zur Kurzweil zu raufen. Der Prinz hatte sein Vergnügen daran und versprach dem Sieger ein Geschenk. Hierauf gab sich jeder die größte Mühe, sowohl den Ruhm als auch die Belohnung zu erlangen.

Es waren neun Bengels, weswegen der Prinz sich den Spaß machte, zu meinem Vater und den anderen Kavalieren zu sagen: „Meine Herren, hier sehen wir die neun Musen versammelt; wir wollen sie vor Beginn des Kampfes zunächst ihre musikalischen Instrumente blasen lassen, damit sie mit größerer Munterkeit den Streit anfangen.“ Ein jeder ergriff nun auf Befehl sein Horn, und sie machten einen unbeschreiblichen Lärm, indem es jeder dem anderen zuvortun wollte. Der Prinz legte jedem einzelnen den Namen einer Muse bei, und alsdann kam es zum Handgemenge. Sie kämpften zunächst fünf gegen vier; hierauf gerieten sie einzeln aneinander und würgten und balgten sich so, daß die Haare herumflogen und endlich auch schon rote Brühe kam, so daß man sie auseinanderbringen mußte. Der eine, der durchaus nicht der

größte und dem Ansehen nach stärkste war, Rudolf Schubbe mit Namen, vom Prinzen Euterpe genannt, behielt die Oberhand, alle anderen lagen zu seinen Füßen. Er bildete sich nicht wenig darauf ein, in Gegenwart so hoher Personen als Sieger erklärt zu werden, und kam mit gravitätischen Bocksprüngen herzu, den verheißenen Lohn für seine Heldentaten zu empfangen.

Der Prinz und die anderen Kavaliere gaben einem jeden etwas als Entschädigung für ihre Strapazen; der Sieger aber bekam die vierfache Belohnung; außerdem wurde ihm sein Horn voll Wein geschenkt, wobei der Prinz lachend sagte: „Da, Euterpe! Laß dir diesen Trunk wohlschmecken, den du als ehren- und mannfester Kuhritter so tapfer erworben hast!"

Der Junge setzte das ziemlich große Horn unerschrocken an und trank den ihm unbekannten Nektarsaft so begierig in sich hinein, daß ihm die Augen aus dem Kopf traten; ohne Zweifel bildete er sich ein, er hätte Herkules mit seinen sieben erstaunlichen Arbeiten, die ihm die Fabelsänger andichten, weit übertroffen. Er war kaum zehn bis zwölf Schritte wieder zurückgegangen und wollte sich gegen die anderen mit seinem Ruhm brüsten und sie verspotten, da sagte der Prinz: „Ich wollte gern noch viermal soviel, wie ich dem Jungen gegeben, daran wenden, wenn ein anderer seinesgleichen zugegen wäre, der den Schlingel bezwingen könnte. Das sollte mir ein ganz besonderes Vergnügen sein."

Ich hatte, während wir den Jungen zusahen, wieder ein wenig Wein zu mir genommen und davon großen Mut bekommen. Deswegen sagte ich zu dem Prinzen: „Gnädiger Herr, es sollte mir wohl gelingen, den großen Tölpel, ehe er sich's versähe, über den Haufen zu werfen; soviel Geschicklichkeit traue ich mir zu." — „Das wäre ein nettes Wagnis," beantwortete er meine Rede mit Lächeln, „wenn ein so zartes Fräulein sich mit einem solchen groben Kuhtapps einlassen wollte; was würde daraus werden? Er würde ohne Zweifel die Handgriffe anwenden, die er mit der Ochsenkeule gewohnt ist. Und da hieße es, den Zucker in den Mist werfen, aus dem er unbesudelt wieder herausgenommen werden soll. Nein, mein allerbestes und allerliebstes Kind, Ihre weichen Alabasterhändchen sind solchem Unternehmen doch nicht gewachsen."

Kaum hatte er ausgeredet, da sah ich den Jungen seine närrischen Sprünge auf der Wiese machen, wie er die anderen äffte; keiner wollte sich weiter an ihm vergreifen, weil sie ihn alle für ihren Meister hielten.

Ich tat hierauf, als wollte ich mich etwas beiseite begeben, und schlich, ehe die hohe Gesellschaft es ahnte, hinten herum, bis ich zu dem Bengel kam; dann rief ich ihn herbei und sagte: „Glaubst du auch, daß ich dich über den Haufen werfen kann?" Der Lümmel, dem von dem ausgeschlürften Wein der Kopf glühte und der schon taumelte, schlug ein häßliches Lachen an und sagte: „Ei, das kleine

Würmchen! Meine kleine Zehe ist noch zu stark, um es auf einmal zu zerquetschen!"

Dieser Hohn entrüstete mich so, daß ich ihm mit einer Rute, die ich in der Hand hielt, um die bloßen Beine schlug. Da ihm das empfindlich war, wollte er scherzend einen Griff nach mir tun, wovon ich ohne Zweifel im Gesicht ein unsauberes Merkmal durch seine wenig appetitlichen Hände gehabt hätte. Augenblicklich aber kniete ich nieder, daß er über mich hinfiel und mich leicht zur Erde hätte niederdrücken können. Geschwind aber hatte ich sein eines Bein in Händen und zog daran, daß er rücklings zu Boden stürzte und, weil das Erdreich etwas weich war, mit dem Kopf ziemlich einsank. Plötzlich sprang ich alsdann in die Höhe, lief über ihn hinweg und trat ihm mit dem einen Fuß auf den Mund, worauf die anderen Jungen schrecklich zu brüllen anfingen: „Seht mal den großen Lümmel, er läßt sich von dem kleinen Fräulein hinwerfen und mit Füßen treten." Unterdessen schlug ich ihn mit der Rute bald auf die Hände, bald auf die Beine; er zappelte unter mir wie ein Krebs, der das Wasser sucht, und konnte doch nicht aufkommen.

Als der Prinz und die anderen den Vorgang sahen, erhob sich ein großes Jauchzen und Lärmen. „Ei, so hätte ich mir," sagte der Prinz, „nimmermehr eine Komödie am heutigen Tage gedacht! Das ist ja ein Vergnügen, das tatsächlich einer königlichen Tafelmusik und der schönsten Oper vorzuziehen ist!"

In aller Eile kam er herzugelaufen und sah sich mit höchst vergnügtem Gesicht die überaus komische Lage des vorher so kühnen Jungen an, der die anderen erst so verächtlich behandelt hatte. Dieser wälzte sich nun herum und schrie immerfort, ich sollte aufhören. Ich warf ihm noch einen weichen Klumpen Erde ins Gesicht und lief dann mit dem Prinzen zu den anderen zurück.

Es folgte ein ungeheures Lachen, als der Junge aufstand, denn die Schminke seines Gesichtes sah zu närrisch aus. Nichts aber vermochte ihn mehr zu kränken, als der so schnell wieder verlorene Siegesruhm, den er nun so zarten und ihm so verächtlich erschienenen Händen überlassen mußte.

Vater und Mutter gaben mir einen starken Verweis wegen solchen unbesonnenen Streiches, bei dem ich leicht hätte zu Schaden kommen können, wenn mich der Bengel angefaßt hätte. Dagegen waren die Lobsprüche des Prinzen und der anderen desto größer; sie wußten gar nicht genug Worte dafür zu finden. Geschicklichkeit, Klugheit, Mut und Stärke, alles wurde an mir gepriesen und bewundert.

„Was soll nun diese junge Heldin für eine Belohnung empfangen?" sagte der Prinz. „Sie hat eine kaum glaubliche Tat verrichtet, die es wert ist, der Vergessenheit entrissen zu werden. Welcher Zweig oder Blumenkranz ist würdig, ihr Haupt zu schmücken?"

Als wir nun wieder ins Haus kamen, hatte dieser Herr aus meines Vaters Garten einen

Lorbeerzweig von einem Baume abgepflückt, einen Kranz davon gemacht und einen kostbaren Brillantring hineingewunden; als wir zu Tisch gingen, setzte er ihn mir mit folgenden Worten, die er mir ins Ohr flüsterte, auf: „Hier, mein liebenswürdigstes Engelchen! Nehmen Sie dieses schlichte Kränzchen von meiner Ihnen hochverbundenen Hand, bis ich Ihnen nach Ablauf weniger Jahre den Brautkranz aufsetze, der Ihrer Würde entsprechend besser geschmückt sein soll!"

Nach aufgehobener Tafel begann ein Tanz, in dem ich schon nach französischer Art wohlunterrichtet war. Der Prinz tanzte einmal mit meiner Mutter, dann streckte er seine Hand nach mir aus; ich suchte alle Geschicklichkeit, die in meinem jungen Leibe aufzufinden war, hervor, um diesem hohen Tänzer zu genügen und den schon erworbenen Ruhm noch zu vermehren. Auf alle mögliche Weise wurde ich wieder von dem Prinzen gelobt, und als er am folgenden Tage, um sich wieder an seinen Hof zu begeben, Abschied nahm, bat er sich aus, mich mit dahin zu nehmen. Mein Vater schlug es ihm unter höflicher Entschuldigung ab, doch sagte der Fürst, es würde bald eine solche Einladung von der Fürstin, seiner Mutter, kommen.

Nach seinem Abschied blieb mein unreifes Gehirn mit lauter fürstlichen Gedanken angefüllt; zur Erlernung hochtrabender Worte und närrischer Staatspossen las ich gaukelhafte Romane und ähnliche Bücher, die ich mir heimlich anschaffte und mit denen ich mich die meiste Zeit beschäftigte, während

ich doch lieber einen besseren Unterricht hätte wählen sollen. Es gibt nichts Schädlicheres für die Jugend als Bücher, die die Sinnlichkeit reizen und die Phantasie so erregen, daß zur ernsten Arbeit keine Lust mehr vorhanden ist. In so zarter Jugend kann man noch nicht Gutes und Böses unterscheiden, und an Stelle der beliebt machenden Galanterie sollten die Eltern lieber dafür sorgen, daß den Kindern Wohlanständigkeit beigebracht würde, die das Gemüt erheitert.

Der Prinz war kaum bei Hofe angelangt, da lief die traurige Kunde von dem Tode unseres Fürsten Enno Ludwig ein, der vor wenigen Jahren dem Reichstag erst als intcoduzierter Fürst beigewohnt hatte und nur achtundzwanzig Jahre alt geworden war. Mein Vater, der bei ihm sehr viel gegolten hatte, erschrak darüber so, daß er selbst krank wurde, was mir sehr zu Herzen ging. In meinem größten Kummer aber klopfte der Tod mit einem Finger bei mir selbst an, denn ich bekam die mir stets verhaßt gewesenen Blattern, worüber ich aufs äußerste betrübt wurde; denn nun, dachte ich, ist es um deine Schönheit geschehen, der Prinz wird dich nun nicht mehr schätzen, und ähnliche närrische Einfälle beschäftigten mich. Acht Tage war ich meiner Sinne nicht mächtig und verursachte meinen Pflegerinnen mit meinen wunderlichen Phantasien allerlei Kurzweil.

Meine Mutter wußte nicht, ob sie mehr Sorgfalt auf mich oder ihren Mann verwenden sollte, so sehr hing ihr Herz an ihrer schönen Imela, was

sie mir, sooft sie mich ansah, mit bitterem Schmerz zu verstehen gab. Sie tat verschiedene Gelübde, wenn ich wieder aufkommen und kein verunstaltetes Gesicht davontragen würde. Ihre Bitten wurden in beiden Punkten gewährt; ich kam nicht allein wieder auf, sondern es blieb auch mein Gesicht von allen Flecken und Narben frei, so daß es nach meiner Krankheit schien, als ob es dadurch nur reiner und klarer geworden wäre. Hingegen aber ging mein Vater den Weg aller Welt, nachdem er zwei Jahre auf dem Siechbett gelegen hatte. Meine Mutter war sehr traurig und fand nur Trost an meiner Genesung.

In meinem fünfzehnten Lebensjahre bekam ich verschiedene Heiratsanträge. Ein Anbeter meldete sich nach dem anderen, und einer übertraf immer noch den anderen an Versprechungen und schönen Worten. Die meisten sah ich nur verächtlich über die Achsel an, ja, ich würdigte sie nicht einmal einer gebührenden Antwort, sondern wies sie mit Hohn ab, obwohl sie es sich Mühe und Zeit kosten ließen, meine Liebe zu gewinnen. Der Fürstenstand steckte mir noch immer sehr tief im aufgeblasenen Gehirn, so daß ich alles andere verlachte.

Unter fünfen, die sich bemühten, waren zwei, die überhaupt kein Gehör fanden, der erste bei meiner Mutter, der andere bei mir. Dieser war ein Verwandter männlicherseits von meinem Vater, dem verschiedene Güter zufielen, weil mein Vater keinen männlichen Nachkommen hinterlassen hatte;

daher schien es der Mutter sehr gelegen, auf diese mir angebotene Heirat einzugehen. In meinem Herzen aber ließen alle seine Worte keinen Funken aufglimmen; ich sah ihn lieber gehen als kommen.

Der aber, den meine Augen eines Blickes würdigten, war ein Kavalier aus Lauenburg, schon etwa dreißig Jahre alt und an Gütern jenem anderen nicht gleich; aber seine angenehme und liebenswürdige Art, seine gute Gestalt und Wohlanständigkeit in allem, was er tat, erweckten bei mir eine starke Neigung für ihn.

Als ich meiner Mutter davon erzählte, machte sie ein saures Gesicht und sagte mit Kopfschütteln: „Meine Tochter, du meinst gewiß, fremdes Brot schmeckt anderen wohl, daß du dir das schlechteste erwähltst; greif doch lieber nach dem fetten Bissen, aus den mageren Stücken ist wenig Kraft zu kochen.“ — „Ich esse nicht gern allzu fette Suppen,“ versetzte ich gleich ganz naseweis, „habe auch gehört, daß das magere Fleisch, wenn es sonst nur gut ist, die beste Nahrung gibt.“ Sie wurde hierüber sehr unwillig und polterte los: „Man muß einen Unterschied machen, was einem Esel und was einem Schoßhündchen zur Nahrung dient. Mit törichten Einbildungen wirst du dir den dir zukommenden Unterhalt zu standesgemäßem Leben nicht verschaffen.“

Ohne weiter auf sie zu hören, ging ich unmutig fort, denn ich hielt es für ein großes Unrecht, daß man es wagte, mir zu widersprechen. Meinen Willen zu brechen, hatte ich von mir selbst nicht ge-

lernt, und meine Erziehung hatte alles meinem Belieben überlassen, weil die große Liebe der Eltern, namentlich meiner Frau Mutter, glaubte, daß Verstand und Tugend mit ihren edelsten Eigenschaften mir eigen wären. Daher kam es denn auch, daß ich in dem Widerspruch gegen mein Verlangen eine große Beleidigung meiner Person erblickte und auf Rache sann, ohne nachzudenken, ob es recht oder unrecht wäre.

Die nötige Vernunft, auf die mütterlichen Worte zu hören, fehlte mir. Ich verabschiedete mich von ihr, wie wenn mir Unrecht geschehen wäre, und erwartete im Fortgehen, daß es das mütterliche Herz gereuen möchte, mir mit so empfindlichen Worten begegnet zu sein und daß sie mich zu sich zurückrufen würde. Als solches aber nicht geschah, hatte ich meiner Meinung nach nun Ursache genug, nicht länger standzuhalten; ich glaubte, meine Mutter würde, wenn sie das Vergnügen, mich wiederzusehen, haben wollte, mir schon entgegenkommen und mich freundlicher behandeln.

Kaum war ich, um mein verdrießlich gewordenes Herz zu erleichtern, in den Garten gekommen, als ich einen kleinen Lakai auf mich zukommen sah, der mir das Kleid küßte und ein Briefchen übergab, wobei er viel demütige Komplimente machte, so daß ich mich über den Jungen wunderte und ihn fragte, von wem er käme; meines Wissens hatte ich ihn noch niemals gesehen und war daher im Zweifel, ob ich den Brief öffnen sollte. „Gnädiges Fräulein,“ sagte der Junge, „der Brief

wird Sie über alles belehren, was Sie von mir zu wissen verlangen. Mir ist nur befohlen, ihn in Ihre schönen Hände zu geben und nach Durchlesen auf gnädigen Befehl zu warten."

Hierauf trat ich etwas beiseite und brach das mir unbekannte Siegel auf, worauf folgender Brief zum Vorschein kam:

„Unschätzbare Krone aller Schönen!

Sie werden ohne Zweifel der Meinung sein, daß ich ein Prinz ohne fürstliches Wort bin, der mit leichtsinnigen Schmeicheleien aufzuwarten gelernt hat, in der Tat aber nicht adeliger Standhaftigkeit würdig zu achten ist. Nun kann ich mir leicht vorstellen, was für ein Urteil aus dem sonst lieblichsten Munde gegen mich ausgesprochen worden ist, das eine gänzliche Aufgabe Ihrer unschätzbaren Gewogenheit in sich enthält. Aber, Schönste und Liebenswürdigste, die meine Augen je gesehen haben, die Tugend und Hoheit des Verstandes, womit es dem Himmel gefallen hat, Ihre Jugend vor tausend anderen zu krönen, verspricht mir die hocherwünschte Absolution dieses Fehlers nach angehörter Entschuldigung. Nicht die Verstellung der Worte, nicht die Änderung des Gemütes, nicht eine andere Wahl, nicht das Vergessen Ihrer mir auf ewig ins Herz geschriebenen Person sind die Ursachen eines so langen Stillschweigens, als ob dieser unerlöschliche Liebesfunken erkaltet wäre; im Gegenteil, die Liebe lodert immer stärker in der Tiefe

des Herzens auf. Die unwiderstehlichen Züge des Verhängnisses, die zurückzuhalten alle sterblichen Hände viel zu schwach sind, haben mich genötigt, mein so sehnliches Verlangen bis jetzt aufzuschieben. Damit Sie aber von meiner Beständigkeit um so gewisser überzeugt werden, habe ich nicht mit leeren Buchstaben allein ein Genüge tun wollen, sondern mich inkognito selbst hierher begeben und erwarte den Befehl, ob und wann ich Sie heimlich sprechen kann, um Ihrer gütigen Verzeihung und erneuerter Gewogenheit versichert zu werden; alsdann werde ich mit desto größerem Vergnügen meinen öffentlichen Besuch bei Ihrer Frau Mutter abstatten.

Unter sehnlichem Erwarten verbleibe ich

U. A., Pr. v. H."

Als ich die letzte Zeile gelesen und die Unterschrift gesehen hatte, was für Geister stiegen da bei mir hoch! Stirn und Wangen brannten, als ob sie mit glühenden Kohlen besät wären; ich wußte nicht, welchen Entschluß ich fassen sollte. Endlich trat der Diener wieder auf mich zu und fragte mit tiefer Verbeugung, wozu ich entschlossen wäre. Es wäre ihm schleunige Rückkehr anbefohlen worden. Meine Sinne waren so verwirrt, daß ich keine rechte Antwort fand. Ohne Überlegung, ob es auch schicklich wäre, sagte ich endlich, ich würde den Herrn hier um sechs Uhr erwarten. Freudig nahm der Diener Abschied von mir.

Nun fing ich in meiner Einsamkeit an, den Inhalt des Briefes mir noch einmal zu wiederholen, und obwohl mir des Prinzen Handschrift nicht bekannt war, setzte ich doch wegen der von ihm gebrauchten Ausdrücke keinen Zweifel in die Echtheit des Briefes und über die Person des Schreibers, sondern gab mir Mühe, mein Benehmen gegen jedermann so einzurichten, daß stets etwas Fürstliches an mir zu sehen wäre.

Fast hätte ich mich sogar unterstanden, meiner Mutter unverzüglich eine Andeutung zu machen, daß sie mich geringschätzig behandelt hatte und mich etlicher kleiner Güterchen wegen an eine unangemessene Liebe binden wollte, wenn ich nicht im letzten Augenblick an die Mahnung des Prinzen gedacht hätte, unsere Beziehungen noch geheim zu halten.

In meinem Herzen kamen mir alle anderen Anträge lächerlich vor, ja auch den Lauenburger, der zuvor schon so sehr in meiner Gunst gestanden hatte, schlug ich mir nun verächtlich aus dem Sinn; alle anderen aber würdigte ich nicht einmal eines Blickes.

Sehnsüchtig erwartete ich die von mir bestimmte Abendstunde, und es reute mich, daß ich den Prinzen nicht früher bestellt hatte. Um nicht verhindert zu werden, sagte ich zu meinen Kammerfrauen, man sollte mich nicht zu Tisch rufen, ich hätte Kopfschmerzen und wollte mich zu Bett legen. Schon ehe es fünf Uhr schlug, ging ich in den Garten in eine kleine Hütte, um den Eingang

zu beobachten, durch den der Bediente gekommen war, damit ich den erwarteten Prinzen bald sah. Von der Glückseligkeit, Durchlaucht genannt zu werden, machte ich mir die süßesten Vorstellungen. Mit solchen Phantasien beschäftigt, ging ich nach der Tür und lauschte, ob ich schon die fürstlichen Schritte hören könnte.

Zufällig kam mein Herr Lauenburger daher; als er meiner gewahr wurde, machte er eine tiefe Verbeugung und näherte sich mir mit überaus freundlicher Miene in der Hoffnung, einen gnädigen Willkomm zu erhalten. Seine sonst ganz angenehme Gegenwart war mir jetzt sehr zuwider; ich konnte meinen Verdruß nicht verbergen und begrüßte ihn nur sehr kühl. Er entfärbte sich, sprach aber einige freundliche Worte zu mir, um zu hören, was mich so unliebenswürdig gemacht hatte. „Ich will," sagte er, „nicht hoffen, daß meine Gegenwart die Ursache Ihrer Verdrießlichkeit ist, es würde mir sonst großen Kummer bereiten. Habe ich Sie mit irgendetwas beleidigt, wenn auch unwissentlich, so bitte ich fußfällig, es mir zu sagen und mir nach eigenem Belieben eine Buße aufzuerlegen."

„Mein Herr," gab ich ihm mit hochtrabender Gebärde zur Antwort, „ich habe jetzt nicht Zeit, viele Worte zu verlieren; Sie werden mich entschuldigen, daß ich Ihnen kein Gehör geben kann. Mich halten sehr wichtige Ursachen davon ab, und ich kann hier nicht lange verweilen."

„O Allerschönste und Liebste," antwortete er

darauf ganz betrübt, „wie kommt es, daß Sie mich plötzlich so gering schätzen?"

„Zeiten und Stunden verändern sich bald," versetzte ich kurz; „was wir morgen wissen, ist uns heute noch nicht bekannt. Ich habe Ihnen meine Gewogenheit gezeigt, mich aber noch zu nichts verpflichtet, was übrigens auch nicht allein in meiner Hand liegt. Ich bitte mich nicht weiter zu belästigen, weil es die Zukunft nicht mehr erlauben wird, Freundschaft zu halten. Ich muß also Abschied von Ihnen nehmen."

Er erschrak über meine Sinnesänderung, an die er nimmermehr gedacht hatte, so daß ihm die Lippen erblaßten und die Hände zitterten. „Was bedeutet das?" sagte er ganz bestürzt, „wo bleibt der Ihrer Jugend allezeit nachgerühmte Verstand? Ist denn Tugend und Überlegung auf einmal so tief gesunken, daß die Treue mit solcher Verachtung belohnt wird?"

Ich empfand Mitleid mit ihm, denn eine solche Betrübnis rührte mein Herz; doch vermochte ich mich nicht zu entschließen, ihn mit weiterer Gunst zu trösten, indem das meiner Einbildung nach meinem bevorstehenden hohen Glück großen Eintrag tun könnte. Ja, ich hielt es für gefährlich, mich noch einen Augenblick länger mit ihm aufzuhalten, denn der Prinz oder auch nur sein Bedienter konnte kommen, und was für ein Nachteil würde mir entstehen, wenn man mich allein im Gespräch mit einem anderen Manne finden würde; bestimmt würde ich dann der fürstlichen Zuneigung

verlustig gehen. Ich verabschiedete mich also schnell von ihm und gab ihm nochmals, so gut ich es in meiner Eile vorbringen konnte, zu verstehen, daß das Liebesband zwischen uns zerrissen wäre.

Er ging ganz verwirrt fort und sagte so laut, daß ich es deutlich hören konnte: „Es heißt ganz recht, Jugend und Torheit kleben zusammen wie im Brot die Brosen zwischen den Rinden. O, du unbesonnenes Äffchen! Ist das das Ende deiner Liebesneigung, so zeigt das keinen hohen Verstand; vielleicht aber kommt die Reue, ehe man es glaubt."

Das andere, was dann noch folgte, konnte ich nicht mehr verstehen, lachte aber in meinem Innern darüber und sagte zu mir selbst: „Ich will dir in kurzem wohl etwas anderes zeigen, daß du in aller Ehrerbietung vor mir stehen sollst, wenn du überhaupt die Ehre mit mir zu sprechen hast; dann wirst du gewiß schon glücklich sein, wenn ich dir einen Handkuß erlaube." Damit ging ich wieder in die Hütte und erwartete meinen Besuch.

Als die festgesetzte Stunde herankam, war ich etwas eingeschlummert, fuhr aber plötzlich auf und setzte mich, als die Glocke sechs Uhr schlug, in Positur. Meine Augen blieben immer auf die Tür gerichtet, um zu sehen, wann der Erwartete kommen würde. Ich besah mich in dem mitgenommenen Spiegel, ob mein Kleid auch in guter Ordnung und namentlich Gesicht und Haupt in solchem Zustand wären, daß man mich mit Wohlgefallen ansah. Dabei studierte ich meine Mienen, ob sie sich auch für eine zukünftige Fürstin schickten.

So weit kann törichter Dünkel die Herzen verleiten und die Vernunft verdüstern, daß sie sich selbst fremd werden und glauben, eine andere Gestalt angenommen zu haben. Jetzt wundert mich mein jugendlicher Unverstand nicht mehr so sehr; es wird mir nur schwer, allen Erinnerungen Gehör zu verschaffen. In der harten Lehrzeit meines Herumvagabundierens habe ich oft Personen angetroffen, die so harte Prüfungen ausgestanden und genügend Gelegenheit gehabt haben, ihre Nichtigkeit zu erkennen; durch irgendeinen Glücksfall haben sie aber ihr Elend gänzlich vergessen und sind übermütig geworden.

Während ich noch nachdachte, klopfte jemand an die Tür, ich sprang freudig auf und öffnete. Sogleich trat der kleine Lakai wieder herein, faßte meinen Rock, küßte ihn und sagte: „Ist es nun gefällig, Gnädigste, daß der Herr kommt?"

„Ja, mein lieber Junge," versetzte ich mit hoheitsvoller Miene, „ich erwarte ihn mit Verlangen."

Darauf eilte er sofort zurück.

Mich freute es, daß niemand von unseren Leuten dazu kam und mich rief; also konnte ich ungestört mein Vergnügen haben. Da es nun noch etwas länger dauerte, bis der Besuch kam, zog ich den Brief geschwind hervor, um mir seinen Inhalt noch mehr einzuprägen und darauf eine wohlanständige Antwort zu geben. Ich ergötzte mich auch diesmal sehr an den liebenswürdigen Worten eines so großen Herrn, der sich so sehr um meine

Liebe bewarb, und stellte mir dabei lebhaft vor, wie angenehm es sein würde, wenn ich unter scheinbaren Bitten einem solchen Herrn befehlen könnte.

Statt des Prinzen kam aber der Diener wieder angelaufen, machte eine tiefe Verbeugung, überreichte mir ein zweites Briefchen und ein verschlossenes geschnitztes Kästchen aus kostbarem Holz und bat mich nochmals um Antwort. Ich sah ihn erstaunt an und fragte, wo sein Herr bliebe. — „Sie werden alles nach Öffnung des Briefes erfahren," war seine Antwort; damit blieb er wartend stehen.

Ich wandte mich um, um den Brief zu lesen, und fand folgende Zeilen:

„Gnädige und Auserwählte! Sie wollen mir die verdiente Strenge Ihrer Ungnade nicht widerfahren lassen, wenn meine Kühnheit Ihre Güte zu mißbrauchen scheint, da ich mich unterstehe, die schon vergönnte Aufwartung nochmals aufzuschieben. Ich muß mich allerdings schämen, mich vergebens erwarten zu lassen, was an sich höchst strafbar wäre, wenn nicht die äußerste Not es entschuldigte. Diese wird mich bei Ihrer Milde und Gütigkeit hoffentlich in Schutz nehmen, falls meine ergebenste Bitte Gehör findet, Sie morgen zu einer frühen Stunde nach Ihrem gnädigen Belieben an dem vorher bestimmten Orte zu sprechen. Inzwischen will ich die Annahme des zugleich überschickten kleinen Geschenkes als ein sicheres Zeichen noch nicht

verlorener Gnade ansehen. In Erwartung eines gnädigen Entschlusses verbleibe ich zu Ihren Diensten stets verpflichteter

Pr. v. H."

Nachdem ich dieses Schreiben gelesen hatte, rief ich den Diener herbei und sagte ihm, es hätte mir ein besonderes Vergnügen gemacht, seinen Herrn zu dieser Abendstunde zu sprechen; da es aber seinem Briefe nach nicht sein könnte, so wollte ich ihn morgen nach der sechsten Frühstunde hier erwarten und alsdann ihm mündlich meinen Dank für sein Geschenk abstatten.

Vergnügt verabschiedete sich der Diener und sagte, sein Herr würde unfehlbar morgen kommen. Nun war ich auf das Geschenk neugierig, da doch meiner Meinung nach bestimmt fürstliche Großmut darin zu erkennen sein mußte. Ich nahm das in dem Briefe vorgefundene Schlüsselchen und öffnete das Kästchen, das inwendig mit Perlmutter, Elfenbein, Lapislazuli, Kristall, Bernstein und Korallen so künstlich ausgelegt war, daß es ein Vergnügen war. Mitten in dem Deckel war mein Porträt auf Gold gemalt und mit Rubinen und Smaragden eingerahmt. Ich wunderte mich sehr, daß er nicht das seine hatte hineinsetzen lassen, schloß aber darauf auf seine große Hochachtung meiner Person. Wie ich aber nun die verschiedenen Fächer aufzog, traute ich meinen Augen nicht, denn es fanden sich darin ein schönes Anhängsel und mit Brillanten besetzte Armbänder. Dabei lag eine sehr große welsche Nuß oder vielmehr ihre leeren

Schalen, mit seidenen Quasten durchzogen, darinnen ein Paar aus Pfauenfedern gefertigte Handschuhe, die genau für meine Hände paßten, so daß ich mich nicht genug darüber wundern konnte.

Als ich das letzte Fach herauszog, lag ein kleines Zettelchen aus feinstem Papier darin; voll Begierde ergriff ich es und fand folgendes Gedicht darauf geschrieben:

O allerschönstes Kind!
Das Lieblichkeit und Anmut schmücket,
Wie hoch wird dieser sein beglücket,
Der sich dein zartes Herz verbind't!

Wo ist die Dichterkunst,
Die deine Schönheit kann beschreiben?
Es muß der Kiel zurücke bleiben,
Weil seine Schwachheit nur umsonst.

In aller Musen Witz
Muß sich bei deinem Lob verstecken,
Apollo seinen Mund verdecken,
Wenn strahlt dein heller Schönheitsblitz.

Ich sehe mich beschämt,
Da ich will deinen Preis erheben
Und dir ein würdig Loblied geben,
So bleibet Mund und Zung' gelähmt.

Doch ist der Will' bereit
Und legt dies Blatt zu deinen Füßen;
Erlaube mir nur, sie zu küssen,
So werd' ich inniglich erfreut.

Ach! Schenk' mir deine Huld,
Laß mich nur deinen Diener nennen,
So werd' ich bis in Tod bekennen
Die unbezahlte Schuld.

Versichre, Engel, dich,
Daß ich vergnüget werde sterben,
Wenn ich kann deine Gunst erwerben;
Die Treu' soll bleiben ewiglich.

Ich durchlas diese Verse mit großer Aufmerksamkeit und wunderte mich über die darin gebrauchten Ausdrücke; denn wenn ich auch noch keinen rechten Sinn für Poesie und den Stil der Redner hatte, kam es mir doch etwas bedenklich vor, daß diese Verse einem fürstlichen Gehirn entkrochen sein sollten; namentlich kamen mir die Reime etwas zusammengeraspelt vor, wie ich es schon manchmal in Büchern gefunden hatte, und auch die Unterwürfigkeit war einigermaßen verdächtig, mit der ein Prinz sich gegen ein Wesen von weit geringerem Stande benahm; er mußte doch wissen, daß seine Liebe mit gierigen Armen aufgenommen würde und also dergleichen sklavische Bitten und Bewerbungen nicht nötig waren, weil sie etwas ihn Beleidigendes enthielten.

Doch entschuldigte ihn die mit soviel törichten Einbildungen geschwängerte Phantasie sehr bald: Vielleicht ist der Herr, sprach das leichtgläubige Herz zu sich, kein großer Poet und hat doch keinem anderen den Auftrag geben wollen! Außerdem weiß man, daß die Herren in Liebesaffären sehr zu

Scherzen geneigt sind und daß sich ein Kavalier gern als untertänigen Diener einer gemeinen Bürgerstochter bekennt, wenn ihn die Liebe dazu ermuntert. Der Prinz weiß, daß seiner Hoheit doch nichts genommen wird. „Du wirst es," dachte ich bei mir, „schon mit gebührender Hochachtung wieder gutmachen!"

Mit solchen kitzelnden Regungen ging ich bei einbrechender Nacht (denn solange hatten mich die süßen Betrachtungen aufgehalten) in mein Schlafzimmer, legte mich vergnügt zur Ruhe und schwelgte so lange in meinem zukünftigen Glück, bis der Schlaf mich befiel. Diese Gedanken beschäftigten mich noch im Traum, bis ich wieder die Augen öffnete und das Sonnenlicht den Schattendunst vertrieb.

Ich erinnerte mich an mein Versprechen, verließ ungesäumt mein Lager und rief meine Kammerzofe, der ich mit aller Strenge befahl, dem Putz ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie war begierig, zu wissen, warum ich mich schon so früh derartig schmücken wollte. „Ihr müßt nicht immer die Ursache der Dienste wissen, wozu Euch Eure Schuldigkeit verbindet," gab ich zur Antwort. Doch entschloß ich mich gleich, nur das sauberste Hauskleid anzulegen, um keinen Argwohn zu erregen. Ich ging in mein Wohnzimmer und befahl dem Mädchen, nicht eher wieder zu mir zu kommen, als ich nach ihr verlangte; mit großem Vergnügen legte sie sich wieder zu Bett. Hierauf schlich ich mich nach dem Garten und begab mich wieder nach der Hütte, die erwünschte Ankunft zu erwarten.

Der anmutige Vogelgesang, der sich bei lieblichem Sonnenschein in der Morgenstunde aus verschiedenen Kehlen hören ließ, ermunterte die ohnehin aufmerksamen Sinne noch mehr, so daß ich endlich eine Harfe ergriff, um die Lustsänger zu noch schönerem Singen anzuregen; und tatsächlich stellten sie nun einen Wettstreit an und erfüllten die Luft mit ihrem Gesang.

Bei solcher süßen Musik klopfte jemand an die Tür; ich stellte die Harfe zur Seite und eilte, den sehnsüchtig Erwarteten zu empfangen. Zu meinem großen Vergnügen zeigte sich denn auch der schon bekannte Vorläufer, der mir ein so wortreiches Kompliment machte und eine angenehm verbrachte Nacht wünschte, daß ich das Lachen nicht verbergen konnte. Um seine Sache möglichst gut zu machen, hielt er eine erschreckend lange Rede. Durch mein freundliches Lachen angeregt, machte er immer noch mehr Redensarten und sagte schließlich, „sein“ Herr würde sehr bald selbst da sein, was mein Herz mit höchster Zufriedenheit erfüllte. Sogleich holte ich meinen kleinen Spiegel hervor, den ich immer bei mir trug, und sah, daß die allzu große Freude mein Gesicht mit hoher Rosenblüte überzogen hatte.

Ich nahm nun wieder die Harfe und spielte ein lustiges Stück, um den Prinzen bei seinem Erscheinen damit zu erfreuen. Gleich darauf sah ich einen Mann in den Garten eintreten, dem der Lakai folgte. Die Tür wurde hinter ihnen geschlossen. Der Herr war mit einem Scharlach-

mantel umhüllt, der ihm auch das Gesicht verdeckte, und er kam mit eiligen Schritten auf die Hütte zu.

„Verzeihung, Durchlauchtigster," hatte ich schon das Wort im Mund, als er den Mantel zurückschlug und ich zu meinem Schrecken statt des Prinzen den Herrn Vetter erblickte. Mit einem Schlage waren die Rosen von meinen Wangen verschwunden und dieselben wie mit weißen Lilien überzogen. Das Wort blieb mir im Halse stecken, und die sonst freundlich blickenden Augen standen starr und unbeweglich bei diesem unerwarteten Anblick.

Er umarmte mich mit einer Gewalt, wie man sie sonst nur bei der Ergreifung eines gefährlichen Verbrechers anwendet und die ein recht kräftiges Zeichen seiner Liebe sein sollte, während meine Glieder schon aus Widerwillen gegen ihn zitterten.

„O allerliebstes, engelgleiches Fräulein Bäschen," fing er hierauf an, „hat sich Ihr liebreiches Herz denn nun entschlossen, mir eine so zuckersüße Liebesneigung widerfahren zu lassen? Sie werden doch endlich einmal mein so eifriges Bemühen mit günstigen Augen ansehen und die wahrhaft erwägenswürdigen Anerbietungen nicht so leichtsinnig in den Wind schlagen! Ich hoffe, daß meine Person noch etwas besitzt, das Ihrer hohen Gewogenheit wert zu nennen ist. Was Ihnen aber an mir unanständig oder mißfällig erscheinen mag, soll auf Ihren Befehl unverzüglich geändert werden, wenn es nur irgend möglich ist. Weil ich nun Ihre Gunst und Zuneigung über alles schätze, bin ich auch bereit, dieselbe mit Daransetzung aller

meiner Güter zu erlangen und mit dem Aufwand meines Blutes zu erhalten."

Die Worte waren verbindlich genug, und es fehlte nichts mehr, als daß sich mein Herz dadurch bewegen ließ. So aber war es noch ebenso weit davon entfernt, wie die Schafs- und Wollsaiten, einen harmonischen Ton hervorzubringen. Ja, mein Abscheu gegen ihn war jetzt durch seinen Betrug noch größer geworden, so daß ich auch mit einer lauten Hastigkeit herausfuhr, als er mich so umklammert hielt: ob er einen Verliebten oder Büttel spielen wollte, welch letzteres ich nach seinen groben Zudringlichkeiten eher annehmen müßte. Sogleich zog er seine Hände von mir weg, und ich wollte entwischen; er besetzte aber die Tür und schüttete einen so großen Ranzen voller Bittworte zu meinen Füßen aus, daß, wenn es Kaffeebohnen gewesen wären, man die ganze Levante damit hätte bepflanzen können; dadurch hielt er mich zurück, und ich mußte sein Anliegen weiter mit anhören. Die Minuten wurden mir dabei zu Stunden, und ich hoffte nur auf eine endliche Erlösung.

Wie er nun immer wieder dasselbe sagte und mich damit langweilte, zeigte ich ihm mein großes Mißvergnügen, daß er sich nicht geschämt hätte, mit solchem Betruge mich an der Nase herumzuführen; wie wenig Achtung müßte er vor meiner Person haben. Und da er die Liebe gleich zu Anfang auf eine so unerlaubte und strafbare Art zu erlangen suchte, könnte ich mir leicht vorstellen,

was für Beständigkeit ich in Zukunft von ihm zu erwarten hätte.

„Geben Sie solchen Gedanken nicht Raum," versetzte er mit tiefer Kniebeugung, „dieser Betrug ist nicht aus Arglist, noch viel weniger aus Spott geschehen, sondern die unüberwindliche Liebe, die mein Herz entzündet hat; hat mir diese Erfindung eingegeben; dazu ist, was ich Ihnen aus großem Vertrauen nicht verschweigen kann, die Genehmigung Ihrer Frau Mutter, die nur auf Ihr Wohl bedacht ist, gekommen, was mich, wie ich hoffe, von aller sonst verdienten Strafe bei Ihnen entbinden wird."

Als ich solches hörte, wurde ich noch mehr entrüstet, daß mich meine Mutter selbst auf solche Weise zu fangen und ihrem Willen gefügig zu machen gesucht hatte; doch verbarg ich dieses in meinem Herzen und machte ihm Hoffnung, um ihn so desto eher loszuwerden. „Wenn dem so ist," waren meine Worte, „so werde ich mich deswegen mit der Mama besprechen und Ihnen vielleicht binnen kurzem einen anderen Bescheid erteilen können, der mehr Gewißheit in sich hat, als es diesmal der Fall sein kann."

„Sie haben nicht nötig, zu zweifeln," erwiderte er mit einem Handkuß; „wenn ich auf der kleinsten Unwahrheit ertappt werde, will ich aller Gnade und Gewogenheit bei Ihnen verlustig gehen." Darauf zog er einen kostbaren Ring hervor und wollte ihn mit folgenden Worten an meinen Finger stecken: „Nehmen Sie unterdessen dieses be-

kräftigende Liebespfand als wahren Zeugen untrüglicher Liebe an; Ihre Frau Mutter wird es gewiß nicht verwerfen, oder ich will mir gefallen lassen, daß der Ring vor meinen Augen unter ihre Füße getreten werde."

„Sparen Sie nur diese noch unzeitige Verbindung," antwortete ich mit saurer Miene, „hier wollen wir kein Gelöbnis halten, das unter ganz anderen Umständen geschehen muß; die Liebe läßt sich nicht gleich in einen kleinen Kreis einschließen, der nur allein den Finger umfaßt, aber das Herz nicht zur Übergabe zwingen kann. Und haben Sie es darauf mit Ihren Geschenken abgesehen, so sollen sie augenblicklich wieder herbeigebracht werden, meine Augen lassen sich nicht durch den Anblick einiger wertvoller lebloser Dinge bestricken; sie wollen vielmehr zugleich einen ihnen wohlgefälligen lebendigen Gegenstand haben."

Er schien über diesen geschwinden und unvermuteten Entschluß so bestürzt, daß ihm die Tränen in den Augen standen, und mit wehmütigen Worten sagte er: „So soll ich denn ganz ohne Trost von Ihnen gehen und mein eifriges Bemühen soll umsonst sein?"

Ich beantwortete seine Worte mit gezwungener Freundlichkeit und erwiderte: „Lassen Sie sich einen kurzen Aufschub nicht verdrießen und stellen Sie alle mir unangenehmen Übereilungen beiseite. Vielleicht wird der morgende Tag schon etwas anderes mit sich bringen."

„Ach, süße Hoffnung, wenn ich nur den er-

wünschten Ausgang bald sehen könnte!" Damit drückte er mir die Hand, daß ich am liebsten laut aufgeschrien hätte, und gab mir, ehe ich es verhindern konnte, auf die Wangen zwei Küsse, auf die ich gern verzichtet hätte. Doch wollte ich ihn nicht zu sehr beschämen und sagte, ich hätte mein Kammermädchen bestellt und müßte deshalb den Besuch für diesmal abbrechen.

„Wann darf ich auf diese höchst angenehme Stunde hoffen?" war seine Frage.

„Ich werde Ihnen durch den Diener Antwort geben, wenn Sie ihn um die Abendstunde zu mir schicken wollen," gab ich ihm zum Bescheid. „Unterdessen will ich mich mit der Mama und mir selbst besprechen, damit ich dem wiederholten Genuß dieser Ehre besser begegnen kann."

Er war mit meiner Antwort zufrieden und bat inständigst, ihm doch eine bestimmte Stunde zu nennen, wenn er seinen Diener wieder schicken könnte. Ich tat es, um dieser lästigen Unterhaltung ein Ende zu machen und ihn zum Gehen zu veranlassen. Als ich seinen Rücken sah, war ich froh, schloß die Tür und begab mich ärgerlich ans andere Ende des Gartens.

Hier stand an einem Teich ein gewölbtes Lusthaus, das inwendig eine mit Brettern wohl zusammengefügte Decke hatte, an der die Kunst des Malers mancherlei Figuren gemalt hatte. Die Verschiedenheit der Tiere in ihren mannigfachen menschlichen Beschäftigungen zu studieren, war eine angenehme Tätigkeit und brachte einen über

die Langeweile weg. Dahinein begab ich mich also, um das soeben Erlebte zu überlegen und nachzudenken, wie ich mich nun verhalten sollte. „Ist das der schöne Fürstenbesuch?" eiferte ich gegen mich selbst; „darum habe ich mir soviel Mühe und so süße Hoffnungen gemacht! O hätte ich nur die Sache ahnen können, wie hätte ich den Jungen mit seinen Briefen und Geschenken abgewiesen! Was mich aber am meisten reut, ist, daß ich den ehrlichen Herrn Lauenburger so schnöde abgewiesen habe. Wenn der hört, daß es um des Vetters willen geschehen ist, wird er meiner sicherlich mit Recht spotten und mich für ein unreifes und läppisches Kind halten, das seine Rache zu kosten bekommen wird." Ich war wütend auf meine Mutter, daß sie die Anstifterin zu diesem Betruge und die Ursache gewesen war, einen mir sonst genehmen Freier abzuweisen und eine verhaßte andere Wahl zu treffen.

Meine Sinne arbeiteten angestrengt, wie ich sie hierfür nach Verdienst, aber unbemerkt, belohnen und mein gekränktes Mütchen kühlen möchte. Kein besseres Mittel, sagte mein Herz zu sich selbst, gäbe es, dazu zu gelangen, als wenn es dem Prinzen zu Ohren käme, wie man seine hohe Person gemißbraucht hat; dann würde gewiß eine empfindliche Bestrafung folgen. Ich war wirklich entschlossen — soweit trieb mich der unbesonnene Eifer —, dem Prinzen die empfangenen Briefe zuzuschicken und zu hören, was er darüber dächte; dadurch würde auch zugleich seine Achtung

gegen mich offenbar werden. Leider fehlte es an Gelegenheit, solchen Plan ins Werk zu setzen, ohne daß meine Mutter etwas davon merkte. Schließlich legte ich mich aus Ärger ins Bett und kam den ganzen Tag nicht zum Vorschein, nahm auch weder Speise noch Trank zu mir.

Meine Mutter suchte mich auf und fragte, was mir fehlte. „Ich bin an allen Gliedern wie zerschlagen," war meine Antwort. — „Dann will ich," sagte sie, „zum Arzt schicken, damit die Sache nicht gefährlich wird." — „Wir wollen noch heute und morgen abwarten," erwiderte ich; „ich habe einen Abscheu vor allen Medikamenten, mag auch weder essen noch trinken."

Sie mochte die Ursache wohl merken und wollte ein Gespräch mit mir anfangen; ich wandte mich aber um, ohne ihr Gehör zu geben, und tat, als wenn ich schlafen wollte, worauf sie hinausging. Gegen Abend kam meine Kammerzofe und sagte, ein kleiner Lakai wäre da und fragte nach mir. — „Wenn er etwa einen Brief bei sich hat, so nimm ihn ab," sagte ich ungeduldig. — „Nein," antwortete sie, „er hat keinen, er will Sie mündlich sprechen." — „Dann soll er morgen wiederkommen, und laß mich mit dem Hundsfott zufrieden," war mein Bescheid; darauf steckte ich den Kopf wieder ins Bett.

Am anderen Morgen machten sich Hunger und Durst bei mir bemerkbar, so daß ich dem Mädchen befahl, mir eine Suppe zu bringen. Als ich mich nun im Bett aufgerichtet hatte und zu essen

begann, kam meine Mutter herein, gab dem Mädchen einen Wink, hinauszugehen, setzte sich auf mein Bett und fing zu meinem Verdruß mit folgender Rede an: „Was ist das für eine Krankheit, Alexandrine, die dich abgehalten hat, den gestrigen Tag mir vor Augen zu kommen? Und als ich mich selbst zu dir bemüht habe und mit dir sprechen wollte, hast du mir verächtlich den Rücken zugewandt. Was ist dir? Warum bist du so boshaft, Leute, die nach dir fragen, mit groben und unpassenden Worten abzuweisen? Hast du keine Ehrfurcht vor mir, willst du nichts von meinem mütterlichen Wohlwollen wissen, hast du keinen Respekt vor anderen Standespersonen, die sich soviel Mühe um deinetwillen geben? Was werde ich noch an dir erleben, und wo bleibt die große Hoffnung, die ich auf dich gesetzt habe? Es scheint, als sollte meine Hoffnung ein klägliches Ende nehmen."

Ich zitterte vor Unmut so, daß ich den Löffel in den Teller fallen ließ, und mein Herz schlug vor Begierde zu reden, denn ich meinte, ein großes Recht zu meiner Verteidigung zu haben und allen Menschen den Mund stopfen zu können; doch mußte ich noch eine ganze Weile die stumme Zuhörerin sein, denn meine Mutter konnte kein Ende finden.

„Ei, sollte mich," unterbrach ich endlich ihren Wortschwall, „solche schimpfliche Behandlung nicht in der Seele kränken, daß sich so ein Narr untersteht, mir einen Fürstenbesuch weiszumachen, und hernach mit verhaßtem Affenspiel angezogen

kommt? Er muß ja selbst mit dem Narrenseil herumlaufen, daß er andere daran führen will. Wenn er nicht ein halbgeschossener Hase wäre, würde er seine Sache klüger anzustellen wissen, als daß er da mit ein paar aus Romanen herausgestohlenen Verschen angerannt kommt und glaubt, mich als unerfahrenes Kind, das die Jahre der ältesten Kühe noch nicht erreicht hat, mit seinen Tändeleien bestricken zu können. Ich will ihm aber, wenn sein Lümmel von Lakai wiederkommt, seine Klimpergeschenke hinausschmeißen lassen."

Das war meiner Mutter zuviel; sie stand auf und gab mir zwei Maulschellen, von denen jede ein so richtiges Gewicht hatte, daß der Abdruck davon deutliche Merkmale auf meinen Wangen zurückließ. Da ich so etwas nicht gewöhnt war, kam ich derartig in Wut, daß ich den silbernen Suppenteller so unsanft aus dem Bette warf, daß die Mutter mehr Suppe auf die Schuhe bekam, als ich genossen hatte. Hierauf folgten noch zwei Schläge, die aber, da ich den Kopf wegwandte, mein Ohr trafen, so daß es mir noch zwölf Stunden lang darin sauste.

„O," fuhr ich nun ganz erbittert fort, „wenn das der Prinz wissen würde, daß man so mit seinem Namen umgeht und seiner hohen Person solch unverschämtes Zeug andichtete, so würden die Urheber davon wohl auf nichts Angenehmes hoffen dürfen. Ich werde schon Gelegenheit finden, ihm das zu hinterbringen."

Durch diese Rede hatte ich bei meiner Mutter

einen solchen Zorn erweckt, daß sie eine schimpfliche und durchdringende Bestrafung an mir ausübte. Geschwind holte sie eine ziemlich große und frische Rute, ergriff mich mit aller Kraft, die die Rachsucht bei ihr offenbar noch verstärkt hatte, entblößte meinen nur mit dem Hemd bekleideten Körper und gab mir eine selbst heute noch unvergeßliche Anzahl von empfindlichen Streichen, die noch nach fünf Wochen, an meinem Geburtstage, sichtbar waren.

„Darfst du," sagte sie wütend, „unverschämte Dirne, die das Gelbe von dem frechen und ungewaschenen Maul noch nicht abgewischt hat, dich unterstehen, mir solche Dinge ins Gesicht zu sagen, daß du die Anklägerin deiner eigenen Mutter werden willst? Ei, ei, steckt dir der Fürstenstand im Kopf? Nun weiß ich ja, was dir fehlt und wie ich mich gegen dich zu verhalten habe, damit ich Euer Durchlaucht Gnade nicht verscherze. Ich glaube gar, du bildest dir schon ein, du hast das fürstliche Brautbett bereits bestiegen, daß du deinesgleichen, ja deine eigene Mutter mit so verächtlichen Augen ansiehst und so ungnädig behandelst. Aber ich will dir meine mütterliche Autorität und Gewalt mit ernstlicher Zucht zeigen, daß du, vom Wahnwitz betrogene Närrin, dir solche hohen Phantasien nicht wieder beikommen läßt. Der Prinz, der sich augenblicklich am dänischen Hof aufhält und eine königliche Prinzessin erwartet, wird sich viel um dich dummes Ding bekümmern; er würde gewiß recht höhnisch lachen, wenn er ver-

nehmen sollte, daß du seinetwegen annehmbare Partien ausschlägst. Nimm," fügte sie noch hinzu, „diese wohlverdienten Schläge als gute Erinnerung; sie werden die angemaßte Trotzkrankheit schon kurieren und den Fürstenkitzel vertreiben, bis sich dein unbedachtsames Herz eines Besseren besinnt."

Damit ging sie aus meiner Kammer und ließ mich allein; dem Mädchen befahl sie, sich nicht um mein heftiges Schreien zu kümmern und nicht zu mir hineinzugehen.

Der Schimpf, die Schmerzen und die Ursache, warum mir solches widerfahren war, brachten mich fast zur Verzweiflung, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich meinem Leibe ein noch weit größeres Leid zugefügt, als er schon durchmachen mußte. Nun soll, schwor ich mir bei dem Wohl meiner Seele, der Kerl gewiß keines Blickes, geschweige sonst etwas von meiner Seite gewürdigt werden! In meiner Wut sprang ich aus dem Bett, ergriff das Kästchen samt allem, was darinnen war, schlug es gegen die Wand, daß es in tausend Stücke ging und die Edelsteine in der Kammer herumkugelten. Als meine Zofe hereinkam und sah, was geschehen war, schlug sie in die Hände und rief: „Ach Gott, gnädiges Fräulein, was haben Sie da gemacht?" — „Kanaille," fuhr ich mit weinender Stimme auf sie los, „kehr' den Plunder zusammen und schmeiß ihn hinaus; wenn der Spitzbubenlakai wiederkommt, kann er das Zeug zusammenlesen und es seinem eselhäutigen Herrn bringen!" — Sie wollte noch lange Einwendungen

machen, ich ergriff aber alles, was ich erreichen konnte, und warf damit nach ihr, bis sie aus meiner Kammer verschwand.

Nun raffte ich alles zusammen, so schnell ich konnte, und schmiß es vor die Türe, die ich von innen verriegelte; darauf legte ich mich wieder ins Bett, das von den mütterlichen Streichen so schön bemalt war, als ob mir etwas Weibliches widerfahren war; denn die noch sehr zarte Haut, die solche Reinigung noch niemals zu kosten bekommen hatte, war von der Rute überall aufgerissen und die darunterliegenden feinen Blutgefäße hatten aus dem geschlagenen Fleische ihren roten Saft von sich gegeben.

Die verstellte Krankheit verwandelte sich in eine wahre, und die von der Mutter angewandte Kur schlug so übel aus, daß die Seele beinahe eine ewige Wanderschaft angetreten und den nach ihrem Abschied erstarrten Körper den Freiwerbern überlassen hätte, die ihn sich nun widerstandslos aneignen konnten. Denn binnen kurzem bekam ich von der heftigen Erregung eine so gewaltige Hitze, daß ich noch vor dem Abend meiner Vernunft und jeglicher Empfindung beraubt wurde.

Das ärgste dabei war, daß ich in meiner Wut die Tür so fest versperrt hatte, daß niemand zu mir hineinkommen konnte, und da ich auf Fragen und Klopfen keine Antwort gab, meinte man, ich täte es aus Trotz und Eigensinn wegen der empfangenen Schläge. Infolgedessen blieb die Tür bis zum späten Abend ungeöffnet.

Meine Mutter war inzwischen zu einem Besuch über Land gefahren, und sonst erlaubte sich niemand, die Tür eigenmächtig aufzumachen. Ich hörte das Mädchen wohl undeutlich etlichemal klopfen und rufen, war aber nicht imstande, ihr zu antworten.

Die Zunge klebte halb vertrocknet am Gaumen und lechzte nach Kühlung und Labsal, niemand aber wußte etwas von meinem gefährlichen Zustand. Als die Nacht schließlich kam, sagte die Köchin zu den anderen Mädchen: „Was mag unserem Fräulein nur fehlen? Die Sache kommt mir verdächtig vor; sie wird sich doch kein Leid angetan haben? Wir dürfen nicht mehr länger warten, sondern müssen die Tür mit Gewalt aufmachen!"

Als sie nun auf vieles Klopfen und Poltern keine Antwort bekamen, wurden sie besorgt und ängstlich und riefen zwei starke Leute herbei, die mit großer Mühe endlich die Tür aufbrachen. Sobald sie nun im Zimmer waren und mich wider alles Vermuten in so gefährlichem Zustande sahen, daß ich keine Antwort mehr geben konnte, entstand ein klägliches Geschrei, alle liefen zusammen und niemand wußte, wie man mir am besten helfen könnte. „Schickt geschwind," rief das Mädchen unter Heulen und Schreien, „zu der gnädigen Frau; ich glaube nicht, daß unser Fräulein den morgigen Tag noch erlebt!"

Sogleich wurde ein Bote weggeschickt, der unterwegs das Unglück hatte, in einen Graben zu

fallen, so daß er über eine Stunde später, als gedacht, und erst nach Mitternacht an dem Ort ankam, wo meine Mutter war. Diese wurde aus dem Schlafe geweckt, und als sie hörte, daß ihre Tochter so gefährlich krank wäre, überfiel sie ein namenloser Kummer, daß der Tod möglicherweise von ihrer strengen Züchtigung herrühren möchte. In größter Bestürzung warf sie die Kleider über, bestieg den angespannten Wagen und trieb den Kutscher zur möglichsten Eile an. Sie war aber noch keine Viertelstunde unterwegs, da fiel sie vor Kummer in Ohnmacht, so daß ihr Begleiter dem Kutscher umzukehren befahl, da ihm die Frau unter den Händen stürbe. Sie wurde wieder ins Haus und zu Bett gebracht, alle möglichen Erholungsmittel angewandt und der Bote allein wieder zurückgeschickt. Was für Schrecken entstand da unter dem Gesinde, als man diese Nachricht nun auch noch erfuhr! Niemand wußte, was man tun sollte. Der Pfarrer saß vor meinem Bett und rief mich, ohne daß seine Worte irgendwelche Wirkung hatten; einer brachte dies, der andere jenes zu meiner Erquickung an, während mein Mund doch nichts aufzunehmen vermochte.

Endlich kam der alte Schäfer, der mich aus dem Sarge geholt hatte, herbei, brachte ein dickes Kräutermus, legte es mir warm auf die Fußsohlen, machte mir mit einem mitgebrachten, wenig appetitlichen hölzernen Löffel den Mund auf, flößte mir nach und nach ein nettes Suppentöpfchen voll solchen Saftes ein, deckte mich hierauf

fest zu und wachte die ganze Nacht bei mir. Die Medikamente dieses eigenartigen Arztes brachten mir endlich Schlaf, der von einem so entsetzlichen Schweiß begleitet war, als ob das Bett mit einem Zuber warmen Wassers begossen worden wäre, und bei dem ersten Morgenlicht öffnete sich zu aller Erstaunen mein Mund mit deutlicher Sprache. „Wo bin ich?" war mein erstes Wort. „Warum hat man mich in einen Schlauch voll Salzwasser gesteckt?" Der von mir gegangene scharfe Schweiß hatte den von den Rutenstreichen verwundeten Leib sehr gebissen. Sobald ich nun in ein anderes Bett gebracht und mit einem trockenen Hemd versehen war, fühlte ich eine ganz merkwürdige Besserung; so viel hatte die Schäferkur in einer Nacht ausgerichtet, daß es auch der berühmteste Doktor ihm nicht hätte gleichtun können.

Wie ich nun den um mich so sehr bekümmerten Mann sah, mich gleichzeitig erinnerte, daß er mein ehemaliger Erretter vom Tode gewesen war und merkte, daß er mir nun wieder einen fast gleichen Beistand geleistet hatte, streckte ich meine Hand nach ihm aus, ergriff seine derbe Faust und sagte: „Leborius, Ihr seid mehr als meine Mutter selbst um mich besorgt; sie hat mich beinahe zum Tode, Ihr aber nunmehr wieder zu neuer Lebenshoffnung befördert; ich werde es Euch ewig danken."

Man wollte mich mit der betrübenden Nachricht von meiner Mutter Befinden nicht erschrecken und erzählte mir allerlei, warum sie nicht kommen könnte. Mein Widerwille gegen sie war ihres

Verhaltens wegen außerdem so groß, daß ich durchaus keine Sehnsucht nach ihr hatte. Doch ließ ich es mir nicht merken und tat, als wenn ich noch ganz schwach wäre. Mit jeder Stunde wuchsen meine Kräfte, und ich wollte keine Arznei mehr nehmen, die sie nun erst aus Aurich holen wollten, denn ich bildete mir fest ein, ich würde davon nur kränker werden.

Sie hatten meiner Mutter von meiner Besserung Bericht erstattet, worauf sich auch ihr Befinden besserte, so daß sie schon am dritten Tage, nachdem ich mich gelegt hatte, wieder erschien und in meine Kammer kam, gerade als ich mir mein Haar auskämmen ließ. Ihr Anblick verursachte mir mehr Schrecken als Freude, so daß ich auf ihr freundliches Zureden nicht viel Antwort gab, indem ich tat, als ob ich noch an Entkräftung litte.

Als ich endlich mein Lager verlassen konnte und mit ihr am Tisch speiste, fing sie ganz beweglich an: „Ich weiß nicht, wer von uns beiden hätte eher sterben können. An meinem strengen Verhalten hat deine Bosheit schuld; sonst würde ich mich nimmermehr dazu haben hinreißen lassen. Du bist doch selbst genügend von meiner stets gleichen Güte und Sanftmut überzeugt. Wirst du dich meinem Willen fügen, der für dich nützlich ist, wie auch alle verständigen Menschen mir beipflichten, so sollst du erneut meine Gewogenheit erfahren und wirst es mir auch nach meinem Tode noch danken. Du hast jetzt noch zu wenig Verstand in solchen Dingen, die Phantasien der Jugend herrschen noch in deinem Gehirn."

Ich gab ihr keine Antwort, aus meinen Augen fielen Tränen. Plötzlich auftretendes Bauchgrimmen gab ich als Ursache der Tränen an. Sie zeigte Mitleid, holte verschiedene Medikamente und gab mir Tropfen ein. Ich behauptete aber, es würde immer schlimmer, und wollte mich lieber wieder zu Bett legen. Denn nach der ausgestandenen schimpflichen Behandlung war mir für einige Zeit alle menschliche Gesellschaft zuwider.

Als ich nun merkte, daß sie bei jeder Gelegenheit den Herrn Vetter herausstrich, der gänzlich aus meinem Herzen verbannt war, die Hoffnung auf den Prinzen auch nach und nach zu sterben begann, machte ich mir die Mühe, durch getreue Personen nach dem Herrn Lauenburger fragen zu lassen. Zu meiner großen Betrübnis berichtete man mir aber, er wäre fortgereist, ohne daß man wüßte, wohin.

Nun wuchs erst recht der Verdruß in meinem Herzen, und ich gelobte mir, meine Liebesflammen eher in die Tiefen des Toten Meeres zu versenken, als sie solcher Tücke und solchem Zwang zu opfern. Es kam mir nicht ungelegen, daß ich zu der verwitweten Fürstin nach Aurich mußte, wo ich mich ein halbes Jahr aufhielt und verschiedene Heiratsanträge bekam. Die Fürstin selbst brachte mir einen in Vorschlag, dem aber mein Herz nicht zugetan war; daher bat ich sie, sich mit der Mutter auseinanderzusetzen. Die Fürstin wandte sich auch an meine Mutter, um ihre Ansichten zu hören. Diese glaubte nun Gelegenheit zu haben, mich für

ihre Absichten gefügig zu machen, und kam selbst an den Hof. Als sie merkte, daß ich zu dem Vorschlag der Fürstin keine Neigung hatte, rief sie mich zu sich und sagte: „Höre mal, Alexandrine! Hier hast du zweierlei vor dir, wovon du notwendig eins wählen mußt, wenn du dich der Fürstin und mir nicht halsstarrig widersetzen willst. Sieh mal, diese hohe Dame will selbst Mutterstelle an dir vertreten; auf einen von den beiden Vorschlägen mußt du eingehen. Gefällt dir mein Vorschlag besser, so will ich dich bei ihr entschuldigen; willst du aber lieber den der Fürstin annehmen, so sollst du von mir nicht daran gehindert werden."

So stand ich zwischen Tür und Angel und wußte nicht, was ich tun sollte. „Ist denn der Henker mit seinen Netzen gegen mich ausgegangen?" seufzte ich im geheimen; „lauter verhaßte Jäger lauern auf ein so armes Wild. Beide sind mir höchst unangenehme Menschen, und der Favorit der Fürstin ist ein so abgeschmackter und aufgeblasener Patron, daß mir vor einem Zusammensein mit ihm, und wenn es nur eine Viertelstunde dauert, grault. Den zu meiner täglichen und nächtlichen Gesellschaft auf ewig zu wählen — nein, dazu kann ich mich nimmermehr entschließen, ebensowenig wie zu einer Heirat mit dem üblen Herrn Vetter." — Um meine Mutter los zu werden, gab ich ihr zur Antwort: „Gib mir etliche Tage Bedenkzeit, dann werde ich dir meinen Entschluß mitteilen."

„Überlege es dir," erwiderte sie, „und möge ich Freude davon haben!" Damit schied sie von

mir, und ich blieb einige Tage mir ganz allein überlassen, um mir zu überlegen, was ich tun sollte; denn ich durfte mich ja niemandem anvertrauen.

An dem Abend vor dem festgesetzten Tage ließ mich die Fürstin zù sich rufen, empfing mich mit gnädigem Gesicht und freundlichen Worten. „Meine geliebte Alexandrine," redete sie mich an, „seid versichert, daß mir Euer Wohl wie einer nahen Angehörigen am Herzen liegt; Ihr werdet dann auch erkennen, daß ich nur Euer Bestes will. Die Güte des Himmels hat Euch schon den Weg gebahnt, in dieser Welt glücklich zu werden, da sie Euch mit soviel schätzbaren Gaben an Leib und Gemüt reichlich versehen hat, wodurch der kleine Abgang zeitlicher Güter infolge Eures Vaters Tod genügend ersetzt worden ist. Der Kavalier, den ich Euch vorgeschlagen habe, ist ein Mensch aus gutem und altem Geschlecht, von vornehmem Adel und von ansehnlichem Vermögen, so daß Ihr in keiner Weise irgendwelchen Mangel zu besorgen habt. Er hat eine ganz besondere Neigung zu Euch, und Ihr könnt Euch deswegen glücklich schätzen, da er auch sonst meines Erachtens nach sehr liebenswürdig ist. So hoffe ich denn, Ihr werdet deswegen nicht länger Bedenken tragen und mir für meine Fürsorge gebührenden Dank wissen; denn ich bin versichert, daß Euer Verstand in bezug dessen, was Ihr zu tun habt, die Jahre Eurer Jugend überschreitet."

Damit endete ihre an sich nicht üble Rede, und gewiß erwartete sie von mir ein mit großem

Dank verbundenes freudiges Jawort. Ich hatte aber mit solchem Verdruß des Herzens zugehört, daß mir eine Röte nach der anderen ins Gesicht stieg und mir endlich der Angstschweiß ausbrach. O — dachte ich bei mir — wüßtest du, was ich gegen diese Sorgfalt und dieses Wohlmeinen für dankbare Zuneigung in meiner Seele hege, so würdest du mich gewiß damit verschonen, wenn du es auch für Unrecht von meiner Seite ansiehst. Wenn du diesen bei dir so wohlangesehenen und lobenswerten Menschen mit meinen Augen betrachten würdest, so würde, glaube ich, deine Empfehlung ganz anders klingen. Und wenn man auch die stärkste Einbildungskraft besitzt, kann man sich doch nicht richtig vorstellen, wie unglaublich groß der Unterschied ist, wie die Menschen die Dinge ansehen, je nachdem ihre Meinungen, Absichten und Leidenschaften sind, so daß oftmals ein und dieselbe Sache bei dem einen Freude und Wonne, bei dem anderen aber Ekel und Abscheu hervorruft. Vor allem offenbart sich dies in der Liebe; der eine greift mit gierigen Händen nach dem, was der andere mit den Füßen wegstößt.

Guter Rat war hier teuer, was ich antworten sollte; und doch mußte ich mich auf irgendeine Weise von dieser drückenden Last befreien. Ich saß gleichsam zwischen zwei Feuern; die Gnade einer so hohen Fürsprecherin stand mir im Wege. Sollte ich dem Vorschlag meiner Mutter folgen, mußte ich die Wahl der Fürstin verwerfen und sie einer unrichtigen Beurteilung in dem Wert und

Lob der Dinge und ihrer Eigenschaften beschuldigen, was naturgemäß eine notwendige, wenn auch unschuldige Bestrafung nach sich zog. Stimmte ich mit ihrem Vorschlag überein und wollte dennoch eine Ausflucht suchen, so würde man mir sofort unbesonnene Eigensinnigkeit zum Vorwurf machen. Beides war schwer, das Jawort aber zu geben meinem Herzen ganz unmöglich.

Mit demütiger Miene gab ich also folgende Antwort: „Gnädigste Fürstin, die ich als meine hohe Gönnerin mit untertänigem Dank anerkenne und für die ich mit ergebenster Treue zu sterben gewillt bin, meine Jugend verspürt noch keine Lust zur Heirat; wenn jener Kavalier sich so schnell zu verheiraten gedenkt, werden ihm, einer vom Glück so bevorzugten Person, viele Wege offenstehen, um sein Vergnügen besser als an mir zu finden. Sollte aber eine meinerseits unverdiente Zuneigung gegen mich in seinem Herzen ruhen, wird die Frist von einem Jahre seine Liebe gegen mich noch kräftiger werden lassen und ihm als Aufschub nicht zu lange dünken."

Sie sah mich geraume Zeit ernsthaft an; dann sagte sie: „Mein Kind, an Eurer Antwort habe ich nichts auszusetzen; unser Geschlecht sträubt sich in tugendhafter Schamhaftigkeit vor der Heirat, um die Zierde seiner jungfräulichen Blüte nicht so bald zu verlieren und den Ehrenkranz unberührter Keuschheit etwas länger zu tragen. Da dies aber doch nach einer heiligen Ordnung einmal geschehen soll und muß, so dürfen wir auch keine Bedenken

tragen, uns in des Himmels Fügung zu schicken. Wir können mit reinem Gewissen in den Ehestand treten und unbesorgt darin wandeln, wogegen die Jungfernschaft oft vielen Gefahren und Nachstellungen ausgesetzt ist, zumal bei denen, die die gütige Natur mit Gaben beschenkt hat, die Begierden erwecken. Solchen Schatz zur Befriedigung ihrer Lüste rauben zu können, ist den Männern ein Vergnügen, und selbst die Behutsamsten können sich oftmals nicht genügend sichern, was sie hinterher mit großem Herzeleid betrauern müssen. Das Glück, das heute vor uns steht, bietet sich morgen nicht wieder mit gleicher Bereitwilligkeit an; wir müssen es ergreifen, wenn es kommt, und können ihm nicht die Zeit bestimmen. Euer Aufschub ist tugendhaft, eine schnelle Wahl aber wird meiner Meinung nach noch lobenswerter sein.

Die Annehmlichkeiten, mit der die preiswürdige Bildnerin Natur Euer Gesicht und Eure Figur ausgestattet hat, geben Euch einen solchen Brautschatz, der von den Verehrern jeglichen Glücksgütern weit vorgezogen wird. Aber wer kann dafür stehen, daß das kommende Jahr die Rosen und Lilien Eurer Wangen in demselben Flor darstellt? Wenn Ihr aber einmal Euer Glück und Wohlergehen damit erkauft habt, so muß der Besitzer sich hinterher mit dem Genuß veränderter Lieblichkeit begnügen und mit dem gegenwärtigen zufrieden sein. Vor einem Teller, den wir selbst beschmutzten, empfinden wir keinen Ekel.

Jetzt ist seine Begierde auf Euch gerichtet, und

es steht in meiner Macht, Euch das Glück in die Hände zu liefern. Wie lange aber sein Gemüt unverändert bleibt, kann ich nicht wissen. Bedenkt Euch deshalb schnell; einer langen Überlegung bedarf es nicht, ein Tag ist dafür ausreichend. Ich weiß gewiß, mein Rat und mein Zureden wird Euch nicht gereuen."

Diese Ermahnung, die ich nie vergessen werde, hatte viel Wahres in sich. Doch war und blieb es mir unmöglich, mich ihrem Willen zu fügen, und wenn sie mir auch ihren fürstlichen Schmuck geschenkt hätte. So war mir denn der Schluß ihrer Rede am angenehmsten, daß ich noch einen Tag Bedenkzeit haben sollte; an diesem Tage konnte ich schon zu einer längeren Frist etwas Neues ersinnen.

„Weil es denn der Rat und Wille Ihres hohen Verstandes nicht anders zuzulassen scheint," war meine kurze Gegenrede, „so will ich von Ihrer gnädigen Vergünstigung Gebrauch machen und dann meinen Willen in Ihre milden Hände legen."

Ich wollte noch mehr sagen, nahm aber mit einem Handkuß schnell Abschied, als ob ich unaufschiebbare Geschäfte hätte, und lief eiligst zur Tür hinaus. Denn eine längere Predigt schien mir unerträglich, namentlich wenn der Name meines Liebhabers noch öfters erwähnt würde.

Sobald ich wieder allein war, sagte ich zu mir selbst: Wenn die Natur mir wirklich Vorzüge in Bildung des Gesichts und des Körpers vor anderen verliehen hat, warum soll ich sie dann einem Menschen opfern, der mir nicht gefällt? Für ihn

wird eine Schafkrippe ebenso gut sein wie eine Porzellanschüssel. Lieber wollte ich, daß mir die Blattern alle Anmut genommen hätten, als sie diesem üblen Junker überlassen, und wenn er Besitzer von zehn Rittergütern wäre! Die Fürstin mag ihn herausstreichen, soviel sie will; sie braucht ja nicht mit ihm zu leben! Was soll ich ihr aber morgen für einen Bescheid geben?

Der nächste Tag war noch nicht lange angebrochen und ich noch mit dem Ankleiden beschäftigt, da bekam ich schon wenig angenehme Botschaft. Die Fürstin schickte ihre Kammerzofe zu mir, wünschte mir guten Morgen und meldete den gestrengen Herrn bei mir an, damit er nur ja keine abschlägige Antwort von mir bekäme.

So sehr ich auch darüber erschrak, mußte ich doch Freundlichkeit heucheln, meine untertänigsten Dienste vermelden lassen und den durch so gnädigen Befehl angekündigten Besuch allergehorsamst erwarten. Ich bat nur noch um eine Stunde Zeit, um mich und mein Zimmer zu diesem Empfange herzurichten. Es vergingen aber keine vier Minuten, da kamen Seine gestiefelten Gnaden mit klingenden Sporen an. Er hatte nach damaliger Mode ein großes Wehrgehänge mit halbzentnerschweren Fransen um, worin ein großer Raufdegen steckte; eine mit Silber ausgelegte Pistole trug er unter dem Arm, so daß ich bei seinem Anblick heftig erschrak, da ich nicht anders meinte, als er wollte die Zusage meiner Liebe mit mörderischem Gewehr erzwingen oder mich zum Duell herausfordern.

Nach kurzem Klopfen an der Tür polterte er plötzlich wie ein zum Tanz geschmückter Bär herein, so daß das ganze Zimmer wackelte. „O mein Herr!“ rief ich entsetzt; „ich bitte zu verzeihen, ich bin noch nicht angekleidet, habe auch mein Zimmer noch nicht aufräumen können; darum habe ich noch um eine Stunde Zeit gebeten.“

„Ei, ei, schönstes Fräulein,“ sagte er mit solchem Lachen, daß ich den Spiegel halten mußte, damit er nicht von der Wand herabfiel, „das wäre mir eine Freude gewesen, wenn ich Sie im Hemd oder gar nackt gesehen hätte! Diese Pistole hätte ich darum gegeben, obwohl dadurch das Paar zerrissen wäre, das mich nach langem Handeln einundzwanzig holländische Gulden kostet; dazu habe ich noch ein neues Zündloch in die eine bohren lassen müssen, weil die verfluchten Mäuse dabei gewesen waren und es ganz rostig geworden ist.“ — Damit hielt er mir das Ding mit aufgezogenem Hahn zur Ansicht vor, so daß ich zitterte.

„Mein Herr, ist sie geladen?“ fragte ich furchtsam.

„Ei freilich!“ fuhr er heraus; „meinen Sie, daß ein rittermäßiger Kavalier mit ungeladenem Gewehr aufziehen wird?“

„Wozu das aber jetzt?“ fuhr ich fort.

„Staat und Schutz zugleich, das heißt heldenmäßig und galant,“ antwortete er mit einer Miene, die des Sultans Narr schwerlich hätte nachmachen können. Damit legte er die Pistole auf den Tisch, sah sich um und fing aus vollem Halse zu schreien

an: „O, Fräulein, dort kriecht an dem Schirm eine große Wanze, Sie sind gewiß auch ziemlich damit geplagt; es ist ein Mordsvieh mit seinem Beißen, wenn es an den bloßen Leib kommt, und ein Frauenzimmer muß das noch ärger spüren, weil es zarteres Fleisch hat. Doch weiß ich nicht, ob es bei allen so ist, weil ich noch nicht viel von ihnen angefaßt habe."

Ich staunte über seine Worte und schämte mich, wie wenn mich jemand angespien hätte, schlug die Augen nieder und wußte nicht, was ich antworten sollte.

„Pfui, was stinkt hier so?" fuhr er von neuem fort. „Du kleines Schindluder" — damit gab er meinem kleinen Schoßhündchen einen Tritt — „du hast dich wohl übel aufgeführt?" Das erboste Tierchen, das zumal von Fremden nicht zuviel zu leiden gewohnt war, sprang in die Höhe und hing sich meinem plumpen Anbeter hinten an die in viele Falten gelegten weiten Hosen, so daß er ganz entsetzt im Zimmer herumlief und endlich gar zum Degen griff, den Feind loszuwerden, worauf das Tier von ihm abließ und unter das hinter dem Schirm stehende Bett kroch. Der ergrimmte Ritter aber wollte seinen Heldenmut sehen lassen und seinem beleidigten Herzen Revanche schaffen und trat mit seinen unförmigen Stiefeln so ungemach auf, daß er den unter dem Bett stehenden Nachttopf, den seine eilige Ankunft nicht beiseite zu schaffen erlaubt hatte, umstieß und das ganze Zimmer mit seinem Inhalt überschwemmte.

„Potz Donnerwetter!“ schrie er laut; „wie habe ich mir die Stiefel besudelt, es ist mir ja sogar bis an den Hosenlatz gespritzt. Wenn mich der Respekt gegen Sie nicht abhielte, wollte ich das Drachenvieh stoßen, daß ihm die Kaldaunen aus dem Leibe fahren sollten!“

„Damit würde mir der Herr keinen Gefallen tun,“ gab ich ihm meinen Unwillen zu erkennen, „für einen solchen Besuch würde ich mich wohl bedanken.“

„Ich dürfte Ihnen doch wohl lieber sein als der Hund,“ fuhr er fort.

„Wer weiß,“ platzte ich heraus, „denn dieses liebe Tierchen hat mir noch keinen solchen Schreck verursacht.“

Darauf wollte er anfangen, mit mir zu schäkern, griff mir unter den Rock, ob ich auch Strümpfe anhätte und ob meine Füße gewaschen wären und was dergleichen alberne Possen mehr waren, bis ich ihm einen wütenden Blick zuwarf und sagte, er sollte sich diese unanständigen Liebkosungen bei mir ersparen, ich wäre keine von der Sorte, die sich von ihm nach Belieben betasten ließe.

Als er mich so verdrießlich sah, wollte er in seiner Weise mein Herz an sich fesseln und kam mit einer goldenen Kette zum Vorschein, die zwar dem Gewicht nach einigen Wert hatte, aber von ebenso plumper Arbeit war wie des Herrn Benehmen. „Da sehen Sie,“ sagte er mit widerlichem Lachen, wodurch sein ohnehin schon häßlicher Mund noch

scheußlicher wurde, „daß es mir damit Ernst ist, Ihre Zuneigung zu erwerben."

Ich sah das unter obwaltenden Umständen höchst unpassende Geschenk mit höhnischer Miene an und sagte kopfschüttelnd: „Mein Herr, warum haben Sie sich soviel unnütze Kosten gemacht? Das Geld hätten Sie weit besser anwenden können." Ich wollte sein Geschenk durchaus nicht annehmen.

„Ei, schönstes Fräulein," versetzte er mit essig-saurem Gesicht, „ich habe die Kette nicht neu machen lassen, sondern von meiner Mutter geerbt und hoffe, Sie werden daraus meine Liebe zu Ihnen genügend erkennen."

„Diese Kette," sagte ich nun, „wird dazu sehr nützlich sein, mein Hündchen daran zu legen, damit es Ihnen bei etwaigem abermaligem Besuch Ihre Hosen nicht wieder zerreißen kann."

Der Empfang eines Briefes unterbrach zu meinem großen Vergnügen diesen so unangenehmen Besuch, weil ich mich damit entschuldigen konnte, ich müßte ihn unbedingt sofort beantworten. Er war von meiner Mutter, die sich erkundigte, welche Wahl ich getroffen hätte; sie wollte mich immer noch mit meinem Herrn Vetter verbinden. Mein Herz war aber beiden abgeneigt, so daß mir ihre Frage höchst unwillkommen war. So antwortete ich denn zweideutig, um sie wenigstens für einige Zeit loszuwerden. Inzwischen wurde die Fürstin unpäßlich, und ich bekam zu meinem Trost eine achttägige Frist, meinen Entschluß zu fassen. Der gnädige Herr Rosen-Ritter war verreist, was mir

mehr als angenehm war. Ein neuer Glücksstern ging auf, der mit seinem Licht den Nebel der mich ängstigenden trüben Wolken zu vertreiben schien, wenn ich nur den freien Willen gehabt hätte, solchen Stern mir nutzbar zu machen. Aber das widrige Verhängnis war gegen mich, und mit der Süßigkeit verbotener Liebeskost saugte ich die bitterste Galle ein.

Es meldete sich ein junger Kavalier freiherrlichen Standes aus dem Holsteinischen bei mir, der sich dort etliche Wochen aufgehalten und mich verschiedene Male gesehen hatte; er war mit meiner Mutter weitläufig verwandt. Als wir eine halbe Stunde allein waren, kam er mit vielen verbindlichen Worten angezogen und gab ohne lange Umschweife eine starke Neigung für mich zu verstehen.

Ich antwortete ihm mit Worten, die mich zu nichts verpflichteten. Am nächsten Tage traf er mich wieder allein auf einem Spaziergang und erneuerte seine Liebeserklärung eindringlicher. Er offenbarte mir seine Verhältnisse und wollte wissen, ob ich ihn liebte.

Obwohl ich nun keinen unauslöschlichen Liebesbrand in mir spürte, so war mir doch sein Gesuch weit angenehmer als das der beiden anderen, so daß ich ohne langes Bedenken meine Zustimmung gegeben und mit beiden Händen zugegriffen hätte, damit ich nur die verhaßten Anträge jener beiden los würde. Weil aber mein Wille in zwiefache Schranken eingesperrt war, mußte ich mit meinem Entschluß zurückhalten. Ich gab ihm daher Be-

scheid, wie es die Umstände erforderten, und verwies ihn an meine Mutter. Weil ihm nun deren Absichten nicht bekannt waren, meinte er, ihre Zustimmung zu erhalten, und nahm mit der süßesten Hoffnung von mir Abschied.

Sobald die Fürstin das Bett wieder verlassen hatte, ließ sie mich zu sich kommen, um meinen Entschluß zu vernehmen, der, wie sie hoffte, ihrem Wunsche entsprach. „Ihr habt nun, liebes Kind," sagte sie, „acht Tage genügend überlegen können und werdet mit allem Bedacht meine Vorhaltungen erwogen und sie zu Eurem Besten erkannt haben."

Ja, dachte ich bei mir, namentlich der angenehme Besuch und die große Kette für einen tollen Hund haben den rechten Nachdruck gegeben. — „Gnädigste Fürstin," antwortete ich nun, „diese acht Tage sind mir auch sehr wohl zustatten gekommen; es hat sich etwas gezeigt, das meinem Gemüt besser zusagt!"

„Wieso?" fragte sie.

„Ich habe," versetzte ich, „bei dem Besuch des mir von Ihnen vorgeschlagenen Kavaliers die Beobachtung gemacht, daß unsere Gemütsneigungen wohl schwerlich zueinander passen, um in Eintracht leben zu können. Ich muß es daher Eurer Durchlaucht überlassen, mir einen anderen vorzuschlagen, der bei mir mehr Zuneigung finden kann." Darauf erwähnte ich den jungen Kavalier und seinen Antrag. Sie ließ mich während meiner Erzählung ihren Unmut spüren, gab mir ihre Unzufriedenheit mit den Augen deutlich zu verstehen und sagte endlich:

„Wenn Kinderei und Jugend zusammenkommen, so entsteht ein unreifes Gewächs. Seid Ihr nun auf einmal geschickt und alt genug zur Heirat geworden, weil die Phantasie dem Kitzel und den Begierden etwas Gefälliges vorgelegt hat? Warum wollt Ihr in fremden Landen herumziehen, wo Ihr hier Eurer Frau Mutter Trost sein könnt? Was Ihr erst in der Ferne suchen wollt, soll Euch hier doppelt in den Schoß fallen. So geschwind dieser junge Mensch Euch seine Liebe gezeigt hat, ebenso schnell wird sie bei seinen flatterhaften Gedanken geschwunden sein, wogegen Ihr von einem Mann, der Verstand und Erfahrung hat, mehr Beständigkeit erwarten könnt; er wird Eure Jugendfehler übersehen und kann Euch verständig belehren."

Hierüber hätte ich fast laut aufgelacht; da ich mein Lachen aber anständigerweise zurückhalten mußte, wurde nur ein Schluchzen hörbar. O, dachte ich, das könnte eine hübsche Zucht werden, wenn er mir die Hunde totschlägt und die Nachttöpfe umwirft! Da könnte ich eine Sittenlehre erhalten, die man hinter dem Zaun besser findet.

„Aber," fuhr sie fort, „wenn Euch all mein Rat und meine guten Absichten zu gering dünken, so kann und will ich Euch keinen Zwang auferlegen. Kommt mir aber nicht hernach mit Reue, denn Ihr würdet eine schlechte Trösterin an mir haben."

Dieser Vorwurf verschnupfte mich dermaßen, daß mir Tränen in die Augen kamen. „So will

ich denn," sagte ich ganz beschämt, „alles Eurer Durchlaucht überlassen." — „Fragt Eure Frau Mutter deswegen," versetzte sie mit einiger Ungeduld und entließ mich.

Da werde ich wohl vom Regen in die Traufe kommen, dachte ich bei mir, wenn ich deswegen zu meiner Mutter etwas sage; denn sie wird bald die Vorzüge des Herrn Vetters herauszustreichen wissen. Weil ich nun sah, daß mir alles schief ging, entschloß ich mich, gänzlich auf die Heirat zu verzichten und ein anderes Mittel anzuwenden.

Als sich der junge Herr wieder melden ließ, gab ich ihm mit kurzen Worten zu verstehen, daß all sein Bemühen vergebens sein würde, er sollte sich daher keine weitere Hoffnung auf mich machen, seine ferneren Anträge würden mich nur quälen, weil ich ihn doch ohne Trost abweisen müßte. Hierauf sandte er mir noch einen Brief, voll von beweglichen Bitten, die mich seine quälende Leidenschaft erkennen ließen, und erklärte sich bereit, in unverbrüchlicher Beständigkeit auf mich warten zu wollen, bis ich anderen Sinnes geworden wäre. Ich empfand Mitleid mit ihm, bedauerte mein Unvermögen, ihm zu helfen, und überlegte eine ganze Weile, ob ich nicht doch auf seinen Antrag eingehen sollte. Da mir aber alle Schwierigkeiten einfielen, blieb ich bei dem einmal gefaßten Entschluß, namentlich aber weil mir unverhofft die Kunde kam, der Prinz befände sich in Emden, hätte nach mir gefragt und würde vermutlich binnen kurzem zu mir kommen.

Nun stiegen mir wieder die Fürstengedanken in den Kopf; daher säumte ich nicht lange und verabschiedete den neuen Liebhaber. Der Herr Baron war betrübt wieder fortgereist und hatte gewünscht, daß mich mein Entschluß tausendmal gereuen möchte. Als ich dies hörte, lachte ich nur. Diese Reue, sagte ich zu mir selbst, wird bald genug durch Besseres ersetzt werden; doch behielt ich meine Gedanken für mich und vergnügte mich im Innern, wie ich meine Mißgönner verspotten würde, wenn das erhoffte Glück käme und mich zu ihrer Beschämung auf einen so hohen Ehrenplatz stellen würde.

Es währte nicht lange, so ließ mich die Fürstin wieder rufen und fragte mich sehr freundlich, ob ich meiner Mutter von dem neuen Antrage geschrieben und mich mit dem jungen Herrn verlobt hätte.

„Ihnen wird bekannt sein," gab ich zur Antwort, „daß er wieder fort ist; denn ich habe ihm, weil ich Euer Durchlaucht Mißfallen spürte, eine abschlägige Antwort gegeben, ohne meiner Mutter etwas von der ganzen Angelegenheit zu schreiben."

Sie sah mich ein Weilchen schweigend an und sagte alsdann: „Weil Ihr, mein Kind, soviel auf mich gebt, will ich Euch ein neues Glück vorschlagen, das sich Euch zu Füßen zu legen scheint. — Es ist ein in königlichen Diensten stehender Geheimer Rat hier angekommen, dem Eure Gestalt so gut gefallen hat, daß er Glück, Ehre und Güter mit Euch zu teilen gewillt ist. Er ist zwar schon etwas bei Jahren, aber eine ansehnliche Person,

von dem Könige sehr wert gehalten und freiherrlichen Standes. Er hat einen einzigen Sohn, der auch schon in königlichen Diensten steht. Wollt Ihr nun Eure Jugend einem Mann von mehr als vierzig Jahren anvertrauen, so könnt Ihr am königlichen Hofe zu Kopenhagen den vornehmsten Staatsdamen zugezählt werden."

Ich hörte aufmerksam zu, aber der Widerwille gegen eine Heirat mit einem alten Witwer stieg in meinem Herzen auf, spukte doch in meinen Gedanken immer noch das junge Fürstenblut.

„Morgen um diese Zeit," fuhr sie fort, „habe ich ihm auf seine Anfrage hin eine Audienz versprochen; ich will Euch dann dazu rufen lassen. Benehmt Euch ihm gegenüber verständig und geschickt, so wird er sein Begehren bald vorbringen."

Ich wäre gern von der Audienz befreit gewesen, um sie jedoch nicht zu kränken, versprach ich ihr, mich ihrem Verlangen zu fügen.

Am anderen Tage ließ sie mir sagen, ich sollte mich recht schön putzen und zur festgesetzten Stunde bei ihr erscheinen. Ich tat, was sie verlangte, und traf die hochgeborene Exzellenz bei ihr an. Sogleich sah ich, daß er nicht allein das vierzigste, sondern auch das fünfzigste Jahr schon stark überschritten haben müßte, und merkte aus seinem Benehmen, daß er ziemlichen Eigensinn zu haben schien. Er benahm sich außerordentlich liebenswürdig, doch stets mit Stolz gegen mich; er scherzte mit mir und glaubte dadurch meine Gunst zu erringen.

Ich beantwortete alles, wie wenn ich nicht wüßte, was er vorhätte, benahm mich liebenswürdig und beurlaubte mich endlich von der Fürstin unter ganz nichtigem Vorwande. Gleich darauf hörte ich von des alten Herrn Diener, daß er bei seiner ersten Gemahlin sehr eifersüchtig gewesen wäre und es noch mehr sein würde, wenn er eine junge Dame heiratete; ich malte mir das aus solcher Verbindung entstehende Elend so deutlich aus, daß ich darauf verzichtete.

Als die Fürstin mich wieder rufen ließ, schützte ich Krankheit vor und blieb zum Schein acht Tage im Bett liegen, bis ich hörte, daß Seine Exzellenz, verärgert über den erhaltenen Korb, wieder abgereist war. Auch hatte ich mir überlegt, was ich der Fürstin bei nochmaliger Anfrage für eine Antwort geben wollte, damit ich mit weiteren Anträgen von ihrer Seite verschont würde. Sobald ich wieder ausgehen konnte, ließ mich die Fürstin zu sich holen und fragte, was ich denn nun tun wollte, worauf ich ihr folgendes antwortete: „Gnädigste Fürstin, ich spüre noch immer eine gewisse Schwäche in mir, die mir auch das kleinste Unternehmen unmöglich macht. Infolgedessen kann ich mich auch weniger denn je zu einer Heirat entschließen und habe mir vorgenommen, in ein adliges Stift zu gehen, damit ich in der Stille und Einsamkeit etwas für meine Gesundheit tun kann. Sollten sich darnach meine Leibes- und Gemütskräfte gehoben haben, so will ich mich meinem Schicksal fügen."

Sie schüttelte ein wenig mit dem Kopf und sagte: „So mag es denn sein, wenn Ihr es nicht anders wollt; nehmt Euch aber in acht, daß Ihr auch Eure Ehre unversehrt aus dem Kloster an meinen Hof bringt.“

Ich wurde über diese Ermahnung etwas empfindlich und hätte, wenn es jemand anders gewesen wäre, ganz gewiß eine nicht allzu höfliche Antwort gegeben. So aber mußte ich es mir gefallen lassen und sagte, darin wäre nicht der kleinste Zweifel zu setzen. Sie lächelte höhnisch und schloß ihre Audienz mit folgenden Worten: „Mein liebes Kind, haltet Ihr Eure Tugend für so unüberwindlich? Es gibt genug dergleichen Beispiele. Macht aber Euer Wort zu meinem Vergnügen wahr!“

Damit schied ich von ihr und habe auf dieser Welt nie wieder die Ehre gehabt, sie zu sehen. Sie war eine noch junge Dame von sechs- oder siebenundzwanzig Jahren und schon seit vier Jahren Witwe, hatte zwei Töchter, die eine acht, die zweite fünf Jahre alt, und stammte aus dem gräflichen Hause Barby. Ihr Schwager bereitete ihr viel Verdrießlichkeiten, denn er hatte das Land in Besitz genommen, weil sein Bruder keine männlichen Nachkommen hinterlassen hatte. Doch waren ihr viele von den Landständen zugetan, die sie in ihren Ansprüchen unterstützten. Sie hat danach noch vierzehn Jahre gelebt und ist, kurz bevor sich das Elend meiner Verbannung zu einem wunderbaren Glück wandelte, aus dieser Welt, einund-

vierzig Jahre alt, geschieden. Ich habe viele Gnaden von ihr genossen, und die Erinnerung an sie hat einen unauslöschlichen Eindruck in meinem Herzen hinterlassen, nachdem ich mit großer Reue gesehen habe, daß sich ihre Warnungen als nur zu wahr erwiesen.

Ich war aber so von meinem Leichtsinn verblendet und konnte mich nicht entschließen, auf sie zu hören; immer noch ging ich mit der törichten Einbildung schwanger, daß ich in kurzer Zeit gleichen Standes wie sie sein würde, lehnte alle sonstigen Anträge ab, die mir gemacht wurden, und sagte zu mir selbst: entweder eine Fürstin oder gar nichts! Statt dessen wurde eine Geschwächte und von aller Welt Verspottete aus mir.

Fünfzehn Jahre meines Lebens hatte ich zurückgelegt, und meine Jugend stand in schönster Blüte; ich hatte eine schöne Figur und eine meinem Alter entsprechende Größe. Zwar sollte ich mich eigentlich schämen, mein eigenes Lob zu sprechen, doch bin ich in meinem Herzen überzeugt, daß ich es nicht aus Prahlerei tue; ich will damit aber nur bekennen, welchen Dank ich der gütigen Natur für die mir verliehenen körperlichen Vorzüge schulde; hatte ich nur den richtigen Gebrauch davon gemacht, um das Tugendmuster für alle meine Neider, statt der Gegenstand ihres Spottes zu werden!

Mein Gesicht entsprach allen Anforderungen, und auf der ganzen Haut zeigte sich nicht das geringste Fleckchen. Namentlich war die Natur mit

dem Haarschmuck sehr freigebig an mir gewesen; denn die blonden Locken hingen, wenn sie gelöst waren, fast über das Gesäß hinunter.

Wie ich nun wieder zu meiner Mutter kam und ihr mein Vorhaben eröffnete, seufzte sie laut und sagte: „Mädchen, du wirst gewiß nicht in der Einsamkeit sterben. Du hast jetzt soviel Anträge! Wenn es dich nur nicht einmal gereut, alles mit so verächtlichen Augen angesehen zu haben."

„Ich will," versetzte ich mit steif erhobenem Kopf, „ein besseres Glück erwarten und nicht eher heiraten, sollte ich auch das Ehebett erst mit dreißig Jahren besteigen."

Sie sah mich staunend an; als sie mir etwas erwidern wollte, klopfte jemand an die Tür. Gleich darauf trat die Zofe herein und meldete den Besuch einer bekannten Dame. Sobald meine Mutter den Namen hörte, hatte sie eine große Freude, ging ihr bis auf den Hof entgegen, wo der Wagen hielt, und führte sie mit vieler Höflichkeit ins Haus. Es war eine adlige Dame von siebzig Jahren und mit meiner Großmutter väterlicherseits verwandt. Da sie Witwe ohne Kinder war, sonst auch Stille und Einsamkeit liebte, lebte sie in einem bequem gebauten Schlosse an einem Orte, der ungefähr drei Stunden von uns entfernt war. Hier hatte sie zwischen kleinen, luftigen Waldungen, Flüssen, fischreichen Teichen und blühenden Gärten einen schönen Aufenthalt. Ihre Einkünfte reichten zu einem sorgenlosen Leben aus, und die Zeit ver-

trieb sie sich mit dem Lesen von geistlichen und anderen nützlichen Büchern.

Seit langer Zeit war sie eine vertraute Freundin meiner Mutter, die sich, da sie eine verständige Frau war, oft ihres Rates bediente und manchen Beistand von ihr erhalten hatte. Infolgedessen hatte sie sie lieb und großes Vertrauen zu ihr.

Als sie nun ins Zimmer gekommen war und Platz genommen hatte, fing meine Mutter an, mit ihr meinetwegen zu sprechen, und erzählte ihr von dem, was mir passiert war. Als die alte Frau alles vernommen hatte und auch hörte, was mein Plan war, sagte sie: „Wenn sie solchen Vorsatz aus Liebe zur Tugend und um ihre Ehre desto besser und sicherer zu erhalten, gefaßt hat, so ist es sehr lobenswert, und ich bin gern erbötig, ihr dabei behilflich zu sein. Sie kann bei mir in gleicher Zurückgezogenheit wie in einem Kloster wohnen. Es soll ihr nicht an Bequemlichkeit fehlen, auch nicht an Aufsicht, wenn ihr nur selbst daran gelegen ist."

Meine Mutter ließ sich diesen Vorschlag ohne langes Bedenken gefallen, und als sie von mir vernahm, daß ich nicht abgeneigt wäre, wurde die Sache abgemacht. Meine ehrwürdige Tante hielt sich nicht länger als einen Tag bei uns auf, worauf ich in ihrer Gesellschaft meiner Mutter Haus verließ und in ihre Einsiedelei zog. Hier verging nun fast keine Stunde, daß ich nicht einen Vortrag mit anhören mußte. Wenn sie auch nicht Theologie studiert hatte, hatte sie doch das Predigen so ge-

lernt, daß sie auch dem allergeduldigsten Menschen die Zeit lang machen konnte.

Um eine kleine ermunternde Veränderung zu haben, hatte ich mir etliche weltliche Bücher mitgenommen, Romane und Geschichten, die ich denn auch bei Gelegenheit zur Hand nahm. Als sie mich nun einmal in dem Gartenhaus, in das sie unvermutet geschlichen kam, beim Lesen eines Buches antraf, nahm sie es gleich an sich, setzte ihre Brille auf und las fast eine Viertelstunde darin. Darauf legte sie die Brille zwischen das Buch, hielt es unter dem Arm fest und fing nach ihrer Art mit einer Predigt an, die ich, ohne eine Wort dazwischenreden zu dürfen, mit größter Aufmerksamkeit anhören mußte, bis uns die Magd zu Tisch rief.

Ihre Worte selbst waren zwar nicht zu tadeln, auch hatte sie keine üble Art zu reden; doch waren meine und ihre Verhältnisse an Alter, Temperament und Lebensauffassung sehr weit verschieden. Trotzdem fügte ich mich ihrer Vorschrift, woran sie viel Vergnügen hatte; sie zweifelte nicht, daß sie mit mir die gehoffte Ehre einlegen würde.

Fast ein halbes Jahr lang hatte ich bei ihr zugebracht und mich auch an die Einsamkeit ziemlich gewöhnt; und wenn mir auch zuweilen melancholische Gedanken kamen, fühlte ich mich doch sicher vor den verhaßten Vorschlägen zu Hause bei meiner Mutter und am Hofe. Hier kamen keine lästigen Besuche. Die wenigen Mannspersonen, die ich hier zu sehen bekam, waren nicht von der

Art, daß sie mir die geringste Begierde einflößen konnten.

Zuweilen nur beweinte ich mein Geschick, als ich merkte, daß die Hoffnung auf den Prinzen ganz und gar dahinschwand, und dachte darüber nach, warum ich den Lauenburger und Holsteiner abgewiesen hatte, wiewohl sie beide liebenswürdig gewesen waren. Doch glaubte ich immer, das Glück würde noch kommen, die Reue über die Vergangenheit hatte ja doch keinen Zweck.

Im Jahre 1665, als ich siebzehn Jahre alt geworden war, kam das Unglück über mich, das unser armes Geschlecht leider oftmals trifft. Der Ehrenkranz wurde mir vom Haupt gerissen, und tödlich quälender Spott traf mein Herz. Nichts ist den verfluchten Nachstellungen der listigen Betrüger mehr unterworfen als unser Geschlecht, wenn die Natur es mit Vorzügen beschenkt hat, die die gierigen Herzen reizen. In solchem Netz also wurde ich auch gefangen.

Wenn ich von allen Verlockungen erzähle, wird meine Jugend bei einer verständigen Unparteilichkeit hoffentlich mehr Entschuldigung und Mitleid als scharfe, unversönliche Verurteilung finden; aber die Rachsucht meiner Neider und Beleidiger ließen mich ihre Unbarmherzigkeit verschiedentlich spüren. So will ich denn den Verlauf dieser verhaßten Geschichte in Kürze erzählen; wer sie aber liest, wird verstehen, daß ich mich mit Dank gegen den Himmel nach so unglaublichen Schicksalsschlägen mit Recht die „Glücklich-unglückliche“ nennen kann.

Als der Frühling in seiner höchsten Blüte stand und der liebliche Mai schon seine Mitte erreicht hatte, hielt mich Krankheit drei Wochen lang in meinem verdrießlichen Federquartier fest. Meine Tante war darüber sehr betrübt und sagte: „O mein liebes Kind, weil Sie den schönen Frühling nicht genießen können, so muß ich Ihnen doch im Sommer eine Freude bereiten."

Nach meiner völligen Genesung sollte in Sandhort, einem nahe bei Aurich gelegenen Dorfe mit einem schönen Lustschloß und hübschem Garten, der Geburtstag des Bruders des Fürsten am 12. Juli gefeiert werden, zu welchem Zwecke verschiedene Lustbarkeiten vorbereitet wurden. Ein paar Tage zuvor kam ein Hofpage mit einer Bestellung zu meiner Tante. Als er mich sah, fragte er gleich, ob ich die Lustbarkeit nicht mitmachen wollte; er würde mir einen guten Platz anweisen. Als ich ihm antwortete, ich hätte nicht die Absicht, hinzugehen, wandte er sich sogleich an die alte Tante und erzählte, es würde sich auf jeden Fall schon lohnen. Sie war auch bereit, mir nach meiner Krankheit ein Vergnügen zu verschaffen, und bat den Pagen, für mich zu sorgen, was er auch fest zusagte. An dem Festtage fuhren wir sehr früh fort und wurden bei unserer Ankunft von zwei Bedienten empfangen, die uns in eine feine Loge führten, wo wir ohne jede Gesellschaft waren, wie es die alte Dame gewünscht hatte. Unter Trompeten- und Paukenschall wurde verkündet, was ein jeder zu beobachten und wonach er sich zu richten hätte.

Als ich bei diesem Freudenklang durchs Gitter sah, erblickte ich unter vielen anderen im Garten Herumspazierenden einen, bei dessen Anblick mir ein eiskalter Schauer über den ganzen Leib lief; ich wußte nicht, wie mir geschah. Kaum aber war diese ungewohnte Erregung vorbei, da stieg mir so das Blut ins Gesicht, daß sich auch meine Tante darüber wunderte und fragte, woher solche Röte käme. Zufällig hob jener gerade seine Augen auf und sah sich um, so daß ich ihn genau betrachten konnte, während er mich hinter dem Gitter nicht zu sehen vermochte. Die Natur hatte seinem Körper und Gesicht alles gegeben, was zu einem schönen Mann gehört, und diese körperlichen Vorzüge wurden durch seine vornehme Kleidung noch gehoben. Er war von einer gehörigen Größe und ebenmäßig gewachsen. Die schneeweiße und reine Haut des Gesichts und die schöne Rosenfarbe der Wangen wurden durch die auf die Schultern herabhängenden schwarzen Locken unvergleichlich erhöht, wobei die dunkelbraunen, funkelnden Augen und die etwas gebogene Nase viel zu seiner Anmut beitrugen. Er hatte ein rosenfarbiges Samtkleid an und perlfarbene seidene Strümpfe; im übrigen war nichts vergessen, was zu einem prächtigen und ungezwungenen Schmuck dienen konnte. Sein Haupt bedeckte ein schöner Hut mit einem großen himmelblauen Federbusch. Nach kurzer Umschau ging er mit manierlichen Schritten fort, bis sein Diener zu ihm kam, dem er, wie ich merkte, einen Befehl erteilte.

Bisher hatte ich mich noch niemals mit der Betrachtung einer Mannsperson aufgehalten, dachte auch gar nicht mehr an ihn, als er mir aus den Augen kam. Außer anderen Lustbarkeiten wurde auch eine Bären- und Stierhetze veranstaltet, und endlich kam die Zeit heran, daß zur Tafel geblasen wurde. Zwei Kavaliere gaben sich viele Mühe, uns mit an die fürstliche Tafel zu bringen; einer von ihnen sagte, sein Herr hätte es ausdrücklich befohlen. Meine alte Tante wollte es aber durchaus nicht, sondern schlug die Einladung unter allen möglichen Vorwänden ab. Wir wurden sehr ehrenvoll bewirtet und hatten zwei Diener zu unserer Aufwartung. Sobald die Tafel aufgehoben war, wurde ein Rennschießen abgehalten; alsdann ging es zum Tanz, wozu ein sehr großer Saal auf das schönste und zierlichste ausgeschmückt war. Hierzu kamen alle einheimischen und fremden Standespersonen und alle, die sonst von Rang waren.

Ich wollte mir das Vergnügen machen, von einem verborgenen Orte aus zuzusehen, weil ich merkte, daß es der alten Dame so gefiel; doch wurde ich bald von den vornehmsten Herren geholt und auf den Tanzplatz geführt zum großen Mißvergnügen vieler anderer. Der Fürst selbst und sein Bruder, dem zu Ehren das Fest stattfand, tanzten verschiedene Male mit mir und machten mir wegen meiner Geschicklichkeit viele Komplimente.

Den Ärger darüber sah ich verschiedenen meinesgleichen an, konnte aber die Aufforderungen zum Tanzen nicht ablehnen, wenn ich nicht der

fürstlichen Gnade mit Unhöflichkeit begegnen wollte. Ja, ich empfand sogar Vergnügen darüber, diesen Neid, der mir nicht schaden konnte, mit Verachtung noch mehr zu reizen und seiner zu spotten.

Unter anderen trat auch der obenerwähnte Kavalier hervor, dessen Benehmen und Kleidung vornehme Geburt anzeigten, und bat mich mit ausgesuchter Höflichkeit um einen Tanz. Seine Aufforderung war von ungezwungener Anmut begleitet, und seine Geschicklichkeit machte seinem Tanzlehrer alle Ehre.

Während des Tanzens, namentlich wenn er mich bei der Hand nahm, warf er mir Blicke zu, die einen deutlichen Ausdruck seiner Gefühle zeigten und auch, um die Wahrheit zu gestehen, eine starke Gemütsbewegung bei mir verursachten. Doch blieb sie in den gehörigen Schranken, und ich hütete mich, etwas Unpassendes zu begehren. Als der Tanz zu Ende war, lobte er mit sehr verbindlichen Worten meine Geschicklichkeit und meine Person, und doch waren seine Worte keine läppischen Schmeicheleien. Ich antwortete mit aller Bescheidenheit und zeigte ihm meine Hochachtung. Hierauf fragte er wie zufällig mit wenigen Worten nach meinem Aufenthalt und meinen Lebensverhältnissen, was ich ganz kurz beantwortete; ich merkte aber, daß er aufmerksam zuhörte. Unsere Unterhaltung wurde durch die Ankunft der alten Dame unterbrochen, die mir mitteilte, es wäre Zeit, nach Hause zu fahren. Also schieden wir voneinander. Ich hätte gern gewußt, wer und woher

er gewesen war; doch hatte ich ihn nicht fragen wollen, und andere danach zu fragen, erlaubten Zeit und Gelegenheit nicht, so daß ich bei der Rückkehr gar nicht mehr an ihn dachte.

Wenige Tage, nachdem wir wieder zu Hause waren, wurde die alte Tante von einer Unpäßlichkeit befallen, die infolge ihres hohen Alters einige Tage anhielt und mir manche freie Stunde gab, in der ich ungestört in meinen Büchern lesen konnte. Das geschah meist bei schönem Wetter im Garten. Als ich nun eines Morgens in aller Frühe in einer wohlverdeckten Laubhütte am Teich saß und Augen und Gedanken aufmerksam auf die vor mir liegenden Blätter gerichtet hatte, ertönte außerhalb des Gartens in der Ferne wunderschöner Lautenklang, der mich vom Lesen abzog. Wo kommt solche seltsame Musik her? fragte ich mich selbst; ich kenne doch in dieser Gegend, wo nur Bauern und Viehzüchter wohnen, keinen einzigen Lautenschläger. Den Schlüssel zur Gartentür, die in der Richtung der Töne vorhanden war, besaß ich nicht, konnte auch niemanden danach schicken; und doch trieb mich unüberwindliche Neugier, den Lautenschläger zu sehen und kennen zu lernen. Der Wärme wegen hatte ich für diesen Morgen recht bequeme Kleidung gewählt, die es ermöglichte, in aller Geschwindigkeit einen hohen Baum zu ersteigen, als ob ich von Jugend auf an solche Übungen gewöhnt gewesen wäre. Ich wunderte mich selbst, daß mir das gelang, was ich sonst für höchst gefährlich gehalten hatte.

Ich setzte mich zwischen zwei dicht belaubte Zweige, von wo ich freie Aussicht hatte, während mich niemand sehen konnte, wenn er nicht gerade dicht an dem Baum stand. Mit dem Augenblick, wo ich meinen Platz eingenommen hatte und meine Neugier zu stillen suchte, hörten die Töne auf; auch meine Augen kamen nicht auf ihre Kosten, da sie nirgends eine menschliche Gestalt, geschweige denn einen so geschickten Lautenschläger erblickten. Ohne mich zu bewegen, blieb ich sitzen und wartete, ob sich vielleicht etwas zeigen würde; meine Hoffnung war jedoch vergeblich, und die unbequeme Stellung nötigte mich bald, unverrichteter Sache den Baum zu verlassen. Beim Absteigen blieb ich hängen, bekam einen großen Riß in das Hemd und fiel so derb herunter, daß mir mehrere Tage der eine Schenkel empfindlich weh tat.

Mein Verdruß hierüber war sehr groß, doch meine Neugier noch größer; wer konnte der Lautenschläger wohl sein? Sind meine Ohren betrogen worden, dachte ich bei mir, daß sie sich eine süße Einbildung als Wirklichkeit vorgestellt haben? Oder hat sich meine Phantasie von einem so bezaubernden Schall äffen lassen? Oder handelt es sich um einen Menschen, der die Kunst gelernt hat, sich unsichtbar zu machen?

Ich wußte nicht, welche von diesen drei Vermutungen die wahrscheinlichste war, konnte auch keine weiter verfolgen, da ich meiner Verletzung wegen Umschläge machen mußte. Unmutig warf ich endlich das Buch, in dem ich gelesen hatte, aus

der Hand und dachte nach, bis ich zu meiner Tante gerufen wurde, die mich mit allerlei Gesprächen bis zum Mittag aufhielt. Unter anderem erzählte sie mir auch einen Traum, den sie von mir gehabt hatte und der mir mein Unglück deutlich weissagte. Aber weder Ohren noch Gemüt schenkten dem die mindeste Aufmerksamkeit, und ich dachte nur: Kranke haben manchmal eigentümliche Gedanken.

Am späten Abend trieb mich die Begierde nach Beeren und anderem Obst in den Garten, und zur Stillung meines großen Durstes wählte ich eine Kirschenart, die mit ihrem Saft Mund und Magen labte. Wie ich so unter einem Baum vergnügt Tafel hielt, hörte ich wieder, doch noch anmutiger als in der Frühe, den wunderbaren Lautenklang, so daß mir vor Staunen der Kern der eben in den Mund genommenen Kirsche im Halse stecken blieb und ich ihn mit starkem Husten herauszubekommen suchte. Trotz der späten Stunde trieb mich die Neugier, zu erfahren, wer und wo der Lautenschläger wäre; denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß sich meiner Sinne eine falsche Einbildung bemächtigt hatte, weil die Töne mit herzdurchdringender Lieblichkeit in einer mir bekannten Arie, die mich stets erfreut hatte, ausklangen.

Einen Diener herbeizurufen, schien mir nicht angebracht, zumal ich weder Zuschauer noch Zeugen meiner Neugier haben wollte; so bemühte ich mich denn, eine große Leiter, die an einen Baum gelehnt war, an die Mauer zu bringen; ich stieg hinauf und sah behutsam über die Mauer weg.

Ungefähr dreißig Schritt entfernt gewahrte ich einen Menschen im Gebüsch, der einen langen Mantel trug und den Kopf mit einer herabhängenden Mütze bedeckt hatte. Er schlug die Laute und sang mit lieblicher Stimme leise dazu. Ich stand ziemlich verdeckt, nur meine Augen waren fest auf das Gebüsch gerichtet, bis die Nacht ihren dunklen Flor vorhing und allein den Ohren noch einen Genuß gönnte. So lange blieb ich auf der Leiter, bis der Ruf meines Kammermädchens mich herabzusteigen zwang, denn ich wollte nicht, daß sie mich hier entdecken sollte. Harmlos ihr entgegengehend fragte ich sie, was sie von mir wünschte. — „Die gnädige Frau hat befohlen," war ihre Antwort, „daß Sie nochmals zu ihr kommen und dann zu Bett gehen."

So mußte ich denn meinen Lauscherposten verlassen, wo ich trotz der Finsternis gern geblieben wäre. Die Leiter wieder fortzubringen, reichten meine Kräfte nicht aus. Da ich deswegen keine Gefahr fürchtete, ließ ich sie liegen und sagte, weil ich mich allein und ohne Zuhörer glaubte, zu mir selbst: „Ich möchte doch wohl wissen, wer der Lautenschläger ist und was ihn hierherzukommen bewogen hat! Mein linkes Strumpfband würde ich darum geben, wenn ich es erfahren könnte!"

Um mir keinen Verweis von meiner Tante zuzuziehen, ging ich schnell zu ihr, mußte aber immerfort an den Künstler denken; daß mir das Konzert galt, wollte mir nicht recht in den Kopf. Beinahe hätte ich meiner Tante etwas davon erzählt; doch

fürchtete ich, daß sie mir die Spaziergänge im Garten möglicherweise verbieten könnte, und schwieg lieber. Meine Phantasie beschäftigte sich aber die ganze Nacht mit diesem Abenteuer.

Sobald ich am nächsten Morgen das Bett verlassen und meiner Tante einen Besuch abgestattet hatte, suchte ich wieder die Laubhütte im Garten auf und wollte meinen Posten auf der Mauer wieder einnehmen. Als ich mich nach der Leiter umsah, kam es mir vor, als ob sie nicht mehr an derselben Stelle stand, worüber ich mir Gedanken machte. Weil ich aber alle Türen verschlossen und verwahrt sah, kümmerte ich mich nicht sonderlich darum, sondern suchte das in der Hütte beiseite gelegte Buch wieder hervor, das von Liebeshändeln und anderen lustigen Geschichten handelte, und schlug die Stelle auf, wo ich am vorigen Tage stehen geblieben war.

In welche Aufregung geriet ich, als ich in dem Buch einen Brief fand und mir nicht vorstellen konnte, wo derselbe hergekommen war. Ich wußte genau, daß ich gestern als letzte und heute als erste die Hütte betreten hatte; von dem Gesinde wagte sich keiner in die Hütte hinein, überdies hatte ich das Buch auch so verborgen, daß es niemand hätte finden können; auf das Gesinde konnte also kein Verdacht fallen. Ganz fassungslos drehte ich den Brief hin und her, ob ich etwa ein Zeichen an ihm finden könnte, wo er herkäme; aber weder Aufschrift noch Petschaft gaben mir die geringste Aufklärung.

„Welch eine merkwürdige Sache!“ sagte ich kopfschüttelnd. Der Brief war aus wunderschönem Papier, sehr geschickt zusammengelegt und die Aufschrift, mit goldenen Buchstaben geschrieben, lautete:

„Dieses demütig ergebenste Briefchen empfiehlt sich zu gnädigen Händen der von ihm angebeteten Besitzerin dieses Buches und erwartet mit fußfälliger Bitte die Eröffnung und gnädigen Augenmerk.“

Ich wußte nicht, ob ich mich zum Erbrechen des Briefes entschließen sollte, weil ich nicht daraus klug werden konnte, was die Sache zu bedeuten hätte. Ich besah das Petschaft genau; es stellte einen Kupido vor, der auf einem Löwen ritt und in der einen Hand eine Schlange, in der anderen eine Taube hielt.

Zehnmal ist kaum genug gesagt, daß ich ihn aus den Händen legte und wieder nahm, immer wieder ihn ansah und überlegte, ob ich ihn aufmachen sollte. Endlich entschloß ich mich doch, ihn zu lesen; wer weiß, sagte ich zu mir, was da für ein Spaß hintersteckt! Ich las folgendes, ebenfalls mit goldenen Buchstaben zierlich geschrieben:

„Gnädiges und verehrungswürdigstes Fräulein!

Was hat der wohl verdient, der sich untersteht, den Ort Ihres Vergnügens zu besuchen, in Ihr Lustkabinett zu gehen und die zu Ihrer geheimen Belustigung aufbewahrten Bücher zu öffnen und mit seinem Anliegen zu beschweren? Ich gerate in Angst, wenn ich an die Strafe denke,

die ein solches Verbrechen verdient, doch habe ich noch Hoffnung auf Gnade. Wenn meine Kühnheit diese gänzlich verscherzt haben sollte, so würde mein Herz so vor Scham und Furcht vergehen, daß ich es unmöglich in diesen kurzen Zeilen ausdrücken kann. Aber, Schönste und Herrlichste, ich berufe mich auf Ihr gnädiges Versprechen, das demjenigen Ihr linkes Strumpfband verheißt, der Ihnen Aufklärung über den unbekannten Lautenschläger gibt. Um ein so hochgeschätztes Geschenk zu bekommen, habe ich diese Verwegenheit begangen. Die Begierde trieb mich, ein so wertvolles Stück zu besitzen, um es anzusehen und mit Küssen zu verehren. Darf ich nun untertänigst Vertrauen in Ihre gnädige Zusage setzen, so wird dies das hocherwünschte Zeichen liebreichster Erfüllung sein, daß Sie nach Durchlesung des unter Ihre Fußsohlen gelegten Briefchens noch ein Weilchen bleiben und dem Ihnen bis in den Tod verbundenen Lautenschläger ein abermaliges, kurzes, gnädiges Gehör schenken. Die höchste Freude und die schönste Belohnung seiner unwürdigen Geschicklichkeit wird sein, der Schönsten und Lieblichsten in Europa — denn die anderen Weltteile haben seine Augen noch nicht gesehen — Vergnügen zu machen und Ihr Diener und Sklave bis in den Tod zu heißen."

Als ich mit Lesen aufgehört hatte, wunderte ich mich, wer das von mir in aller Stille und Ein-

samkeit gesprochene Wort gehört haben könnte. Ich sann hin und her, wie das kommen könnte, da ich beim Hinausschauen niemanden erblickt hatte und auch meines Wissens kein Mensch in dem Garten zugegen gewesen war. Geht die Sache auch mit rechten Dingen zu? dachte ich. In einsamster Einsamkeit werde ich belauscht, und ich mußte offen lesen, was ich im geheimen zu mir selbst gesprochen hatte. Eine Unterschrift trug der Brief nicht, und ich überlegte, was das bedeuten möchte, ich sollte noch ein Weilchen dableiben und den Lautenschläger wieder hören. „Wo ist er?" fuhr es mir ungeduldig heraus, „Hat er sich im Garten versteckt oder sagt ihm seine Zauberkunst, was ich ohne Beisein eines Menschen vornehme?"

Kaum hatte ich diese Worte vor mich hingesprochen, als der süße Lautenton nicht weit von mir entfernt hörbar wurde. Augen, Ohren und alle Sinne wurden erschreckt, und ich wollte eilig den Ort verlassen, damit mir kein Unheil widerführe. Im selben Augenblick trat ein Mann aus dem nahe der Hütte stehenden dichten Gebüsch hervor, so daß ich mit Zittern und Beben in der Tür stehen blieb, die Hände zusammenschlug und in die Worte ausbrach: „O Gott, was ist das?" Fast hätte ich laut aufgeschrien, wenn der Mann mich nicht schnell angeredet hätte: „Erschrecken Sie nicht, himmlisches Wesen, vor meiner Gegenwart; mit meinem ganzen Können will ich mich nur Ihrem Dienste widmen!"

„Was bedeutet solch ungebührliches Betragen?"

fragte ich ihn. „Soll das ein Besuch sein, wenn man jemandem mit solchem Überfall Schrecken einjagt?"

Er fiel vor mir auf die Knie und sagte: „Nur einmal Verzeihung, gnädiges Fräulein! Kein böser Vorsatz hat mich hierher gebracht, sondern bloße Neugier, die Sie, wie ich hoffe, entschuldigen werden."

Als ich ihn nun näher betrachtete, sah ich, daß es die Person war, mit der ich in Sandhorst getanzt und gesprochen und die meinem Herzen nach Gestalt und Eigenschaften solchen Eindruck gemacht hatte. Er trug einen spanischen scharlachroten Mantel, den er von den Schultern fallen ließ; seine Laute legte er darauf, und seine sonstige Kleidung war eine Zierde seiner schönen Gestalt. Sie bestand aus einem himmelblauen Sammetrock, schneeweißen seidenen Strümpfen und ebensolchem Hut mit Federbusch, den er vor meine Füße legte, um die Pracht seiner schwarzen Locken zu zeigen.

Sein Anblick und sein ehrerbietiges Benehmen hielten mich von einer herben Zurückhaltung ab; beides hätte auch die Standhafteste meines Geschlechts, geschweige denn mein junges Herz bestricken müssen. „Wie sind Sie," fragte ich, „hier hereingekommen? Es ist meines Erachtens keine anständige Art für einen Kavalier, den ich beim ersten Zusammensein bewundert habe, einem Frauenzimmer so seinen Besuch abzustatten. Was für Verdruß und üble Nachrede würde ich haben,

wenn uns jemand überraschte! Das könnte meiner Unschuld in den Mäulern gehässiger Menschen einen unauslöschlichen Schandfleck anhängen, ja den bösesten Verdacht und die darauf folgende Züchtigung von seiten meiner Tante heraufbeschwören."

„Sie haben vollkommen recht," sagte er, immer noch vor mir kniend, „und wenn es wirklich so geschehen sollte, würde ich darüber in meinem Herzen das größte Leid empfinden. Ich gebe Ihnen aber die Versicherung, daß Sie ganz ruhig sein können."

„Wer hat Ihnen diese Gewißheit gegeben?" wollte ich fragen, als er blaß wurde und vor meine Füße fiel. Ich griff zu, um ihn hochzuheben; doch war er zu schwer, und ich wußte mir keinen Rat, was ich tun sollte. Jemanden herbeirufen schien mir nicht angängig, und doch war schnelle Hilfe nötig, denn es war, soviel ich wenigstens merkte, keine Verstellung.

Mit großer Mühe zog ich ihn endlich in die Hütte, machte die Tür zu, lief in größter Eile nach dem Teich und holte eine Handvoll Wasser, womit ich sein Gesicht besprengte. Er kam wieder zu sich, und sein Gesicht bekam lebhaftere Farbe. Ich bat ihn, sich hinzusetzen, und fragte ihn, was ihm zugestoßen wäre.

„O unschätzbarer Arzt," sagte er mit einem tiefen Seufzer, „dessen hilfreiche Hand nach Verdienst und Würden zu lohnen all mein Vermögen viel zu wenig ist! Was hätte mir Härteres widerfahren können, als einen ungnädigen Blick von

Ihnen zu bekommen, zumal ich an demselben selbst schuld gewesen wäre? Es steht allein bei Ihnen, Tod und Leben über mich auszusprechen; an das erste mußte ich denken, meine Seele wurde empfindlich getroffen, aber Ihre Barmherzigkeit besänftigte das erschreckte Herz und gab ihm das Leben wieder."

„Verschonen Sie mich," gab ich ihm zur Antwort, „mit so unnötigen und für mich zu hohen Schmeicheleien, die ich zu beantworten nicht gelernt habe; auch bin ich überzeugt, daß sie nicht aus einem aufrichtigen Herzen kommen. Sie sind daran gewöhnt, leichtgläubige Gemüter damit zu fesseln, um sie sich nach Ihrem Belieben zu verpflichten. Dieser Ohnmachtsanfall muß also eine andere Ursache haben, die mir, wenn Sie sie mir nicht mitteilen wollen, gleichgültig ist; ich wünschte nur, Sie wären schon in Ihrem Hause, um Ruhe und Pflege zu genießen, damit Sie völlig wiederhergestellt werden, da es hier unmöglich ist, Sie entsprechend zu bedienen."

„Alle meine Blutstropfen opfere ich," beteuerte er, „wenn ich ein täuschendes Wort geredet habe. Ich kann Sie zwar nicht zwingen, mir zu glauben, weil ich mit meinen Worten Ihnen nicht zugleich mein Herz öffnen kann; sollte es aber etwas anderes als dieses gewesen sein, das meine Lebensgeister so zerrüttet hat, so will ich vor Ihren Füßen mein Leben endigen, und das soll mein Trost im Tode sein, daß ich hier verscharrt werde, wo Ihre holdselige Gegenwart mein Grabmal betrachtet und

mich des Mitleids würdigt." Bei diesen Worten seufzte er tief.

Ich kann nicht leugnen, daß er starke Regungen in meinem Herzen erweckte, denn er wußte seine Worte mit einem solchen Nachdruck vorzubringen, daß sie mir nahegehen mußten. „Ich möchte nur wissen," sagte ich, „was hat Sie dazu bewogen, hierher zu kommen?"

Er sah mich mit einer Miene an, die fast mehr Eindruck auf mich machte als seine Worte, und erwiderte: „Es müßte eine Seele aus Stein sein, die von dem Anblick einer solchen Schönheit nicht bewegt werden sollte! Nichts anderes hat mich bewogen, hierher zu kommen, als das unüberwindliche Verlangen, diejenige wiederzusehen, die beim ersten Anblick meine Bewunderung erregte, von deren Besitz sich auch mein Herz nur allein vollkommenes Vergnügen verspricht, außerdem aber auch noch eine solche Unruhe, die nur der Tod tilgen kann."

Nun merkte ich, wo er hinaus wollte. Ich bekam also wieder einen neuen Freier. Seine Gestalt und sonstigen Eigenschaften machten ihn mir zwar liebenswert, aber als unbekannter Fremdling würde seine Werbung kaum die Zustimmung meiner Mutter finden. So antwortete ich denn auf seine Rede nur mit Rotwerden.

Mein Schweigen veranlaßte ihn zu folgenden Worten: „Ich merke wohl, daß ich diesen Ort ohne Trost wieder verlassen muß, an dem ich mir die größte Freude meines Lebens versprochen hatte.

So wird mir denn dies auch die Ursache sein, von der Welt zu scheiden."

„Verzeihen Sie mir, mein Herr," versetzte ich, „daß ich Ihre Worte nicht so beantworten kann, wie ich möchte; sie sind für meine Jugend viel zu hoch, um ihren Sinn gleich zu erfassen."

„Schönste," sagte er hierauf, indem er mir die Hände inbrünstig küßte, „wie sollte Ihr Verstand nicht augenblicklich Ihres Ihnen zu Füßen liegenden Dieners einfaches Verlangen begreifen, der nichts anderes von Ihnen wünscht, als die Annahme seiner Dienste, die er den Winken seiner Göttin auf ewig zu verbinden begehrt."

„Was soll diese ausschweifende Schmeichelei?" fragte ich. „Hierdurch werden Ihre Worte auch nicht deutlicher! Suchen Sie an mir eine Liebste, so wäre der Weg dazu nicht richtig gewählt, weil ich nicht allein über mich bestimmen kann. Ich vermute aber, daß Sie mit mir nur zu scherzen belieben. Wenn das meine Erzieher erführen, so würde ich mir von ihnen die empfindlichste Bestrafung zuziehen."

„O, Sie Unvergleichliche," versetzte er, „mein vornehmstes und erstes Bestreben geht billig um Ihre Huld und Gewogenheit, die sich keinem Zwang zu unterwerfen nötig hat. Wenn ich nur so glücklich bin, diese von Ihnen zu erlangen, will ich die anderen dazu gehörigen Wege bald zu finden wissen. Aber was würde mir alle Zustimmung der Eltern helfen, wenn Ihnen mein Werben verhaßt wäre?"

Darauf erzählte er mir, daß er gräflichen Standes und von Ramberville aus Lothringen gebürtig wäre. Eine weitere Aussprache wurde durch die Ankunft einer Magd unterbrochen, die ihn veranlaßte, sich zurückzuziehen; er konnte nur eben noch sagen: „Habe ich noch Gnade von Ihnen zu hoffen, so bitte ich, mir ein Wiederkommen zu gestatten!"

Ich gab ihm diesen Trost mit einem freundlichen Gesicht und sagte: „Wenn es nur ohne Gefahr geschehen kann, werde ich einen ehrenhaften Besuch nicht ablehnen."

Er öffnete geschwind die Tür, schlug den Mantel um und nahm Abschied. Als die Magd kam, stellte ich mich melancholisch und fragte, was sie wollte.

„Geschwind zu der gnädigen Frau," war ihre Antwort, „sie ist sehr schlechter Laune." Ich folgte und mußte mich über eine Stunde bei ihr aufhalten; sie hatte viele Ermahnungen für mich und entließ mich endlich, da ich über Unpäßlichkeit klagte.

Die Abendstunden wurden mir sehr lang; die Worte meines neuen Verehrers hatten schon eine starke Neigung in meinem Herzen erweckt, und ich dachte bei mir: Wenn seine Beteuerungen ernst gemeint sind, so wird das kommende Glück dem früher erhofften nicht viel nachgeben. Um den Fürstenstand mit dem Grafenstand zu vertauschen, muß die Stufe der Hoheit durch die Schönheit der Person ersetzt werden. — Ich blieb auf dem Bett

liegen, bis die Zeit herbeikam, wo ich seine Anwesenheit vermutete, kleidete mich sodann ganz weiß an und sagte zu meinem Kammermädchen, ich wollte nur ein wenig in den Garten gehen, um frische Luft zu schöpfen, man sollte mich nicht stören.

Sobald ich die bewußte Hütte betreten hatte, gab ich durch ein lustiges Lied das Zeichen, daß ich da wäre, damit er nicht vergebens wartete. Kaum hatte ich die Hälfte des Liedes gesungen, da fiel der süße Lautenklang in meine Melodie ein, weshalb ich sogleich die Tür öffnete. Augenblicklich trat er mit seinem roten Mantel herein und sagte nach vielen Verbeugungen: „Wie harmonisch ist doch die Lieblichkeit der Stimme mit der Schönheit der unvergleichlichen Brust, aus der sie hervorquillt! Beinahe wäre ich in die tiefste Verzückung gefallen, wenn der Anblick Ihrer engelsgleichen Schönheit dieselbe nicht aufgelöst hätte."

Er hatte noch nicht viel mit mir gesprochen, da fragte er schon, was er sich von meiner Gunst zu versprechen hätte. „Ich weiß," fuhr er, ohne eine Antwort abzuwarten, fort, „was Sie abhält, einen bestimmten Entschluß zu fassen; es ist nicht die Furcht vor der Zustimmung der gnädigen Frau Mama, sondern die Hoffnung, in den Armen eines Prinzen zu ruhen."

Ich erschrak so sehr, daß mein ganzes Gesicht mit Purpur übergossen war. „Wer hat Ihnen das weisgemacht?" fragte ich etwas empfindlich.

„Zürnen Sie nicht, verehrungswürdige Ge-

bieterin, über Ihren Knecht," antwortete er, „daß seine unauslöschliche Liebe zu Ihnen ihn auf solchen Gedanken gebracht hat. Überlegen Sie sich vielmehr sein Angebot, das Ihnen ewige Treue und Aufopferung seines ganzen Vermögens gewährt. Der Fürstenstand ist freilich hoch genug, um Ursache zu sein, etwas Geringeres auszuschlagen; aber bedenken Sie auch, daß er aus Ihnen nur eine apanagierte Prinzessin machen kann und Sie nur unter Aufwand vieler Kosten durch einen Höheren seinem Stand gleichgemacht werden können. Außerdem müssen Sie auch erwägen, daß die Erfüllung Ihres Wunsches noch sehr ungewiß ist und Ihnen eine solche Erhöhung auch Vorwürfe eintragen kann, wogegen Sie als Gräfin von Boutoisy beständige Verehrung seitens Ihres Anbeters genießen werden. Die Zustimmung Ihrer gnädigen Frau Mama wird die kleinste Sorge sein, die bald genug zu Ihrem Vergnügen schwinden soll. Mißgünstige werden ihre neidischen Augen niederschlagen müssen, wenn ihre Anschläge durch Sie zum Spott werden."

Dieser Vorschlag barg viel Wahrheit; er bewegte mein Herz derartig, daß ich keinen Anstand mehr nahm, mich in seinen Willen zu fügen. Doch etwas verursachte mir noch starkes Bedenken, was ich ihm mit folgenden Worten vorhielt: „Ja, mein Herr, wenn nun auch sonst alles gut und richtig wäre, wie steht es denn mit Ihrer Religion? Sie sind doch aus einem Lande, wo die Leute römisch-katholisch sind! Wenn Sie mich nun in Ihr Haus

mitnehmen wollen, so müßte ich doch zur Beruhigung meines Gewissens auch dieselbe Religion annehmen, die Sie haben. Einem Betrüger ist es leicht, seinen Glauben zu leugnen, wenn er dadurch nur zur Sättigung seiner Begierde gelangen kann."

Lächelnd schüttelte er den Kopf und sagte: „Woher kommt Ihnen dieser falsche Verdacht? Ich bin reformierter Religion, in ihr erzogen und nicht gesonnen, eine andere anzunehmen. Sie können aber deswegen ganz unbesorgt sein; ich werde Ihnen in keiner Weise bei Erfüllung Ihrer Religionspflichten im Wege sein."

Nun wußte ich weiter nichts einzuwenden, und meine Phantasie schmeichelte sich mit der süßesten Hoffnung. Seine Liebenswürdigkeit bezauberte mein junges Gemüt gänzlich und nahm allen Widerstand hinweg. Ich wartete nur noch, daß er die Zustimmung meiner Mutter brachte, damit ich triumphierend mein Glück besingen konnte. Doch leider wurde es bald zu einer bitteren Klage, die das Jubelgeschrei in Ach und Weh verwandelte.

Meine Zuneigung zu ihm ließ ihm viele Freiheiten in der Liebe, und diese bahnten ihm einen immer näheren Weg zur völligen Überwindung. Auf seine Bitte blieb er mit meiner Erlaubnis einige Tage fern, jedenfalls um seinem heillosen Betruge ein Mäntelchen umzuhängen. Als er wiederkam und die erste Zusammenkunft mit mir hatte, stellte er sich ganz betrübt und melancholisch an. Nach der Ursache gefragt, schlug er an seine mit

Betrug und Falschheit geschwängerte Brust, während die Bosheit ihm eine Flut von Krokodilstränen aus den Augen zu pressen wußte.

„O wie verstockt sind doch die menschlichen Gemüter," sagte er unter Seufzen, „daß sie so bereit sind, eines blinden Zufalls wegen die Unschuld unglücklich zu machen! Wer sollte glauben, daß auch die wichtigsten Vorstellungen gegen ein so nichtiges Vorurteil in den Augen einer solchen Dame nichts ausrichten würden. Sie möchte wahrhaftig lieber ihr zartes Schoßkind an einen bäurischen Edelmann verheiraten, weil er etliche schlechte Güter im Lande liegen hat! Sie quält es immer wieder damit, statt ihr das süßeste Glück von einer anderen, an Rang und Vermögen höherstehenden Person zu gönnen.

Ich bedaure die Freigiebigkeit der gütigen Natur, die Sie mit so vielen Vorzügen an Leib und Gemüt ausgestattet hat, daß dieselben in den Klauen und der Höhle eines Maulwurfs gefangen liegen sollen und dem verweigert werden, der den Genuß derselben mit gebührender Hochachtung zu schätzen weiß. Diese Widersinnigkeit sollte billigerweise mit einem gerechten Betrug vergolten werden, den selbst der Himmel nicht bestrafen würde. Wollen Sie nun meinem wohlgemeinten Rat befolgen, so soll sich Ihre Frau Mutter bald gezwungen sehen, Ihnen ihre Zustimmung zu geben, wenn ihr das vollzogene Liebesglück hinterbracht wird; die Zukunft wird es lehren, wie richtig dieser Entschluß ist."

Seine Zumutung erfüllte mich zunächst mit Entsetzen, weil sie Zucht und Schamhaftigkeit allzusehr beleidigte, doch hatten seine Worte auf mein betörtes Herz solchen Einfluß, daß ich mich nach kurzem Widerstand von seinen süßen Lockungen überwinden ließ und ihm den verbotenen Einzug gestattete. Seinen verfluchten Worten fiel meine Keuschheit zum Opfer, ich gab meinen teuersten Schatz preis und ließ die nie wieder erblühenden Blüten meiner Jungfräulichkeit auf so unerlaubte Art brechen. Er schwor mir Treue bis in den Tod. Wie muß ein solches Herz beschaffen sein, das sich um kurzer Wollust willen mit so schrecklicher Verantwortung und ewiger Strafe belastet. Doch hat mich später die Erfahrung gelehrt, auf wie vielerlei Art gottvergessene Seelen ihr ewiges Heil gegen schnöde Gewinnsucht aufs Spiel setzen.

Sobald das schamlose Werk vollbracht war, nahm er Abschied und sagte: „Nun will ich mich unverzüglich in vollem Staat sehen lassen und meine Anfrage bei der Frau Mutter auf andere Art vorbringen; sie wird schon andere Saiten aufziehen, wenn sie erfährt, daß sie Ihrem Glück nicht länger widerstehen darf."

Ich machte mir Hoffnung, bald in der Lage zu sein, meine Mutter zu erfreuen und meinen Feinden den Mund zu stopfen. Er wiederholte seinen Besuch noch verschiedene Male, beschenkte mich mit Kostbarkeiten, die sein Versprechen bekräftigen sollten, und erreichte immer, ohne daß ich mich lange weigerte, die Erfüllung seines Willens, so

daß uns schließlich einmal die Köchin nach kaum beendigter böser Lust beisammen fand. Mit reichen Geldgeschenken erkaufte er ihr Schweigen und versprach ihr eine noch größere Summe, von der sie in Zukunft gut leben könnte.

Dies war der letzte Besuch des gottlosen Betrügers; mit seiner angenehmen Stimme sang er unter Lautenbegleitung folgende Arie:

Nun ist der Wunsch erfüllt,
Weil meine Göttin mich ergetzet,
Und mein Verlangen hat gestillt;
Fast tödlich schon verletzet
Hat nun für die geschmerzten Wunden
Die angenehmste Heilung funden.

Mein Sehnen, das nun ruht,
Läßt mich noch weitres Labsal hoffen;
Es tröst't den vorbetrübten Mut,
Weil mir die Freudentür steht offen:
Nun kann ich mich ohn' End' erquicken
An unschätzbaren Liebesblicken.

Muß ich gleich in der Fern'
Auf kurze Zeit die süßen Stunden
Und meinen Freudenstern,
Mit dem ich ewig mich verbunden,
Nicht sehen, wird des Himmels Fügen
Doch solch' Verlangen bald vergnügen.

Ach du bekümmert Herz!
Das dieser Zug so hoch betrübet,
Laß brennen deine Kerz'

Zu dem, was von dir wird geliebt;
Sieh, wie die Hoffnungsblätter grünen,
Der Allerschönsten stets zu dienen.

Hierauf folgten so bewegliche Abschiedsworte, daß ich mich auch der Tränen nicht enthalten konnte; er bat um meine Treue und Beständigkeit, das einzige Glück seines Lebens; ich sagte sie ihm aufrichtig zu. „Ich kann nicht anders," waren seine letzten Worte, „ich muß morgen noch einmal den Purpur Ihres Mundes und den Alabaster Ihrer Hände, als das kräftigste Labsal meiner Reise, küssen." Damit war ich einverstanden und verbrachte die Nacht schlaflos unter den angenehmsten Vorstellungen.

Die Sonne hatte kaum die Erde wieder beleuchtet, da trieb mich die Begierde, den Gegenstand meines Vergnügens vor seiner Abreise nochmals zu sehen. Ich verließ schnell das Bett und kleidete mich so an, wie er mich gern sah. Sobald ich die Gartenhütte betreten hatte, stimmte ich, so gut es meine Zunge nur vermochte, ein Liedchen an, um ihm bei seiner Ankunft von meiner Gegenwart gleich Nachricht zu geben, und war begierig, den frohen Lautenschall zu hören. Die Hoffnung ertrank aber in dem nebenan liegenden Teiche, es ließ sich kein Lautenschläger und kein Liebhaber mehr blicken.

Nachdem ich lange genug gewartet hatte, fing ich an, mir Sorgen zu machen, wo er geblieben wäre, und genoß zu Mittag eine traurige Mahlzeit.

Ich wartete diesen Tag beständig im Garten, ob er nicht doch noch käme; mein Hoffen war aber vergebens, die Nacht brach ein, und niemand ließ sich blicken.

Mein Schlaf wurde durch mancherlei Gedanken sehr unruhig. Bei Tagesanbruch ging ich nochmals zur Hütte; erfuhr aber, daß mein längeres Warten vergeblich wäre; der Graf war noch in derselben Nacht, als er von mir gegangen, abgereist. Ich war enttäuscht, doch kam mir der Gedanke noch nicht, daß er mich gänzlich verlassen hätte, und entschuldigte sein Verhalten mit allerlei Vorstellungen in meinem Herzen. Das währte fast einen Monat, in welcher Zeit ich schon starke Anzeichen einer verdächtigen Veränderung meines Leibes verspürte.

Als nun auch die Zeit seiner bestimmt versprochenen Wiederkehr schon längst verstrichen war und ich nicht die geringste Nachricht über sein Ausbleiben erhalten hatte, dagegen den Zuwachs in mir mehr und mehr fühlte, fingen die wehmütigen Gedanken an, stärker in mir aufzusteigen. Es ist doch ganz unmöglich, sagte ich zu mir, daß der Mensch an mir treulos werden sollte, seine Beteuerungen müßten ihm ja das Herz zersprengen, wenn er an meiner Unschuld einen Meineid beginge! Eine ganze Weile noch speiste ich meinen Kummer mit solchem leeren Trost ab.

Es verging über ein Vierteljahr, der Winter kam, doch keine Nachricht von meinem Anbeter. Die Weiber sahen mich schon mit staunenden Augen

an, was das ungewöhnliche Zunehmen meines Leibes bedeuten sollte, und schließlich erhielt ich gar die erbauliche Nachricht, daß der Spitzbube sich nicht nach Lothringen begeben, sondern seinen Weg durch die Niederlande nach England genommen hätte.

Aus Verzweiflung rang ich meine Hände, daß die weiche Haut Blutstropfen zeigte. Vermaledeiter Betrüger! willst du die unreine Seele der Hölle so liederlich übergeben? Kann dein verruchtes Gewissen weder der Eidschwur noch die Gerechtigkeit des Himmels schrecken, den du so oft zum Zeugen der Aufrichtigkeit angerufen hast? Meine unschuldige Jugend hast du mit deinem schändlichen Betruge in ein schändliches Netz verstrickt, und statt der verheißenen Glückseligkeit hast du mich auf ewig unglücklich gemacht! Ach und Weh! Alles Herzeleid über dich, daß die gottvergessene Seele sich ohne Unterlaß quälen möge! — All das Jammern und Verfluchen war aber zu spät, der unwiederbringliche Ehrenkranz verloren.

Sobald meine alte Tante nur den kleinsten Wink davon bekommen hatte, lief sie, als ich noch schlief, an mein Bett und verlangte mich nackt zu sehen. Ich wußte vor Angst nicht, was ich antworten sollte, und schützte also eine hier unzeitige Schamhaftigkeit vor, womit sie sich freilich nicht abweisen lassen wollte; sie sagte, wenn ich mich weiter weigerte, würde sie ein paar Weiber herbeirufen, die zu meiner größeren Schande eine Untersuchung veranstalten sollten.

Wie ich mich nun mit Zittern und Zagen ihrem Willen fügen mußte, setzte sie eine große Brille auf, um die Blödigkeit der Augen bei dieser genauen Besichtigung zu ersetzen. Alsbald fiel sie ihr von der Nase in meinen Schoß, und ich versteckte sie. Darüber wurde sie so entrüstet, daß sie hinausging, ohne Zweifel, um eine von den Weibern herbeizurufen. Ich aber verließ sogleich das Bett, zog mich in aller Eile an und suchte durch einen ungewöhnlichen Weg zu entweichen. Meine Flucht vermehrte sogleich den Verdacht, so daß ich etliche Verfolger hinter mir hatte, die mich trotz meines Widerstrebens zu ihr zurückführten.

Hier wurde nun ein strenges Examen abgehalten, was mein Benehmen zu bedeuten hätte. Was mir nur in den Sinn kam, fuhr mir zum Munde heraus, ich wüßte von keiner Übertretung, man sollte mich in Ruhe lassen. Die alte Frau aber schüttelte den Kopf und sagte: „Ich will mein Alter mit keiner vergeblichen Angst belästigen; Ihr seid von mir in aller erforderlichen Zucht gehalten worden, und es hat an beständiger guter Ermahnung nicht gefehlt, so daß ich mir auch dergleichen Fehler kaum vorstellen kann. Ich werde Euch zu Eurer Frau Mutter bringen lassen, der Ihr Rechenschaft geben mögt!"

Was dies meinen Ohren für ein Gesang war, kann meine Feder unmöglich schildern; ich will nur soviel sagen, daß ich wie sinnlos eine Weile dastand, bis sie mir befahl, in mein Zimmer zu gehen, wo ich eingesperrt wurde.

Ich saß da, wie in einem Rosengarten, in dem die Blumen abgebrochen und die dornigen Zweige als Kissen unter den bloßen Leib gelegt sind, und erwartete mit immer größer werdender Ängstlichkeit, was nun kommen würde. Nach zwei Tagen fuhr eine fest verschlossene alte lederne Kutsche mit zwei Pferden vor, ich wurde hineingesetzt und wohlverwahrt fortgefahren, um der Frau Mama einen wohl wenig angenehmen Besuch zu machen. Sie mußte eine nette Freude haben, wenn sie ihre immer wertgehaltene Tochter in einem Zustande sehen würde, der ihr Hoffnung auf baldige Vermehrung ihres Geschlechts, und noch dazu aus gräflichem Geschlecht, machte. O du allezeit lieb gewesenes Alexandrinchen! klopfte das geängstigte Herz, was für ein süßes Willkommen wird dich da erwarten, wenn du ein junges Gräflein ohne Vater mitbringst! — Wir fuhren durch Wasser, das ich mehr fühlte als sah. Ach, dachte ich, wenn ich doch darin begraben läge! Gleich darauf aber fühlte ich mich wieder auf festem Lande, und wir kamen endlich spät am Abend an.

Diese Nacht wurde ich des Zuspruchs der Frau Mutter nicht gewürdigt, sondern mit mäßiger Kost versehen und alsdann zu Bett gebracht. Speise, Trank und Ruhe waren so beschaffen, daß sie den Leib mehr belästigten als erquickten. Am Morgen kam ein Mädchen zu mir herein und sagte: „Gnädiges Fräulein, wollen Sie nicht aufstehen?" Dieser Titel, den ich schon verloren hatte, erschreckte mich so, daß ich feuerrot wurde und vor Scham

nicht antworten konnte. Oh, dachte ich, wenn du doch jetzt wahr redetest, ich wollte dir gern all meinen Schmuck und meine Kleidung schenken und mich ein ganzes Jahr in deine Dienste stellen! Sie wiederholte ihre Anrede, worauf ich antwortete, mir wäre nicht wohl. Darauf ging sie hinaus, und nicht lange hernach kam die liebe Mama, schloß die Tür hinter sich zu und setzte sich auf einen Stuhl vor mein Bett.

Was wird nun für eine Predigt kommen? fragte ich mich zitternd. Die ersten Worte lauteten noch ziemlich gelinde: „Höre, Alexandrine, kann ich von dir noch sagen: mein Fräulein Tochter, oder nicht?" — Die Antwort blieb mir im Halse stecken, doch legte ich mich gleich darauf aufs Leugnen und sagte: „Wie können Sie daran zweifeln?" — „Halte dich nicht lange damit auf, mich zu äffen," fuhr sie fort, „denn wenn ich die Wahrheit herausbekomme, hast du auf keine Gnade zu hoffen." Sie machte nun kein langes Federlesen, sondern griff unter die Bettdecke und betastete meinen bloßen Leib ganz genau, was ich nicht verhindern durfte. Sobald sie die Hand wieder herausgezogen hatte, sah sie mich mit einer fürchterlichen Miene an, spie mir ins Gesicht und brach in die Worte aus: „Da habe ich meinen Trost, das ist das Ende deiner Halsstarrigkeit, die soviel angebotenes Glück ausgeschlagen hat. Ist das dein Klostergelübde? Nun wirst du dafür ein Zuchthaus zu deinem ewigen Aufenthalt erwählen müssen!"

Mit diesem Bescheid verließ sie die Kammer

und mich in grenzenloser Verzweiflung. Diese Begebenheit wurde durch das Gesinde bald überall bekannt, und meine Ohren klangen von dem Jubel der Schadenfrohen: „Die schöne Imela, ei, ei, die unvergleichliche Alexandrine hat sich ja recht wohlverhalten; bald wird sie ein ebenso schönes Kindchen kriegen; das wird eine rechte Freude sein, wenn sie mit ihm auf den Festen erscheint und es zur Bewunderung herumzeigt. Wer kann wohl der Herr Vater dazu sein? Ohne Zweifel ein ochsenverständiger Kavalier, mit dem sie in trauriger Einsamkeit in Ermangelung anderer eine etwas starke Konversation gepflogen hat, als sie den Kitzel nicht anders stillen konnte!"

Zwei Monate war ich nun schon hier, in denen ich so viel Gram und Spott ausgestanden habe, daß mich die Erinnerung daran immer noch abhält, eine genaue Schilderung davon zu geben. Verschiedene Male überfiel mich Unpäßlichkeit, und ich trug herzliches Verlangen, durch den Tod von fernerem Elend befreit zu werden; aber das Schicksal erfüllte meinen so sehnlichen Wunsch nicht und zeigte mir, daß das sterblicher Einbildung nach größte Unglück endlich doch noch zu einem nie geglaubten Glück auszuschlagen vermag. Ich hatte auf dieser Welt niemanden, bei dem ich Mitleid fand und dem ich mich anvertrauen konnte, als meine ehemalige Kinderfrau, die immer eine große Liebe zu mir gehabt hatte und mein Unglück oft mit heißen Tränen bejammerte.

Diese teilte mir heimlich mit, ich sollte zu

meiner Entbindung an einen Ort gebracht werden, wo mir mit verbundenen Augen das Kind abgenommen würde, und dann wäre in dem Hamburger Zuchthause mein Quartier bereits bestellt. „Ach, liebstes Fräulein,“ setzte sie hinzu, „wie haben Sie es so übel versehen? Ich habe wirklich herzliches Mitleid mit Ihrer schönen Jugend, bedauere aber in tiefster Seele, daß ich Ihnen keinen Beistand leisten kann, so gern ich auch mein Blut dazu hergeben wollte.“

„Schweigt nur, traute Sabine,“ versetzte ich unter Tränen, „und kränkt mich nicht noch mehr mit dem verlorenen Fräulein-Titel. Muß ich denn immer eine Schreckenspost nach der anderen hören? Es wäre kein Wunder, wenn ich auf Verkürzung meines Lebens bedacht wäre, und nur die Rücksicht auf die Ewigkeit und mein Gewissen hält mich davon ab, und doch sehne ich mich nach nichts mehr, als daß ich, ohne gewaltsame Mittel anzuwenden, sterben könnte.“

Als ich nun auch noch erfuhr, daß der gottlose Betrüger gar nicht hierher gekommen war, geschweige denn bei meiner Mutter sich gemeldet hatte, wurde ich noch mehr bestürzt, weil damit die Hoffnung, ihn jemals wiederzusehen, gänzlich zu Grabe getragen wurde. Ich bat die Frau herzinniglich, mich heimlich fortzuschaffen, damit ich durch die Flucht der Schmach entgehen könnte.

„Mein tausendmal geliebtes Kind,“ antwortete sie, indem sie die Hände zusammenschlug, „begehren Sie nichts Unmögliches von mir, wozu

all meine Kräfte und mein Witz nicht ausreichen. Wo wollen Sie im Winter mit so schwerem Leibe hin, Sie, eine so zarte Weibsperson? Bedenken Sie doch außerdem, in was für ein Unglück ich mich selbst dadurch stürzen würde."

Was Menschenvermögen mir versagte, wußte das Verhängnis zu meinem Trost bald zu erreichen. Meine Mutter wurde krank und mußte sich zu Bett legen; sie vertraute die Aufsicht über mich einer anderen Frau an, die aber auch plötzlich daran verhindert wurde. In derselben Nacht entstand Feuer in einem nahegelegenen Hause, wodurch alles in Schrecken, Angst und Verwirrung geriet.

Als alle mit der Rettung beschäftigt waren, ergriff ich die Gelegenheit und entschlüpfte, wie ich ging und stand, durch den Garten zum Flecken hinaus, ohne zu überlegen, wo ich hinkäme. Ich ließ mich weder durch Schnee noch Dunkelheit, noch auch durch die Furcht vor herumstreifenden Wölfen von meinem verwegenen Vorhaben abhalten, zumal mich die Erhaltung des Lebens am wenigsten kümmerte. Trotz der großen Kälte brach mir der Angstschweiß aus, so eilig war ich gelaufen. Ich ließ mich durch keine Gefahr beirren, sondern dachte nur an mein Entkommen. Unermüdlich lief ich zwei Stunden lang, so daß ich hinterher über mich selbst erstaunte, wie ich es hatte aushalten können. Endlich aber versagten doch meine Kräfte, nachdem ich etliche Male in mit Schnee angefüllte Gräben gefallen war, aus denen ich nur mit großer Mühe herauskommen konnte. Ich fing bitterlich

an zu weinen und dachte, hier wird wohl meine letzte Lagerstatt werden und mein Leib mit der Frucht betrogener Liebe sein Grab in dem hungrigen Bauch gieriger Wölfe finden! So sei es denn! Ach du unendliche Barmherzigkeit, laß nach diesem meine Seele keine weitere Qual empfinden!

Während mir dieser Wehmutsseufzer entschlüpfte, hörte ich nicht fern von mir starkes Hundegebell, das mich zur Aufmerksamkeit veranlaßte. Es muß, waren meine betrübten Gedanken, doch hier in der Gegend ein Aufenthalt von Menschen sein, was mir diese Tiere anzeigen. Aber was für Menschen mögen dort hausen? Vielleicht finde ich dort eher Vermehrung als Linderung meiner Angst. Doch ich fühle, daß der Tod nun nicht mehr fern ist, und will lieber unter einem Dache sterben, wo ich hoffen kann, daß mein Körper in die Erde verscharrt und nicht durch die Zähne grausamer Bestien zerfleischt wird.

Ich strengte meine schwachen Kräfte, so gut ich konnte, an und watete durch den tiefsten Schnee vorwärts, immer dem Hundegebell nach, bis ich endlich ein schwaches Licht erblickte. Ehe ich es mir versah, kamen ein paar große Hunde auf mich zugesprungen, so daß ich entsetzlich zu schreien anfing. Dann sah ich einen großen Jungen gelaufen kommen, dem ich bittend zurief, mich vor den Hunden zu retten; er trat näher hinzu, wehrte den Hunden und fragte, wer so spät noch komme.

„Ach, liebster Freund," antwortete ich mit weinender Stimme, „ist denn hier keine Herberge

für ein armes trostloses und verirrtes Weibsbild? Ich will es ja gern bezahlen!" Und doch war ich von allem Geld entblößt und hatte außer einigen Schmuckgegenständen, die mir mein Ehrenschänder gegeben hatte, nichts bei mir.

„Wer seid Ihr und wo kommt Ihr her?" fragte er weiter.

„Ich bin von meinem Begleiter aus Unvorsichtigkeit getrennt worden und bis auf den Tod erkältet," gab ich mit matten Worten zur Antwort, „um Gottes willen gebt mir ein Obdach!"

Er packte hierauf derb zu und schleppte mich fort zu dem Häuschen. „Ich fühle ja lauter weiches Fleisch," sagte der Tölpel und tat, als wenn er mit mir kosen wollte.

„Laß die Scherze," verwies ich ihm sein Beginnen, „weder Zeit noch Ort ist dazu geeignet." Mit diesen Worten sank ich zu Boden.

„Mutter," schrie er nun, „geschwind kommt heraus; es will jemand sterben!"

„Wer ist es?" erwiderte eine Frauenstimme; „was soll ich mit toten Leuten bei mir machen?"

„Ich habe," sagte er, „ein Weibsbild dort im Schnee gefunden, das die Hunde niederreißen wollten; sie hat geheult und um ein Nachtlager gebeten, da wollte ich sie nicht liegen lassen. Es ist ein artiges weiches Ding, und es wäre schade, wenn es erfrieren sollte."

Die Frau eilte mit einem Licht herbei und trug mich mit dem Jungen in die Stube. Wie erschrak ich aber, als ich in ihr die Frau des Schäfers

erblickte, der mir schon zweimal das Leben gerettet hatte. Augenblicklich fiel ich ihr um den Hals, herzte und küßte sie aus unbeschreiblicher Freude, zu meinem Trost eine solche Bekannte gefunden zu haben. Es war mir, als wenn meine schon ersterbenden Lebensgeister neue Kräfte bekommen hätten.

„O mein Engelchen! O allerschönstes Fräulein Imelchen!" fing sie nun an; „wo führt Euch Gott jetzt hierher?" — Der Junge sperrte Maul und Nase auf, und der alte Schäfer, der schon im Schlafe gelegen hatte, fuhr von seinem Lager auf, um zu sehen, was los wäre. „Ei, Mann!" rief die Frau; „sieh mal, wer heute noch zu uns gekommen ist."

„Ist es denn möglich?" sagte er, sich die schlaftrunkenen Augen wischend, „ach, mein herziges Kind, was soll das bedeuten?" Als er nun sah, daß ich seine Frau so umarmt hatte, fing der alte Geck an: „Ach, wenn ich doch jetzt meine Frau wäre, das sollte gut schmecken!"

„Hier, mein lieber Leborius!" sagte ich und küßte ihn zweimal mitten auf den Mund, um ihn desto williger zu machen. Ich glaubte, er würde vor lauter Lust verrückt werden. Unter anderen Umständen hätte ich mich freilich nicht dazu entschlossen; aber die gegenwärtige Not wie auch das Andenken an seine mir schon erwiesenen guten Dienste ließ mich den Ekel überwinden.

Nun fing von neuem ein sehr begieriges Fragen an, was mich dazu veranlaßt hätte, in solchem

Wetter daher zu kommen, was ein kühner und des Weges kundiger Mann kaum gewagt hätte.

„Meine liebe Frau," gab ich zur Antwort, „bringt mich heute nur zur Ruhe, morgen will ich Euch alles erzählen."

Der Mann befahl gleich, alles auf den Tisch zu bringen, was Küche und Keller bargen. Die Frau machte schnell die Stube und brachte Butter, Käse, Milch, geräuchertes Fleisch und was sonst nur in ihrem Hause war, herbei. Sie saßen auf einer großen Schäferei, die der Mann gepachtet hatte. Ich genoß nur ein wenig Milchsuppe und etwas geräuchertes Fleisch und begehrte zu schlafen.

„Laß sie sich zur Ruhe legen," sagte der Mann, „das zarte Fräulein wird von dem üblen Wege müde genug sein."

Sie machte mir also das Lager zurecht, das für ihre Verhältnisse ganz leidlich war; und seine Unbequemlichkeit wäre meinem verwöhnten Leibe noch beschwerlicher gefallen, wenn ich mich ohne Kummer hätte hinlegen können. So aber erschien mir alles erträglich, und die Ruhe auf den groben Decken war für mich weit köstlicher, als zu Hause in den zartesten Flaumfedern, aber unter den quälenden Sorgen über meine Gefangenschaft.

In vielen Nächten hatte ich eine so sanfte Ruhe nicht genossen.

Als ich am nächsten Morgen mit der Frau allein war, rief ich sie an mein Bett und teilte ihr unter strömenden Tränen mein Elend mit, wobei ich sie mit den beweglichsten Worten bat, mir ein

Obdach zu verschaffen, damit ich nicht wieder zu meiner Mutter zurückkehren müßte. Die Frau sparte keine Tränen, mir ihr Mitleid zu beweisen, drückte mir die Hände und sagte: „Ach Gott, ich bedaure herzlich Euer Unglück und bin gern bereit, Euch auf jede Weise beizustehen; doch weiß ich nicht, wie ich es möglich machen soll. Denn wenn es herauskommt, muß ich mich vor Eurer Frau Mutter verantworten. Ich will aber mit meinem Mann deswegen sprechen."

Sie brachte mir einen großen Napf Suppe ans Bett, mit dem man einen ausgeleerten Drescherbauch hätte füllen können, und wollte noch mehr Essen herbeiholen, ich gab es aber nicht zu, denn ich war bereits ganz gesättigt. Endlich stand ich auf und kleidete mich unter vielem Seufzen an. Die Frau half mir dabei und betrachtete immer meinen Leib.

Nachdem der Schäfer aufgestanden war, kam er zu mir, mich zu begrüßen. Die Frau berichtete ihm meine Erlebnisse, die er mit solcher Rührung anhörte, daß er seine Hände zusammenschlug und sagte: „Ach welch entsetzliche Trübsal hat das arme Kind getroffen! Frau, wir müssen ihr beistehen, und sollte es noch so übel für uns ablaufen! Der Schelm, der sie betrogen hat, muß ja ein ganz verteufelter Kerl sein, daß er ein so wunderschönes Kind verlassen konnte! Ich meine, wenn ich der König wäre, müßte dieses mein Schätzchen sein. Wenn ich den Spitzbuben nur hier hätte, er sollte schon meinen Schäferstab zu fühlen bekommen,

bis er ihr zu Füßen fiele und um Gnade bäte. — Nur still, Fräulein," tröstete er mich, „es ist kein Unglück so groß, daß es nicht wieder vorübergeht, und meist folgt ein viel größeres Glück darauf. Ihr bekommt wohl noch einen weit besseren Mann, der Euch nicht nur in der Kutsche fahren läßt, sondern wohl gar auf den Händen trägt, sollte es auch vielleicht erst in zehn Jahren geschehen."

Dann wäre es Zeit, dachte ich bei mir, da der Ehrenschmuck verscherzt ist; ich seufzte tief und sagte: „Ach, mein lieber Leborius, diese Hoffnung ist verschwunden, hier auf dieser Welt kann ich an kein Glück mehr glauben. Wenn ich nur weit in der Ferne, wo mich niemand kennt, mein bißchen Brot habe, ich wollte gern, soviel ich könnte, arbeiten und dienen. Das beste wäre aber für mich, wenn mich der Tod hinnähme, dann wäre ich wohl von allem Elend erlöst."

Er machte seine Witze darüber und hieß mich, guten Muts zu sein, was mir aber für den Augenblick nicht möglich war. Dann setzte er ein kleines Zimmerchen in seinem Schäferpalast instand, in das er einen kleinen Ofen aus Backsteinen gestellt hatte. Hier konnte ich verborgen bleiben; auch an Verpflegung ließ er es nicht fehlen.

Es war Mitte des Monats Hornung im Jahre 1666, als ich in das Schäferhaus kam. Die Frau sagte mir, meinem Bericht nach würde die Geburt des Kindes innerhalb von vier Wochen erfolgen.

Ich hatte beschlossen, gleich nach meiner Entbindung zu entfliehen, falls mein Wunsch, durch

den Tod zur Ruhe zu kommen, nicht erfüllt würde, weil ich doch nichts anderes als Schimpf, Schmach und Spott in der ganzen Gegend zu erwarten hatte; doch ließ ich nichts von meinem Vorhaben merken.

Als nun die Nachricht kam, daß meiner Mutter Haus durch die Feuersbrunst gänzlich zerstört worden wäre und sie sich deshalb an einen anderen Ort hätte begeben müssen, wo sie nach dem ausgestandenen Schrecken auf dem Siechbett läge, bat ich den Schäfer, dahin zu gehen und nach ihr zu fragen, um zugleich zu hören, was von mir geredet würde. Er war bereit, meine Bitte zu erfüllen, als ob ich seine Gebieterin wäre, während ich doch in Wirklichkeit von seiner Gnade lebte. Seiner Frau befahl er, für mich inzwischen zu sorgen, was sie auch nach Kräften tat.

Namentlich der große Junge war immer um mich besorgt, als ob er die Absicht hätte, mich zu heiraten. Auf jeden Wink stand er zu meiner Verfügung und quälte seine Mutter ohne Unterlaß, auf mich acht zu geben; ja es standen ihm gleich die Tränen in den Augen, wenn sie sich mal nicht um mich kümmerte. Einmal saß ich fast den ganzen Tag allein, weil die Frau durch notwendige Arbeit verhindert war, zu mir zu kommen, und der Junge während seines Vaters Abwesenheit mit den Schafen zu tun hatte. Diese Einsamkeit führte mir mein Elend ganz besonders vor Augen, ich verglich meine gegenwärtigen Verhältnisse mit den früheren.

Hätte mir jemand in den vergangenen Zeiten

gesagt, daß ich in einer Schäferhütte einmal Unterschlupf finden würde, ich hätte mich vor Ekel und Abscheu selbst nicht gekannt, und nun mußte ich noch dafür dankbar sein.

Wenn ich die hölzernen Teller, die irdenen Näpfe, die blechernen Löffel und anderes dergleichen Gerät ansah, womit ich vorliebnehmen mußte, und daran dachte, wie ich sonst das saubere Porzellan- und Silbergeschirr oft als nicht gut genug für mich angesehen, das vorgesetzte Konfekt und sonstige Delikatessen als nicht appetitlich genug von mir geschoben oder mein Schoßhündchen damit gefüttert hatte, kamen mir vor Jammer die Tränen in die Augen. Das war aber erst der Anfang der Not gegen das, was noch kommen sollte, namentlich wenn ich mir mein kommendes Wochenbett vor Augen hielt.

Mit solchen schmerzlichen Gedanken brachte ich die Stunden bis zum Abend zu, in kummervoller Erwartung, was der Schäfer für Nachrichten mitbringen würde. Während ich noch so nachdachte, erschien der große Junge bei mir. Adam Ludwig hieß er und war ungefähr achtzehn Jahre alt; sein Vater, der alte Leborius Daunckel, wollte einen recht geschickten Schäfer aus ihm machen, damit er nach seinem Ableben einen tüchtigen Erben seines Vermögens hätte. Die Mutter liebte ihn sehr, weil er bei seiner sonstigen Tölpelei ein schmeichlerisches Wesen hatte, das er namentlich mich sehen ließ. Er machte immer ein freundliches Gesicht, wenn er zu mir kam und

nach meinen Wünschen fragte. Dabei war er eitel und fand es besonders schön, wenn er bei seinen Fragen das Maul fletschte.

An jenem Abend nun war er außerordentlich vergnügt und lustig und wollte einen tiefen Kratzfuß machen, wobei er in seiner Ungeschicklichkeit fast über mich gefallen wäre. Ich erschrak und verlor dabei meine schwermütigen Gedanken. „Sachte, Adam,“ rief ich ihm zu, „was ist Euch heute begegnet, daß Ihr so fröhlich seid und mit solcher Höflichkeit eintretet, die uns beiden fast übel bekommen wäre? Spart Eure allzu große Demut, ich bin mit Eurer Aufwartung sehr zufrieden und wünsche nur bald in die Lage zu kommen, sie Euch reichlich zu vergelten.“

Durch diese Worte wurde er noch mehr ermutigt und hüpfte ein paarmal in der Stube herum, wie ein Esel vor dem Futter. „Ach, schönes, liebes, gestrenges und gnädiges Fräuleinchen,“ sagte er, „mich hat so sehr verlangt, meine Arbeit zu beendigen und wieder zu Euch zu kommen, mir ist ganz angst gewesen, daß ich den ganzen Tag draußen bleiben mußte; nun aber bin ich voll Freude, daß ich Euch wiedersehe. Weil ich nun außerdem höre, daß Ihr mich lieb habt, so wackelt mir das Herz im Leibe. Sagt, was wollt Ihr haben; ich will es alles herbeiholen, und sollte es auch von wer weiß woher sein. Ich habe etwas Geld, wovon ich meiner Mutter nichts sagen darf, obwohl sie Euch alles gern gibt. Aber verlaßt Euch auf mich, ich bin Euch so gewogen, wie Ihr es kaum glauben werdet.“

Ich war mir nicht im geringsten klar, was der Schöps eigentlich damit sagen wollte, hielt es nur für eine natürliche Freundschaftsbezeugung und war damit wohl zufrieden. „Ei, mein lieber Adam," fing ich darauf an, „wo kommt denn diese Gewogenheit gegen mich her? Ich habe Euch doch Eure Dienste noch nicht vergelten können."

„Ach, ich will und begehre nichts," versetzte er, „ja, wenn Ihr noch Jahr und Tag da wäret, wollte ich es immer besser machen, wenn ich nur weiß, daß Ihr mich lieb habt."

„Warum sollte ich Euch nicht lieb haben und Eure Willfährigkeit mit freundlichen Augen ansehen?" war meine Antwort. „Das wäre ja eine schlechte Belohnung für so gute Dienste!"

Er wurde noch zutraulicher, setzte sich hin und sang mir ein Schäferliedchen vor, womit er mir eine Freude zu machen glaubte, doch hörte es sich an wie Hammelblöken. Darauf fragte er mich noch, wie es mir gefiele.

„Recht gut," ermahnte mich die Not zu sagen, damit ich mir nicht seine Freundschaft verscherzte, „Ihr habt ja eine schöne und helle Stimme, ich kann mir denken, daß die Schäfchen ihre Lust und Freude daran haben und das Futter auf der Weide bei solcher Tafelmusik mit um so größerem Appetit verzehren."

„Ach, mein goldenes Engelskind," erwiderte er, „wenn ich auch nur ein Schafsbursch bin, so bin ich doch ein braver und munterer Geselle; wenn Ihr mich an meinem Leibe sehen könntet,

so würdet Ihr Euch wundern, wie weiß ich bin, so derb und braun auch meine Hände sind. Die Mägde nennen mich auch nur den hübschen Adam, und es sind ihrer zwei, die sich schon Hoffnung auf mich machen; ich werde ihnen aber was pusten, ich habe anderes im Kopf."

„So geht Ihr schon mit Freiersgedanken um?" versetzte ich.

„Ja," sagte er, „und wenn mir mein Wunsch gewährt würde, so wollte ich alles daran wenden, was nur in meinem Vermögen steht."

„Was habt Ihr denn vor?" fragte ich neugierig.

„Ich mag es nicht gern sagen," erwiderte er zögernd und wurde dabei ganz rot, „wenn ich nur erst eins wüßte."

Ich wußte nicht, was er damit sagen wollte, und fuhr fort: „Wollt Ihr es mir denn nicht mitteilen? Vielleicht kann ich ein gutes Wort bei Euren Eltern einlegen, wenn es nichts Unpassendes ist."

„Ach, ich weiß gewiß," sagte er, „die Eltern würden es nicht ungern sehen, aber ich schäme mich, davon anzufangen."

Nun wurde ich noch neugieriger und drängte ihn zu weiterer Erklärung. Er besann sich ein Weilchen und platzte dann zu meiner größten Verwunderung mit folgenden Worten heraus: „Werdet nur ja nicht böse auf mich, daß ich Euch sage, was ich eigentlich nicht wollte. Ihr gefallt mir über alle Maßen wohl, und weil Ihr doch nicht wieder

zu Eurer Mutter wollt und es für Euch anständig ist, hierzubleiben, sollt Ihr mein Schätzchen werden. Ich will Euch stets so dienen, wie ich es schon getan habe, und glaubt gewiß, daß Ihr keine schwere Arbeit tun noch Euch mit den Schafen plagen sollt, nein, das will ich selbst tun und Euch auch eine Magd halten, soviel Geld ist schon da, und wenn mein Vater sterben sollte, bin ich ja selbst Herr, und Ihr könnt eine angesehene Schäferin werden."

O wie war mir bei diesem Ansinnen zumute! Trotz meinem bitteren Kummer hätte ich am liebsten laut aufgelacht; denn es wollte mir gar nicht recht in den Sinn, was der einfältige Pinsel sich vorgenommen hatte. Da hast du ja wieder einen Freier, dachte ich, statt eines Grafen einen Schafburschen, der dich mit dem Schafstecken zu Ehren bringen will. Das ist also der Grund seiner aufmerksamen Bedienung gewesen! Eine Weile saß ich in Verwunderung über des Bengels Torheit stumm da. Dann überlegte ich: Was soll ich dem Tölpel antworten, um ihn sein albernes und ungeschicktes Vorhaben merken zu lassen? Und dabei darf ich ihn noch nicht einmal erzürnen, denn das könnte mir in meiner gegenwärtigen Not nur schädlich sein. Wenn ich ihm nach Gebühr antwortete, muß ich seinen Verrat befürchten.

Er wartete auf meine Erklärung und schien sich seines Verlangens selbst zu schämen. Aus meinem Gesicht war alles Blut gewichen; es wäre mir niemals der Gedanke gekommen, daß bei meinem Zustande ein Mensch ein derartig abge-

schmachtes Begehren an mich richten könnte, und nun tat dies sogar ein Schäferknecht.

„Mein lieber Adam Dauncel!“ sagte ich lächelnd und den Kopf schüttelnd, „ist es dein Ernst oder suchst du mit mir zu spaßen?“

„Gar nicht, gar nicht,“ unterbrach er mich; „es ist meines Herzens aufrichtige Meinung, Ihr könnt Euch ohne jeden Zweifel ganz fest darauf verlassen.“

„Was veranlaßt dich,“ erwiderte ich, „sobald heiraten zu wollen, und zwar eine Adlige, von der du mehr Plage als Vergnügen zu erwarten hast? Und wenn du wirklich freien willst, wirst du doch so viel Verstand haben, daß du siehst, in welchem Zustande ich bin.“

„Ach, laßt gut sein,“ sagte er, „ich habe es schon von meiner Mutter gehört, daß Ihr bald ein Kindchen bekommen werdet; von einer so schönen Mutter wird es gewiß auch ein schönes Kind sein, das man lieb haben muß.“ Der Tölpel fing dabei überlaut an zu lachen, daß ich vor Scham ganz außer mir war. „Wenn das nicht wäre,“ fuhr er fort, „wollte ich es mich auch nicht unterstehen. Doch will ich Euch nimmermehr etwas vorwerfen, sondern Euch allezeit in Ehren halten und tun, was ich Euch nur an den Augen absehen kann.“

So großen Verdruß ich nun auch über seine Worte hatte, mußte ich mich doch über sein Anerbieten, zu dem ihn die Liebe verleitete, wundern, namentlich daß er mir versprach, als mein Ehemann auch mein Diener sein zu wollen. Infolge=

dessen gedachte ich ihm seine Narrheit nicht vorzuhalten, sondern antwortete ihm: „Du begehrst eine wunderliche Sache, die dich und mich hinterher gereuen möchte. Ich will dir nur sagen, daß ich ein strenges Gelübde getan habe, mich wenigstens drei Jahre lang nicht von einer Mannsperson berühren zu lassen, geschweige denn an Heiraten zu denken, und sollte auch ein Prinz kommen. Was aber später kommt, wenn ich noch lebe, will ich getrost dem Himmel überlassen."

„Wenn ich nun," entgegnete er, „solange auf Euch warten wollte, kann ich dann wenigstens Hoffnung haben?"

Mit großem Widerwillen mußte ich, um ihn nicht zu beleidigen, nochmals antworten und sagte: „Laß niemand etwas davon merken, es wird sich ja mit der Zeit alles machen!"

Der dumme Bengel glaubte mit diesen Worten schon eine gewisse Zusage erhalten zu haben und versprach, alles geheim zu halten und, was ich nur befehlen würde, willig und mit Freuden für mich zu tun. Nachdem er ein Licht herbeigebracht und ich die Gewißheit hatte, daß er ein gehorsamer Diener war, den ich nicht anders belohnen konnte, als ihm den Gedanken an diese leere Hoffnung zu lassen, redete ich folgendermaßen zu ihm: „Höre, Adam, wenn du etwas auf mich hältst, sollst du mir eine Gefälligkeit erweisen."

Er stand mit offenem Munde da und sah mich groß an, was ich wohl von ihm wünschen möchte. „Ich will dir etwas geben," fuhr ich fort, „das du

in der nächsten Stadt verkaufen kannst; dafür sollst du mir ein paar zinnerne Teller und Schüsselchen sowie zwei anständige Trinkbecher besorgen."

„Ich habe schon lange daran gedacht, daß es sich für Euch nicht schickt, aus solchen Gefäßen zu essen und zu trinken," erwiderte er, „gleich morgen früh will ich mich aufmachen und holen, was Ihr verlangt, Ihr braucht deswegen nichts zu verkaufen."

Während unserer Unterhaltung kam die Mutter herbei und fragte, was ich essen wollte. Als sie ihren Adam bei mir sitzen sah, gab sie ihm einen Verweis und sagte: „Schämst du dich nicht, dem gnädigen Fräulein zum Verdruß auf dem Hals zu liegen?"

„Ach, Mutter," rief er, „sie sieht mich gern und hat mir etwas auszurichten befohlen."

„Wann wird Euer Mann wohl wiederkommen, Schäferin?" fragte ich schnell, damit sich der Pinsel nicht bezüglich des eben gehabten Gesprächs verschnappen möchte.

„Morgen glaube ich ganz sicher," gab sie zur Antwort.

„Ich bin sehr neugierig, was er für Nachricht mitbringen wird," fuhr ich fort, als es plötzlich an die Tür klopfte, der Junge aufmachte und rief: „Der Vater!"

Nun kann ich heute noch meine Neugier befriedigen, dachte ich bei mir. Von seinem Berichte wird die Ruhe dieser Nacht abhängen, die entweder versüßt oder versalzen sein wird. „Geschwind

herein, Leborius," rief ich ihm zu, „schnell, schnell, mich verlangt nach Eurem Bericht. Was bringt Ihr für Nachricht mit?"

Er zuckte die Achseln und zog sein Gesicht in Falten, worauf ich auf nicht viel Angenehmes schließen konnte. Mochte er nun aber zu berichten haben, was er wollte, ich mußte es wissen.

„Ach, mein herziges Fräulein," fing er an, „ich habe mit der gnädigen Frau am Bette gesprochen, in dem sie noch festliegt. Sie war so erzürnt, wie ich es gar nicht sagen kann, und drang hart auf mich, ob ich nicht wüßte, wo Ihr wäret. Sie versprach mir auch eine ansehnliche Belohnung, wenn ich Euren Aufenthalt ermitteln und Euch in ihre Hände bringen könnte. Ihr Vorsatz ist nach wie vor, Euch an einen Ort unter scharfer und strenger Zucht zu bringen, wo man nichts von Euch erfährt. ‚Ach' — waren ihre Worte — ‚mein getreuer Leborius! Was hatte ich damals für eine Freude, als Ihr sie mir lebendig aus dem Sarge brachtet! Was für ein Jammer war in meinem Herzen, als sie an den Blattern darniederlag! Ach, wie gut wäre es nun, wenn sie gestorben oder mißgestaltet worden wäre, dann hätte ich doch diese Schande nicht an ihr erlebt. Sobald ich ihrer aber habhaft werde, soll sie ihre Untat büßen.'"

Mit bebendem Herzen hörte ich seine Worte mit an, dann begann ich zu weinen und sagte: „Ach, mein liebster Leborius" — dabei drückte ich ihm seine harten und runzlichen Hände — „Ihr, der Ihr mir mein Leben zweimal gerettet habt, werdet

mir jetzt einen noch größeren Dienst erweisen, wenn Ihr mich bei Euch versteckt laßt; sonst muß ich einen verhängnisvollen Schritt tun."

„Ich will es mir angelegen sein lassen," erwiderte er, „und mein Weib ist auch dazu geneigt; auch will ich es meinem Adam scharf einprägen, daß er nichts davon merken läßt." Diesen hatte seine törichte Liebe schon so für mich eingenommen, daß ich von seiner Seite nichts zu befürchten hatte.

Endlich rückte die Zeit meiner Entbindung heran; ich verspürte viele Schmerzen und offenbarte meine Not der Schäferin. Sie holte schnell eine Hebamme herbei, und ich bekam ein junges Söhnchen; die Geburt war schwer, doch ging alles schließlich noch gut vonstatten.

„Ein schönes Kind," sagte die Schäferin, „wie ich lange keins gesehen habe! Aber ein Feuermal finde ich an ihm, das wie ein Dreieck mit der einen Spitze an die Herzgrube stößt."

„Ach, laßt alles sein, wie es will," rief ich in meinen Schmerzen, „seine Schönheit wird mir doch wenig Freude bringen." Ich erinnerte mich aber, daß mir bei der Flucht aus meiner Mutter Haus etwas von dem brennenden Holz auf den Leib gefallen war, wovor ich mich entsetzt hatte; dieses Stück zeichnete sich nun auf dem Körper des Kindes ab.

Am dreizehnten März obengemeldeten Jahres ging die Geburt nachts in der elften Stunde vor sich. Es war ein Sturm und ein Unwetter, wie

wenn das Haus übereinanderfallen wollte, was mich nicht wenig erschreckte; nach Mitternacht war das Unwetter jedoch vorüber und am anderen Tage der schönste Sonnenschein.

In der Frühe brachte die Schäferin das Kind zu mir herein und sagte: „Seht das liebe und artige Kindchen, wollt Ihr es nicht anlegen?" Ich ließ sie aber meinen Unmut spüren und versetzte: „Ach, verschont mich damit; es zu stillen ist mir unmöglich; mag es sterben oder leben bleiben. Seht zu, ob Ihr es mit Schafsmilch erhalten könnt, ich kann mir nicht anders helfen."

„Dann muß ich sehen, wie ich Rat schaffe," sagte sie, „es wäre doch jammerschade, wenn es verschmachten sollte. Der größte Kummer ist aber: wie soll es getauft werden? Ich denke schon darüber nach, wie es im geheimen geschehen kann, denn ein ungetauftes Kind darf nicht in meinem Hause sein. Wenn es stürbe, hätte ich es mit meiner Seele zu verantworten."

Ich bekam neue Angst, verraten zu werden, und bat die Frau inständigst, die Sache nicht unüberlegt anzugreifen. Als aber der Schäfer, der kalvinistisch war, dazu kam und hörte, worum es sich handelte, sagte er zu seiner Frau: „Übereile dich nicht mit deiner närrischen Einbildung; es ist nichts daran gelegen, ob es heute oder über acht Tage oder über zwei Monate getauft wird! Wenn es auch sterben sollte, ist es deswegen noch nicht verdammt, und wer dir das weisgemacht hat, ist nicht recht gescheit. Wo hat denn Christus solche schreck-

liche Notwendigkeit befohlen? Wir müssen die Sache vorsichtig angreifen; getauft soll das Kind schon noch werden."

Am fünften Tage nach der Geburt fand sich eine wunderbare Gelegenheit dazu. Als es schon ziemlich spät war, klopfte jemand an die Haustür; der Schäfer machte auf und sah einen reformierten Pfarrer und einen Offizier vor sich, die um ein Nachtquartier baten, weil sie die Gelegenheit, nach Emden zu fahren, versäumt und sich verirrt hätten. Der Schäfer ließ sie eintreten und erzählte es seiner Frau. Diese machte sich die Gelegenheit gleich zunutze, ging zu dem Geistlichen und sagte: „Mein lieber Herr, es ist ein Glück, daß Ihr hierher gekommen seid; Ihr sollt, so gut es in unserer Macht liegt, Quartier und Verpflegung haben; ich will Euch auch morgen meinen Sohn mitgeben, der Euch auf den rechten Weg bringen soll, nur erfüllt mir eine Bitte. Mein Sohn ist gestern ausgegangen und hat einen Korb mit einem lebendigen Kind gefunden, das ein feines Bübchen ist. Es hat mich des Kindes gejammert, und ich habe es bis heute mit Schafsmilch erhalten. Weil nun ein Zettel in dem Korb gelegen hat, daß es noch nicht getauft sei und wie es heißen soll, könnt Ihr mir dazu behilflich sein; ich will diesen christlichen Dienst gern belohnen."

Der Pfarrer antwortete mit leisem Lächeln und sagte: „Wenn es Euer Sohn gebracht hat, so wird er auch wohl wissen, wo es herkommt, und deshalb müßt Ihr es auch in Eurem Kirchspiel

taufen lassen. Ohne große Not darf ich so etwas nicht tun, ich kann die Verantwortung nicht auf mich nehmen."

„Mein Herr," fuhr die Frau fort, „bildet Euch nur das nicht ein; wenn es so wäre, müßte sich die Mutter dazu schon gemeldet haben; mein Sohn ist hieran wahrhaftig ganz unschuldig; auch braucht Ihr deswegen nicht in Sorge zu sein, ich werde gewiß kein Wort davon sagen."

„Wenn die Sache so steht," versetzte er, „warum übergebt Ihr es nicht der Obrigkeit, die es taufen und auf gemeinsame Kosten erziehen lassen kann?"

„Es möchte deswegen viel Fragens geschehen," antwortete sie; „und überdies ist mir das Kind so lieb; weil ich nun schon Gelegenheit habe, es zu ernähren, will ich es behalten, und wenn nach Jahr und Tag darnach gefragt wird, will ich mir meine Mühe und meine Kosten schon bezahlen lassen."

„Wenn Ihr diese Hoffnung habt, soll es geschehen," sagte er. „Wie soll es denn heißen? Wollen Sie," wandte er sich an den Offizier, „Patenstelle vertreten?"

„Wenn sonst niemand da ist," versetzte dieser, „kann ich es ja tun; vielleicht bekomme ich einstmals einen braven Soldaten an ihm."

„Ich will," sagte die Frau, „den Zettel herbeiholen." Sie kam eilends zu mir in meine Kammer und fragte mich, wie ich das Kind nennen wollte. Ich war zwar verdrießlich und wollte keine Antwort geben, doch sagte ich schließlich: „Jakob Immanuel hat sich sein gottloser Vater genannt,

laßt es heißen, wie Ihr wollt." — „Es muß," sagte sie im Fortlaufen, „doch auch einen Namen von Euch haben." Nun kam sie zum Pfarrer zurück und sagte: „Alexander Immanuel ist der Name."

„Das ist ein vornehmer Name," sagte der Pfarrer scherzend, „daran sehe ich, daß es von keinem Schäfer gemacht ist." Weil nun der Offizier, der in Lüneburgischen Diensten stand, Karl Immanuel von Schönda hieß, erhob der Pfarrer ein Lachen und sagte: „Herr Vetter, Herr Vetter, was bedeutet das? Es ist ja Ihr Name dabei, das könnte gar nicht besser getroffen sein! Wer weiß, warum Sie sich so lange gegen mein Zureden gesträubt haben, hierher zu kommen, wo Sie nun Patenstelle annehmen müssen! — Es ist ein feines und zartes Kindchen; ich glaube selbst, daß es von keinen schlechten Eltern stammt; nehmt es nur in acht, Schäferin, vielleicht kann dieser Fund noch Euer Glück sein." Dann nahm er den Taufakt vor.

Als man mir alles erzählt hatte, stellte ich Betrachtungen darüber an, daß ein adliger Pate dabei war, der noch dazu einen gleichen Vornamen hatte wie mein Verführer. Die Frau freute sich sehr, daß das Kind getauft war, und sagte: „Nun habe ich es noch einmal so lieb und will alle Mühe auf seine Erhaltung verwenden."

Nachdem ich zehn Tage in meinem kummervollen Bett zugebracht hatte, schien es mir Zeit zu sein, aufzustehen. Während ich mich mit allerlei melancholischen Grillen plagte, kam der Schäfer

in meine Kammer und sagte: „Ach, mein herziges Kind, ich weiß nicht, ob ich Euch länger versteckt halten kann. Es muß etwas verraten worden sein, denn man fragt überall nach, und ich fürchte eine Haussuchung."

Ich hörte diese Worte mit großer Bestürzung an und wollte mit ihm reden. Da wurde er gerufen. Adam, der seinen Besuch bei mir so lange hatte aufschieben müssen, kam mit großem Verlangen, mir seine Aufwartung zu machen. „Mein lieber Adam," sagte ich zu ihm und erzählte ihm, was sein Vater mir gesagt hatte. „Wenn es nun geschieht, daß ich hier gefunden und weggeführt werde, so hast du keine Hoffnung mehr, mich jemals wiederzusehen. Denke also darüber nach, wie ich heimlich wegkomme."

Er war gleich dazu bereit und erwiderte: „Das wollen wir schon machen." Abends brachte er mir Kleider von sich und sagte: „Ehe morgen der Tag anbricht, zieht diese an, daß Euch niemand erkennt; ich will Euch außerdem einen Stecken geben, selbst meinen alten Kittel anziehen und Euch begleiten, bis wir an die Ems kommen; da könnt Ihr Euch nach Gröningen übersetzen lassen. Auch will ich Euch etwas Reisegeld verschaffen, damit Ihr Euch dort aufhalten könnt, bis ich Euch wiederfinde. Wie aber wollt Ihr Euch nennen, wenn ich nach Euch frage?"

„Peter Lachs," war mein geschwinder Einfall, um ihn nur zu befriedigen.

„Gut, so bleibt es dabei," sagte er freudig,

„haltet Euch morgen früh bereit, damit ich nicht lange warten brauche. Meine Mutter mag für das Kind sorgen.“ Mit diesen Worten schied er von mir.

Es kam mir allerdings sehr eigentümlich vor, daß ich des Bengels Kleider und namentlich seine Hosen anziehen sollte; doch mußte ich mich fügen, weil ich sonst keine Möglichkeit zum Fortkommen sah. Ich betrachtete die Hosen und den Rock ganz genau bei Licht, fand aber nichts Verabscheuungswürdiges daran, weil sie noch so gut wie neu waren.

Sobald es am anderen Morgen dämmerte, machte ich mich fertig und wartete auf meinen Gefährten. Er stellte sich denn auch pünktlich ein, hatte einen großen Ranzen mit Eßwaren auf dem Rücken und fragte, ob ich soweit wäre. — „Ja,“ war meine Antwort, „doch muß ich notwendigerweise von Euren Eltern Abschied nehmen und mich für die genossenen Wohltaten bedanken.“

„Das will ich in Eurem Namen tun,“ versetzte er; „ich habe ihnen vorerzählt, daß ich Euch für eine Weile an einen sicheren Ort bringen will, von wo Ihr bald zurückkommen würdet. Jetzt dürfen wir uns nicht länger aufhalten; ich fürchte, es wird heute noch scharf nach Euch gefragt werden.“

„Nun wohlan denn!“ sagte ich; „so bring' ihnen meinen innigen Dank und komm, laß uns in Gottes Namen gehen!“

Er führte mich durch Hof und Garten hinten hinaus über eine sumpfige Wiese, wo mir das

Gehen schwer wurde; doch hatte das den Vorteil, daß ich lernte, wie ein Mann zu gehen. Wie wird es dir nun gehen, dachte ich, da du als junges Frauenzimmer in die Ferne sollst, ohne zu wissen, wohin. Es kann dich vielleicht noch mehr Ungemach erwarten, als du jetzt glaubst.

Als er merkte, daß ich melancholisch wurde, fing er an: „Ach, mein Engel, macht Euch keinen Kummer über diesen Weg. Wir werden schon bald eine Fahrgelegenheit finden. Ich habe so viel bei mir, daß Ihr keine Not leiden werdet; auch will ich weiter für Euch sorgen. Bald werde ich auch selbst kommen und nach Euch fragen, sorgt nur dafür, daß Ihr Euch einige Wochen im Gröninger Lande aufhalten könnt."

Damit meinte er mich genügend beruhigt zu haben, packte fest zu und schleppte mich durch dick und dünn, bis ich fast hinfiel. „Halt," sagte er dann, „wir müssen auch ein bißchen Morgenbrot zu uns nehmen; dann soll es schon besser gehen." Wir setzten uns nieder, er machte seinen Ranzen auf und holte ein Stück Pökelfleisch, Brot und eine Flasche Branntwein hervor. „Hier, erquickt Euren Leib," sagte er, wie ein teigleckender Affe grinsend. Er tat einen kräftigen Schluck aus der Flasche und reichte sie mir mit den Worten: „Tut guten Bescheid, dann wird das Essen schon schmecken und der Weg leichter werden!"

Wenn ich auch vor Schnaps bisher stets einen großen Abscheu gehabt hatte, wollte ich doch wenigstens eine Probe nehmen, schluckte aber

mehr davon herunter, als ich zeit meines Lebens gerochen hatte; darauf aß ich ein Stück Pökelfleisch. Der Schnaps benebelte mir den Kopf und machte mir Mut, so daß ich schon mehr Lust zum Gehen bekam. Meine langen Haare stopfte ich unter den großen Schäferhut, zog die dicken ledernen Männerhandschuhe, die nur schlecht auf meine kleinen wohlgepflegten Hände paßten, an, ergriff den Stecken und zog mit ihm weiter, wie wenn ich derartige Partien schon oft gemacht hätte. Unterwegs erzählte er mir Liebesgeschichten, die mich ihrer seltsamen Ausdrücke wegen verschiedene Male laut auflachen ließen.

Ich antwortete, soweit es meine Traurigkeit gestattete; doch wurde mit den Possen der Weg wunderbar gekürzt, bis wir zu Mittag eine Herberge erreichten, in die ich vor Müdigkeit mehr fiel als trat. Es war eine große Leistung gewesen, mit einem jungen Schäferknecht vom Morgen bis zum Mittag gleichen Schritt zu halten. Das Wirtshaus, in das wir einkehrten, war ihm bekannt; er rief sogleich den Wirt herbei und fragte, was er für uns vorrätig hätte. Denn obgleich sein Ranzen noch ziemlich gefüllt war, wollte er sich doch gern sehen lassen und mich ordentlich bewirten.

Kaum hatten wir eine Viertelstunde gesessen, da gesellte sich die Wirtstochter zu mir, tat sehr freundlich und sagte: „Das ist ein feiner Schäferknecht, mit dem möchte ich heute wohl tanzen!“ Das junge Volk hatte nämlich an jenem Tage eine Lustbarkeit mit Musik. Sie ließ es an keiner Auf-

munterung fehlen und versuchte allerhand Liebkosungen, bis mein Adam schließlich eifersüchtig wurde und verdrießliche Bemerkungen machte. Als ich das merkte, stieß ich ihn an und flüsterte ihm zu: „Du bist ein Narr, Adam, du willst dich wohl selbst verraten! Hier kann dir an deiner Liebe kein Abbruch geschehen, weil es ein Weibsbild ist; wenn sie gegen dich so wäre, so hätte ich wohl eher Ursache zur Eifersucht.“ Hierauf war er stille und fragte, wie lange ich noch bleiben wollte.

„Sobald ich meine Glieder ein wenig ausgeruht habe,“ antwortete ich, „können wir weitergehen.“

Wir hielten uns hier ungefähr zwei Stunden auf, weil meine des Gehens ungewohnten Füße nicht recht fortwollten. Das Mädchen suchte mich zu längerem Aufenthalt zu veranlassen; ich tröstete sie damit, daß wir heute Abend wieder eintreffen und die Nacht dableiben würden, worauf sie mir noch ein Stück Hammelbraten mit auf den Weg gab, den ich mit einem Kuß bezahlen mußte.

Nachdem wir eine Stunde gegangen waren, fing es an zu regnen, wodurch der Weg recht beschwerlich wurde. „Ach,“ seufzte ich, „das ist gewiß eine schlechte Vorbedeutung für eine noch schlimmer werdende Reise.“

„Nein,“ tröstete mich mein Adam, „der Regen ist eine gute Vorbedeutung. Wenn der Anfang trüb und naß ist, bringt das Ende schönen Sonnenschein.“

„Der Himmel erfülle deine Prophezeiung,“

gab ich zur Antwort, ging aber mit wenig Mut weiter, bis wir an einen kleinen Bach kamen. „Wie komme ich da hinüber?" rief ich. „Wenn ich durchs Wasser waten soll, so wird mir das schlecht bekommen." Ein anderes Hinüberkommen war ohne großen Umweg nicht möglich. Da ließ Adam die Willfährigkeit seiner Liebe sehen und sagte:

„Halt, da soll bald Rat werden!"

Mit diesen Worten huckte er mich auf und trug mich gemächlich durchs Wasser, das ihm bis über die Knie reichte. Dankbaren Herzens erkannte ich seine Mühe an. Mein Wunsch war, daß ich in dieser Welt noch so glücklich würde, ihn auf andere Art zu entschädigen, weil ich doch seine eigentliche Absicht unmöglich erfüllen konnte; für jetzt war ich gezwungen, seine Dienste in Anspruch zu nehmen.

Als wir das nächste Dorf erreichten, kehrten wir ein und setzten, nachdem der Regen aufgehört hatte, unseren Weg fort, bis der Abend hereinbrach. So sehr ich mich nach einer Nachtherberge gesehnt hatte, so übel fand ich sie. Mit Speise und Trank war es so schlecht bestellt, daß ich mich zur Stillung meines großen Hungers Adams Ranzens mit großem Appetit bediente; ich mußte eben lernen, den Ekel beiseite zu lassen. Mit dem Nachtlager war es noch schlimmer; denn es bestand aus einer elenden Streu von unreinem Stroh, worauf ich in Adams Gesellschaft meine Ruhestätte nehmen sollte. So unangenehm es mir auch war, es half nichts, der bittere Trank mußte nach und nach gekostet werden, damit ich mich daran ge-

wöhnte. Als ich mich niederlegen wollte, kamen mir folgende Gedanken: Das ist also das fürstliche und gräfliche Brautbett, das du mit einem Schäferknecht besteigen mußt! Ach, wie ganz anders war doch meine Hoffnung! Darauf sagte ich zu meinem Schlafgenossen: „Höre, Adam, die Not gebietet, daß wir wie einerlei Geschlechts beieinander liegen müssen, achte ja auf das, was ich dir gesagt habe, und hüte dich, mich weder im Spaß noch im Ernst zu deiner Kurzweil zu berühren; sonst gehst du alles künftigen Anspruchs verlustig, weil mein Gewissen sich von aller Zusage entbunden halten wird."

„Seid ganz unbesorgt," versetzte er, „ich will Eurem Befehl in allem gehorsam nachkommen, wenn ich nur auf Eure Treue rechnen kann. Ihr sollt in Frieden und ohne Sorgen schlafen; es tut mir nur leid, daß ich für Euch kein besseres Lager bekommen habe."

Nichts wunderte mich beim Erwachen mehr, als daß ich auf diesem elenden Bett eine so lange und sanfte Ruhe genossen hatte. Wir waren kaum aufgestanden, als mein Adam den Ranzen schon wieder hervorholte und mich zum Frühstücken ermahnte. Ich verspürte aber wenig Appetit; der innerliche Kummer vertrieb allen Hunger, wenn ich nachdachte, wie es mir auf der Reise ergehen würde, die ich nun bald allein fortsetzen sollte.

Der dumme Bengel hatte sich verschnappt und mich als Frauenzimmer angeredet, während verschiedene Fremde im Zimmer saßen. Ich warf

ihm einen drohenden Blick zu, worauf er errötete und sogleich seine Sprache änderte. - „Hei, Peter Lachs," schrie er mich an, „wet ju nick än betken freten, dat me wannern können?" Mir fiel es sehr schwer, die Sprache zum ersten Male richtig nachzumachen, und ich stotterte einige Worte hervor, so daß mich die anderen ansahen. Unter ihnen war auch ein Offizier, der zu Pferde gekommen war und dem Branntwein stark zugesprochen hatte. Ich hörte, daß er ein Schwede von dem in Bremen liegenden Regiment wäre. Diese Sorte Leute war damals überall gefürchtet. Nach seiner Gewohnheit tat er sehr groß und kommandierte alle Leute, so daß ihm gar nicht genug Aufmerksamkeit zuteil werden konnte. Er fluchte scheußlich, wenn er etwas forderte und es nicht sogleich vor ihm stand, selbst als sich der Wirt entschuldigte, daß er das Verlangte nicht vorrätig hätte.

Adam war von mir gegangen, um seine Stiefel im Dorf zur Weiterreise ausbessern zu lassen, und ich saß, seine Rückkehr erwartend, mit traurigen Gedanken da. Der Schwede hatte sich inzwischen den Kopf mit Schnaps so benebelt, daß die Augen starr blickten. Alles, was um ihn war, hielt er für seine Dienerschaft. Da nun niemand anderes eben zugegen war, befahl er mir, flegelhaft und brutal: „Heda, Schafsjunge, geschwind hol mir noch ein Glas Branntwein!" Mich entrüstete diese Grobheit über die Maßen, ohne Beistand konnte ich es aber mit dem Kerl nicht aufnehmen und blieb also ohne Antwort still sitzen.

„Kanaille, bist du taub?“ rief er. „Sapperments-Bestie, warte, ich will dir bald Beine machen!“ Darauf ergriff er die Karbatsche und wollte sich damit Respekt verschaffen.

Der Zorn überkam mich so, daß ich nicht anders meinte, als ich hätte mit den männlichen Kleidern auch das Geschlecht angenommen; ich gab ihm eine Ohrfeige, die wider Erwarten so gut traf, daß er lang zur Erde fiel, etliche Stühle mitnahm und wie ein betäubter Ochse liegen blieb; wegen der steifen Stiefel und der vom Schnaps beschwerten Glieder konnte er nicht wieder aufkommen. Ich war nun fest der Meinung, daß männliche Stärke und Mut aus den männlichen Kleidern in mich übergegangen sein müßten. Ein längeres Verweilen in dem Gastzimmer schien mir aber doch gefährlich; ich lief daher hinaus, um meinen Adam zu suchen, damit ich Beistand hatte. Ich war noch nicht weit fort, da hörte ich Geschrei und Lärm hinter mir; mir wurde angst und bange. Da ich aber niemanden kommen sah, nahm ich den langen Stecken zum Helfer meiner Beine und schritt eiligst vorwärts. Ich sah mich nach allen Seiten nach dem Adam um; nirgends konnte ich ihn erblicken, und nach ihm zu fragen, hielt ich für zu gewagt, weil ich fürchten mußte, daß sich der vollgesoffene Kriegsheld wieder erholen, mit seinem Pferd mir nachsetzen und sich zur Rache seiner Pistolen bedienen könnte.

Während ich noch daran dachte, erhob sich plötzlich ganz nahe ein neues Getümmel. Es

waren holländische Bootsknechte, die beim Aussteigen aus ihren Schiffen an der nahen Ems mit anderem Gesindel Streit bekommen hatten. Solch brutales Volk nun macht kein langes Wesen, ihre Messer müssen ihnen gleich zur Entscheidung dienen. Etlichen Bauern hatten sie schon blutige Denkzeichen ins Gesicht gegeben, und diese hatten mit Stecken und Peitschen in gleicher Höflichkeit geantwortet, kurz, es war ein abscheulicher Anblick. Ehe ich es mich versah, war ich mitten unter den wütenden Bootsknechten.

Ich war voller Angst, auch einen solchen unvergeßlichen Streich ins Lärvchen zu bekommen. Tatsächlich hatten sie mich auch sehr bald beim Wickel, und ich fing zur Rettung meines Lebens kläglich an zu schreien.

„He Jung, war bind ju?" fragte einer auf holländisch und packte mich beim Arm. Weil mir nun die holländische Sprache ziemlich bekannt war, so gab ich die erste beste Antwort, die mir einfiel, mein Vater befände sich auf einem Schiff und wollte nach Gröningen überfahren, und ich wäre nun im Begriff, ihn zu suchen. Als man mich nach dem Namen fragte, behielt ich den einmal angenommenen bei und sagte, mein Vater hieße Claus Lachs und ich Peter Lachs. Zu meiner großen Verwunderung wollte einer meinen Vater kennen und sagte, die Sache wäre richtig, mein Vater wäre noch auf dem Schiff und ich sollte nur mitkommen.

Nun hatte ich neuen, bei weitem größeren

Kummer. Wenn wirklich ein Claus Lachs da ist, der ebensowenig von mir weiß wie ich von ihm, wie wird es dann werden? Ich mußte abwarten, was kommen würde. Zu irgendwelchem Bedenken war auch keine Zeit. Das Schiff sollte gleich abstoßen. Als ich ankam, fragte ich mit Zittern und Zagen nach meinem Vater. Hätte sich jemand meines angeblichen Namens gefunden, so hätte es bös um mich ausgesehen. Zu meinem Glück und zu meiner Freude aber wollte niemand was von ihm wissen; ich sagte ihnen, dann müßte er sich wohl auf einem anderen Schiff befinden, in Gröningen würden wir uns schon wiedersehen.

Unverhofft und ohne Abschied war ich meinen Adam losgeworden, was mir wenig Kummer machte; nur bedauerte ich es, daß ich das von ihm versprochene Zehrgeld nicht erhalten hatte. Was würde er wohl von meiner Flucht denken? überlegte ich. Hält er mich für untreu, so wird er mich gewiß suchen lassen, und das ist gefährlich. All mein Kummer aber ist vergebens, es gibt jetzt kein Zurück mehr, ich muß das Schicksal walten lassen. Ich bin nun einmal die unglückselige Imela und werde es immer bleiben; ich werde nicht eher Ruhe finden, als bis ich in das unermeßliche Reich der Vergessenheit eingegangen bin. Dies soll mein einziger Trost bleiben. Ehe ich aber von aller Trübsal erlöst bin, muß ich einen Ort aufsuchen, wo ich als unbekannte Unglückselige verborgen bleiben kann.

Mit diesen Gedanken schlief ich sitzend ein und

erwachte erst, als man „Land! Land!" rief. Alles, was auf dem Schiff war, stieg hurtig aus, wozu ich mich also auch bequemen mußte; ich kam in die Stadt Dam. Geld hatte ich nicht einen Heller bei mir, sondern nur ein paar Juwelen, die mich an jenen Betrug und den Verlust meiner Ehre erinnerten. Wo aber sollte ich sie verkaufen? Als Schäferjunge konnte ich es nicht, ohne verdächtig zu erscheinen; und doch mußte ich unbedingt etwas zum Lebensunterhalt haben. Die Sorge hielt für kurze Zeit Hunger und Durst von mir fern; dafür kamen sie aber um so heftiger hinterher.

Der eine von den Bootsknechten, der mit mir zur Stadt gegangen war, fragte, ob ich auf gemeinsame Kosten mit ihm essen und trinken wollte.

„Freund," gab ich ihm zur Antwort, „ich weiß nicht, wo ich meinen Vater treffen soll; ich habe nicht einen Heller bei mir." Diese Ausrede war ein guter Vorwand für mich.

„Ha," versetzte er, „deswegen braucht Ihr keine Sorge zu haben, das hat nichts zu bedeuten. Ich habe schon gehört, daß er nach Delfzyl gegangen ist; da wollen wir ihn schon bald finden." Zugleich bot er mir an, Essen und Trinken für mich zu bezahlen.

So wenig ich mich nun auf den erdachten Vater verlassen konnte, mir im Gegenteil bei Erwähnung seines Namens der Angstschweiß ausbrach, so sehr wunderte ich mich, daß es hier einen Menschen mit dem frei erfundenen Namen wirklich geben sollte. Ich dankte dem Bootsknecht für seine

Freundlichkeit und sagte, mir wäre nicht wohl und ich hätte kein Verlangen nach Essen und Trinken. Darauf ließ er ein Glas Branntwein kommen und nötigte mich, davon zu trinken; er tröstete mich, ich sollte nicht verzagt sein, er müßte heute noch nach Delfzyl; dort würde er meinem Vater alles berichten, damit er herkäme und mich auslöste. Dasselbe sagte er auch dem Wirt, damit er mich bis zum nächsten Tage verpflegte; mein Vater, den er doch auch kennte, würde schon alles bezahlen. Der Wirt war damit einverstanden und erbot sich, mir alles zu geben, was ich haben wollte.

Ist das nun nicht eigentümlich, dachte ich bei mir, hier wird mir Kost und Unterkommen angeboten von einem Unbekannten, der mich nicht kennt und mich noch nie gesehen hat! Doch was war zu tun? Der Kerl ging fort und ließ mich allein zurück, seiner Meinung nach in der Hoffnung, meinen Vater bald zu finden, auf den mir der Wirt Kredit gab. Schließlich sah ich mich denn doch genötigt, die gebotene Gelegenheit zu benutzen; doch mußte ich überlegen, wie ich mich mit Ehren aus dieser Lage befreien würde. Hunger und Durst quälten mich, und ich forderte Essen und Trinken, was mir zur Genüge gereicht wurde.

Während ich nun schwermütigen Gedanken nachhing, trat ein junger wohlgestalteter und gut gekleideter Mensch ein, der sich in der Stube umsah. Als er mich erblickte, blieben seine Augen auf mir haften, und er fragte, wer ich wäre, woher ich käme und wohin ich wollte. Ich antwortete nicht

gleich, und der Wirt, der eben eintrat, erzählte ihm von mir, was er von dem Schiffsknecht gehört hatte. Sobald der Wirt wieder hinaus war, sagte der fremde Herr: „Du bist ein junger, feiner Kerl; hast du nicht Lust, einen Dienst anzunehmen? Ich brauche einen Lakaien, weil mir der meine durchgegangen ist und ich auf der Reise eines solchen nicht entbehren kann. Ich habe nicht lange Zeit, weil ich eiligst nach London weiter muß; du kannst dir etwas in der Welt versuchen und diesen Hirtenknüppel mit anständiger Montur und gutem Gewehr vertauschen."

Der Vorschlag gefiel mir, da ich auf diese Weise bald von hier wegkommen konnte; nur hatte ich Bedenken, als Frauenzimmer solchen Dienst anzunehmen. Da ich noch zauderte, drang er weiter in mich, ich sollte mich nicht lange besinnen, es würde mich gewiß nicht gereuen. Wenn ich nicht länger bei ihm bleiben wollte, könnte ich, sobald er in London angekommen wäre, aus seinen Dienst mit Ehren und ansehnlicher Bezahlung wieder scheiden. Unter den Umständen, in denen ich mich befand, ließ ich mir seinen Vorschlag gefallen und fragte, ob er noch heute fort wollte. „Ja," war seine Antwort, „das Fuhrwerk nach Gröningen steht schon bereit!" Er gab mir gleich Geld, um den Wirt zu bezahlen, dann setzten wir uns auf den Wagen und fuhren nach Gröningen ab.

Unterwegs überlegte ich, daß ich ihm als Diener in manchen Fällen würde behilflich sein müssen, die sich für ein Frauenzimmer vielleicht

nicht schickten; mein Trost war nur, daß ich nicht lange an ihn gebunden war und sich in der weltberühmten Stadt London schon eine Gelegenheit finden würde, in aller Stille unter anderem Namen als Weib zu leben oder von da an einen stillen Ort zu kommen, wo ich mein Vaterland und meine Freundschaft vergessen und mein Leben endigen könnte.

Er nannte sich Baron Anton Ludwig von Fimoldi und gab an, aus dem Elsaß zu sein, zeigte sich sehr zurückhaltend und still, und sein ganzes Wesen kam mir sehr zartfühlend vor.

Als ich ihn fragte, ob wir bald in London wären, gab er zur Antwort: „Wenn es nach mir geht, wird keine Stunde versäumt werden; ob aber mein Verlangen ungehindert gestillt wird, ist weder von unserem Wollen noch Können abhängig. Seid inzwischen zufrieden, daß Ihr in meinen Diensten keinen Vorwurf hören werdet, außer wenn Ihr ihn selbst verschuldet habt."

Bei unserer Ankunft in Gröningen nahm er im „Wappen von Amsterdam" Wohnung und ließ mir eine saubere Montur machen aus feinem blauen Tuch mit scharlachroten Aufschlägen und silbernen Knöpfen; dazu bekam ich einen Degen mit stark vergoldetem Griff. Das war die erste Waffe, die ich in meine weiblichen Hände bekam; ich lernte schnell genug, damit umzugehen. In solcher Kleidung war ich, ohne mich rühmen zu wollen, ein nettes Kerlchen, an dem jedermann namentlich die Haare bewunderte, die ich mir zum Staat wie eine Perücke kräuseln ließ.

Bisher hatte ich ihn noch nicht bedient, da er sich von dem Hausknecht die nötigen Arbeiten, wie Stiefelausziehen und Kleiderausbürsten, verrichten ließ. Auch hatte ich noch wenig Worte mit ihm gesprochen; er schien überaus enthaltsam und ehrbar in seiner Lebensführung, was mir ganz besonders gefiel; ich hatte noch kein freches, liederliches, unzüchtiges oder fluchendes Wort von ihm gehört. Seine natürlichen Geschäfte verrichtete er stets, wenn niemand zugegen war.

Als ich am Abend allein bei ihm im Zimmer war, fragte er nach meinem Namen, den er vergessen hätte. Da er von dem Peter Lachs nichts wußte, nannte ich mich Franz Leidschar. „Ich habe," sagte er dann, „bisher noch keine Bedienung von Euch verlangt, die erste soll die sein, daß Ihr mir die Füße wascht. Laßt Euch ein Becken mit warmem Wasser dazu geben."

Es erregte mich nicht wenig, daß ich einem Mannsbild die Füße waschen sollte, und es fehlte nicht viel, so hätte ich ihm meine Gedanken verraten. Ablehnen konnte ich es jedoch nicht, also sah ich mich genötigt, diesen unangenehmen Dienst zu verrichten.

Beim Wasserholen kamen mir traurige Gedanken in den Sinn. O hartes Verhängnis! Was für Kränkungen wird meine arme Seele noch auszustehen haben! Was für schimpfliche Arbeiten werde ich noch zu leisten haben! Erst eines Schäferknechts Braut, dann selbst Schäferjunge und nun Lakai! Doch sagte ich mir gleich darauf, es wäre

doch besser, an unbekannten Orten solches zu erdulden, als in Sklaverei zum Gespött der Boshaften gefangen zu sein. Es war immer noch ein Glück im Unglück.

Unter solchen Betrachtungen brachte ich das Gefäß zum Füßewaschen herein und setzte es vor ihm auf den Boden. „Mein Herr," sagte ich, „weil ich so etwas noch niemals getan habe, werden Sie meine Ungeschicklichkeit verzeihen, wenn ich es nicht gleich beim ersten Male so verrichte, wie Sie es haben wollen."

Er sah mich freundlich an, lächelte und sagte: „Ihr werdet doch Eure Füße auch schon mal gewaschen haben; dann könnt Ihr es bei mir ebenso machen."

Nachdem ich ihm die Strümpfe ausgezogen hatte, wurde mein Abscheu vor dieser Arbeit schon geringer, da ich seine Beine wunderbar zart und reinlich fand. Nachdem ich zu seiner Befriedigung mit dem Waschen fertig geworden war, sah er mich unverwandt an, schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Ihr seid doch keines Schäfers Sohn, geschweige denn ein Schäferknecht gewesen! Eure Hände sind der deutlichste Beweis vom Gegenteil. Ohne Zweifel hat Euch nur ein besonderes Verhängnis bewogen, diese Rolle zu spielen; ich möchte wohl wissen, was es ist, und Ihr könnt Euch auf meine Verschwiegenheit verlassen, die Entdeckung der Ursache — sie bestehe, worin sie wolle — soll Euch weder Schaden noch Nachteil bringen. Sie kann Euch vielmehr eher zum Wohle gereichen."

Diese Worte trieben mir statt jeder Antwort die Tränen in die Augen, so daß ich sie schweigend niederschlug und nur die eine Angst im Herzen spürte: Da siehst du dich schon verraten und den Wunsch, dein Elend zu verbergen, vernichtet!

Eine glaubhafte Lüge fiel mir nicht ein, meine Verhältnisse konnte ich ihm unmöglich offenbaren; also blieb es beim Stillschweigen, das freilich seinen Verdacht nur vermehrte; doch wußte ich mir keinen anderen Rat.

Für den Augenblick drang er nicht weiter in mich, worüber ich mich sehr wunderte. Er befahl mir nur, ich sollte mir von dem Wirt ein gutes Abendessen geben lassen; da er nicht speisen wollte, legte er sich inzwischen aufs Bett. Um ihm nicht lästig zu fallen, ging ich hinunter, ließ mir eine Suppe, etwas Fisch und ein Glas Wein geben und verzehrte mein Abendbrot in Gesellschaft zweier Kaufleute, die von Emden kamen und nach London wollten.

Zufällig war ich ans Fenster getreten, um ein Pferd zu beobachten, das seinen Reiter nicht aufsitzen lassen wollte, als ein Mann ins Zimmer trat und die Kaufleute fragte, wo sie herkämen und wohin sie wollten. Nach erhaltener Antwort fragte er weiter, ob sie nicht unterwegs ein Frauenzimmer getroffen oder wenigstens von einem solchen gehört hätten, wobei er meine Gestalt und die Kleidung sehr genau beschrieb, die ich in meiner Mutter Haus getragen hatte. Sie antworteten mit „Nein“ und fragten nach der Ursache. Ich traute meinen

Ohren nicht, als er antwortete: „Sie ist als liederliche Kanaille ihrer Frau Mutter durchgegangen, die sie jetzt überall suchen läßt; eine Nachricht von ihr soll anständig belohnt werden."

Ich hatte genug gehört, ging hinaus und eilte in meines Herrn Zimmer. Zitternd trat ich ein und fand ihn noch auf dem Bett liegen. Er erwachte und fragte, wo ich gewesen wäre. Ich antwortete, ich hätte mir, wie er befohlen, ein Abendessen geben lassen, doch hätte ich gespürt, daß mir von dem gegessenen Fisch schlecht geworden wäre.

„Laßt Euch schnell etwas geben," versetzte er, „damit es nicht zu einem Fieber kommt; ich merke wohl, daß Ihr keine Schäfernatur habt."

Als ich ganz niedergeschlagen sitzen blieb, stand er auf und ließ mir etwas aus der Apotheke holen. Der Bote trat lachend ins Zimmer und reichte mir ein Gläschen, dessen Inhalt ich mit Branntwein gemischt in zwei Portionen nehmen sollte.

„Was ist Euch so Lächerliches begegnet?" fragte mein Herr.

„Es ist," antwortete er, immer noch lachend, „jemand dagewesen, der sich erkundigt hat, ob nicht ein junger Schäferknecht mit Namen Peter Lachs im Hause wäre. Ich habe einen solchen aber weder gesehen noch von ihm gehört." Damit ging er wieder hinaus.

Mein Herr begann nun auch zu lächeln und sah mich an, worauf ich sagte, einen solchen Namen hätte ich nie nennen hören; darauf nahm ich die

Arznei und bat ihn um die Erlaubnis, mich zu Bett zu legen, was er mir gern gestattete.

Kaum war ich unter der Decke warm geworden, da brach am ganzen Leibe ein entsetzlicher Angstschweiß bei mir aus, nicht von der Arznei, sondern von der Wirkung des Schrecks und des Kummers. Das war nun innerhalb von einer Stunde schon die zweite Nachforschung nach mir; die erste namentlich hatte mich fürchterlich erschreckt. Und wenn ich auch von der zweiten nichts zu befürchten hatte, so hätte sie doch die Ursache zu meiner Entdeckung werden können, zumal ich mir sagen mußte, es wäre möglicherweise verraten worden, daß ich mit Adam fortgegangen war und jenen Namen angenommen hatte. So wünschte ich denn möglichst weit weg zu sein. Sobald der Morgen anbrach, stand ich auf, ging vor meines Herrn Bett und fragte, ob er etwas zu befehlen hätte; dabei stieg mir die Röte ins Gesicht, weil ich fürchtete, ich müßte ihn vielleicht vom Hemd beginnend ganz anziehen. Dieser Kummer wurde mir aber bald genommen, indem er fest zugedeckt liegen blieb und keine Dienstleistung von mir verlangte.

„Ist Euch wieder wohl?“ fragte er. „Dann wollen wir heute noch aufbrechen und den Weg nach Amsterdam fortsetzen.“ — Ich antwortete mit einem frohen „Ja!“ und wünschte innerlich, schon unterwegs zu sein. Er stand auf, kleidete sich selbst an, und nach eingenommenem Frühstück ging es unverzüglich durch Friesland hindurch, wo wir uns

auf dem Zuidersee einschifften. Glücklich kamen wir in Amsterdam an, wo mein Herr in der alten Bußfeldischen Bibel in der Wermuthstraße Herberge nahm. Hier wurde mir das Herz etwas leichter, weil ich nun den Nachstellungen entgangen zu sein glaubte.

Wir blieben nicht länger als zwei Tage; dann ging es über Leyden nach Grafenhag. Ich hätte zwar gern diese Städte genauer kennen gelernt, doch war mir meines Herrn Wille, weiterzureisen, angenehm, weil mir die immer größere Entfernung von meiner Mutter mehr Sicherheit gewährte. Wir kehrten in dem Gasthof „Prinz von Hessen" ein, der nicht weit von dem Oranischen Palast liegt und von wo man eine entzückende Aussicht hat. An diesem Ort, wo alles voll Lust und Anmut ist und den man mit Recht zu den schönsten von ganz Europa zählt, hielten wir uns fünf Tage auf, weil sich mein Herr, der als Kavalier sein Geld nicht zu schonen brauchte, ein Vergnügen gönnen wollte, ehe er sich auf die weite See nach London begab.

Es strömten hier viele Fremde zusammen, und es fehlte daher nicht an Gepränge und Lustbarkeiten. Hier trafen mich zwei besondere Unannehmlichkeiten, die mich beide in Angst und Schrecken setzten; doch wandelte sich die zweite wie durch ein Wunder zu meinem Glück.

Am Tage nach unserer Ankunft machte mein Herr die Bekanntschaft eines jungen englischen Grafen, dessen Benehmen ihm gefiel und mit dem er zwei Tage lang sich die Zeit beim Spiel ver-

trieb. Da er keine Bedienung von mir verlangte, war ich vollständig frei und konnte tun, was ich wollte. Wie ich nun in dem sogenannten Busch die schönen Alleen entlang strich und in traurigen Gedanken über mein Schicksal in so jungen Jahren mir wegen der Zukunft Sorge machte, kam mir plötzlich ein Mann vor die Augen, bei dessen Anblick ich fast in Ohnmacht gefallen wäre. Es war ein Edelmann aus Aurich, der in fürstlichen Diensten stand und besonderer Angelegenheiten wegen hierher geschickt war. Ich kannte ihn sehr gut; denn ich hatte mindestens zehnmal mit ihm gesprochen und verschiedene Höflichkeitsbeweise von ihm bekommen. Er blieb ganz bestürzt über meinen Anblick stehen.

Ich bekam ein solches Zittern in alle Glieder, daß ich nicht wußte, was ich tun sollte. Endlich fand ich die Kraft, mich von ihm abzuwenden, und fragte einen dicht hinter mir herkommenden Menschen auf holländisch, ob er zur französischen Gesandtschaft gehörte. Er war ein Italiener und fing gleich an, eine lange Geschichte zu erzählen. Obwohl ich diese Sprache auch verstand, stellte ich mich ganz dumm an und tat so, als wenn ich nur holländisch sprechen könnte. Der Ostfriesländer aber rief seinen Diener herbei, der hinter ihm stand, redete mit ihm und wies dann auf mich, wie ich deutlich merkte; ich geriet in immer größere Angst, hier gänzlich verraten zu werden, und suchte Hals über Kopf mich aus dem Staube zu machen. Ich hörte jemanden rufen und tat, als ob ich gemeint

wäre, damit ich nur dem Auricher aus den Augen käme. Wie ein betrunkener Bauer lief ich davon, trat dem Italiener auf die Füße und hätte ihn bald über den Haufen gestoßen.

Der Kerl mochte wohl von Hühneraugen geplagt sein, er schrie mörderlich auf, ergriff seinen Stock und schlug auf meinen Kopf damit derartig unsanft, daß, wenn nicht die dichten Haare unter dem Hut ein guter Schutz gewesen wären, mir gewiß die rote Brühe über die Nase gelaufen wäre. Trotzdem taumelte ich hin und her. Ich konnte meine Wut nicht meistern, sondern zückte meinen Degen. Zum ersten Male wollte ich eine Probe damit machen und tat als privilegierter Schweinefechter so wütende Stöße nach ihm, daß er voller Angst die Flucht ergriff; von hinten bekam er aber doch noch einen Streifen in den Nacken, daß die schwarzen, wie mit Butter eingeschmierten Haare nun mit Blut benetzt wurden.

Gleich entstand ein wüster Lärm; denn an diesem Ort war das Schlagen, ja sogar das bloße Degenziehen sehr streng verboten, und ich wußte nicht aus und ein. Endlich entschlüpfte ich aber aus dem Gedränge an den Ort, wo mein Herr mit dem Engländer beim Spiel saß. Als er bei dem Getümmel zum Fenster hinaus sah und mich entdecke, schrie er laut: „Herrgott! Mein Diener! Was gibt es denn da?“ Der englische Graf kam sofort heruntergelaufen, trat, als er die Ursache gehört hatte, unter das Volk und rief, ich gehörte zur englischen Gesandtschaft, es sollte sich ja nie-

mand an mir vergreifen. Sogleich bekam ich Luft, und der Herr nahm mich mit sich. „Was habt Ihr gemacht?“ fragte mein Herr; „ich bin Euretwegen sehr erschrocken.“ Wie ich ihnen nun die näheren Umstände erzählte, lachten sie beide, und mein Herr fragte, warum ich mich über die Begegnung so erregt hätte.

„Ich habe vor einem halben Jahr,“ fiel mir geschwind ein, „mit einer Person einen Streit gehabt, die mir den Tod geschworen hat; weil ich nun jenen für die Person hielt, als er so plötzlich und unversehends vor mir stand, geriet ich in solche Erregung; denn ich dachte ganz bestimmt, er würde seinen bösen Vorsatz wahr machen, und deshalb zog ich es vor, mich schleunigst auf und davon zu machen.“

Der Engländer versprach, deswegen Rat zu schaffen, ging auch noch an demselben Abend zu dem Gesandten, mit dem er gut bekannt war, und brachte die Sache vor. Der Gesandte versprach ihm seinen Beistand, nur sollte ich mich bis zur Erledigung still zu Hause halten.

So schlimm die Sache anfänglich schien, brachte sie doch den Nutzen, daß der Ostfriesländer irre wurde und glaubte, ich wäre ein Mannsbild, während, wie ich später erfuhr, er sich hoch und teuer verschworen hatte, ich müßte Fräulein A. von J. sein.

Mein Herr hieß mich zu Hause bleiben und ging auch selbst am nächsten Tage nicht aus. Er behandelte mich sehr freundlich, mehr als Ge-

fährten denn als Diener, und war offenbar fest davon überzeugt, daß ich von besserer Herkunft als aus einem Schäferhause war. Am Abend mußte ich mit an seinem Tisch speisen, und beim Glase Wein suchte er gesprächsweise meine Verhältnisse zu erkunden; da ich mich aber immer einfältig stellte, kam er schließlich mit ausdrücklichen Fragen und verlangte einen deutlichen Bericht.

Die Antwort wurde mir ziemlich schwer; doch sagte ich nach kurzem Nachdenken: „Mein Herr, ich versichere Ihnen hoch und heilig, daß Sie einen anständigen und treuen Diener an mir haben, will und kann auch nicht leugnen, daß dringende Ursachen mich veranlaßt haben, mich für einen Schäferknecht auszugeben. Die genaue Darlegung dieser Ursachen aber bitte ich aufzuschieben, bis wir London erreicht haben. Dann werde ich kein Bedenken tragen, Ihren Wunsch zu befriedigen."

Zunächst schien er zufriedengestellt zu sein; bald aber folgte ein weiteres Begehren, das mich verwirrte und sich doch schließlich in ein besonderes Vergnügen für mich verwandelte. Als es nämlich Schlafenszeit war und ich mich zu Bett begeben wollte, rief er mich zurück und sagte: „Hört, mein Freund, es scheint, als ob mir heute Nacht schlecht werden wird; weil ich nun sehe, daß Ihr ein feiner und reinlicher Mensch seid, so wünsche ich, daß Ihr heute bei mir schlaft, damit ich, wenn es nötig werden sollte, Beistand habe."

Oh, wie wurde mir bei diesen Worten zumute! Mein Gesicht war wie mit Feuer über-

gossen und das Herz in ängstlicher Bewegung. Keine Ausrede war zu finden, Zunge und Mund blieben verschlossen und die Augen unbeweglich auf den Boden geheftet.

„Ich glaube gar," fuhr er fort, „Ihr scheut Euch vor mir, daß Ihr so nachdenklich und ohne Antwort dasteht. Von mir habt Ihr nichts zu befürchten und könnt meinem Verlangen ohne Bedenken nachkommen."

„Lassen Sie sich das nicht einfallen," versetzte ich ganz bestürzt, „daran denke ich durchaus nicht; ich muß Ihnen aber sagen, daß ich seit einigen Nächten etwas Fieber bei mir gespürt habe und trage daher Bedenken, bei Ihnen zu schlafen; ich müßte es von Herzen bedauern, wenn Sie sich an meinem Fieber anstecken würden."

Er sah mich sehr ernst an, lachte aber gleich darauf und sagte: „Ach, mein lieber Kerl, diese Entschuldigung lasse ich nicht gelten. Man sieht Euch kein Fieber an; wenn Ihr aber doch welches haben solltet, so will ich die Gefahr ohne Scheu auf mich nehmen; folgt also meinem Befehl!"

„Sie erlauben," fiel mir noch eine Entschuldigung ein, „daß ich bei Ihnen wachen darf, da ich doch kein Schlafbedürfnis in mir spüre. So könnten Sie ruhiger und bequemer schlafen!"

„Wenn ich," versetzte er, „von Eurer Schlafgesellschaft eine Beunruhigung verspüre, will ich es Euch schon sagen; laßt also diese unnötige Sorge beiseite und tut nach meinem Wunsch!"

Als mein letzter Einwand auch abgeschlagen

war, sah ich keine andere Ausflucht, als mich ihm zu offenbaren und sagte: „Ich sehe mich gezwungen, zu bekennen, worüber sich mein Herz ängstigt, und ich setze das feste Vertrauen in Ihre mir genügend bekannt gewordene Rechtschaffenheit, Klugheit und Güte; Sie werden Mitleid mit mir haben und meine Ehre beschützen. Ich bin ein Frauenzimmer, das das Schicksal zu eiliger Flucht gezwungen hat; aus diesem Grunde habe ich auch nur die mir angebotenen Dienste bei Ihnen angenommen, wenn ich auch deswegen Bedenken hatte."

Er war ganz sprachlos über meine Worte, schüttelte den Kopf, schlug die Hände zusammen und sagte schließlich: „Da höre ich ja etwas ganz Neues, was ich mir freilich schon fast gedacht hatte. Die gestrige Affäre kam mir aber so männlich vor, daß ich meine Meinung änderte. Wenn die Sache nun so ist, wird mir Euer Beischlaf um so lieber sein."

Ich schämte mich, darauf zu antworten, und blieb mit niedergeschlagenen Augen stehen.

„Womit," fuhr er fort, „wollt Ihr beweisen, daß ich nicht geäfft bin? Lasset mich ein untrügliches Zeichen sehen."

„Verzeihen Sie mir, mein Herr," entgegnete ich, „dies könnte nur unter Beleidigung meiner Ehre geschehen."

„Ihr habt keine Beleidigung zu fürchten," antwortete er, „wenn Eure Angaben wahr sind; ich setze Euch mein Leben zum Pfande, daß Ihr

kein Haar von Eurer Ehre verlieren werdet, und wenn Ihr splitternackt vor mir steht."

Ich wußte nicht, was ich aus seinen Worten machen sollte, und bat ihn, sich deutlicher zu erklären.

„Also hört," sagte er, „ich bin ebenfalls Eures Geschlechts und wundere mich nicht wenig, einen solchen Diener bekommen zu haben. Nun bin ich nur noch neugierig, wie weit die Gründe für unsere beiderseitige Flucht übereinstimmen."

Eine jede von uns schien noch Zweifel in die andere zu setzen, und keine wollte den Anfang machen, den Beweis für ihre Behauptung zu liefern. Endlich stand sie auf, knöpfte mir meinen Rock auf und betastete meine Brust, was ich ruhig geschehen lassen mußte, wenn ich auch noch etwas ängstlich war.

„Zeugnis genug!" rief sie, machte sich gleichfalls den Oberrock auf und steckte meine Hand in ihren Busen, wo ich denn einen hinreichenden Beweis ihrer Behauptung fand. Dann fiel sie mir um den Hals, und es wurden mehr als ein Dutzend Küsse gegeben und empfangen, die zu mancher anderen Zeit wohl teuer bezahlt worden wären. Wir sahen uns einander nun mit ganz anderen Augen an, wie wenn wir aus einem Traum erwacht wären; doch fragte ich sie:

„Madame, wenn Sie mich für ein Mannsbild gehalten haben, wie sind Sie denn dazu gekommen, mich als Beischläfer zu begehren?"

Sie schien sich etwas zu schämen, kam aber

sogleich mit folgenden Worten heraus: „Ihr Wesen ist mir von Anfang an verdächtig vorgekommen, und darum habe ich Sie nur auf die Probe stellen wollen; wären Sie aber wirklich ein Mann gewesen, so hätte ich die Sache anders gemacht.“

Ich mußte damit zufrieden sein und mir gratulieren, eine solche Gesellschaft gefunden zu haben.

„Nun wird der Unterschied zwischen Herrschaft und Diener ein Ende haben,“ fuhr sie sehr freundlich fort; „wir werden keine Ursache mehr haben, ein Geheimnis voreinander zu haben, nachdem das Schicksal uns so wunderbar zusammengeführt hat. Seid meines aufrichtigen Beistandes versichert, verehrteste Freundin, und zweifelt nicht, daß ich die freundschaftlichsten Gefühle für Euch habe, nachdem ich Euren Stand und Euer Geschlecht kenne.“

Mit vielem Dank nahm ich ihr Freundschaftsangebot an und versprach ihr, ihre Neugier zu befriedigen, wobei ich ein gleiches Vergnügen zu meinem Trost von ihrer Seite erwartete.

„Nun,“ sagte sie, „brauchen wir ja kein weiteres Bedenken zu tragen, miteinander zu schlafen, und ich schäme mich nur, daß ich mir von Ihnen die Füße habe waschen lassen.“

„Es ist mit großem Vergnügen geschehen,“ antwortete ich, „und ich habe mir gleich gedacht, daß Ihr eine Ausnahme vom männlichen Geschlecht sein müßtet.“

„Wir haben nun beide," bemerkte sie, „einen anderen Bedienten nötig, wozu sich wohl ein noch nicht erwachsener Knabe am besten eignen wird."

„Kommt Zeit, kommt Rat," sagte ich mit bekümmertem Herzen, indem ich an die Zukunft dachte.

Schließlich klopfte der Schlaf hart an und legte uns beiden Schweigen auf, so daß wir unsere Erzählungen auf den nächsten Tag verschoben und uns einander nur so viel verrieten, daß wir beide vom Adel wären.

Zwei merkwürdige Ereignisse waren mir hier begegnet; nun kam noch als drittes ein unvermuteter Zwischenfall hinzu, der mich sehr erregte. Bei Anbruch des Tages klopfte nämlich jemand an die Tür, und zwar derartig, daß man merkte, der Betreffende müßte Eile haben. „Wer beunruhigt uns in unserem Schlaf," rief meine Schlafgefährtin. Es klopfte von neuem, so daß sie sich genötigt sah, aufzustehen, den Schlafrock überzuwerfen und die Tür zu öffnen. Sie mußte wohl einen besonderen Grund dazu haben, denn ich hatte mich erboten, aufzumachen.

Sobald die Tür aufging, sah ich einen jungen wohlgekleideten Burschen davor stehen, der nach dem Baron von Frimoldi fragte. Nachdem sie sich dafür ausgegeben hatte, redete er einige Wort leise mit ihr, so daß ich nichts verstehen konnte, und ging dann, ohne das Zimmer zu betreten, wieder fort. Auf ihrem Gesicht las ich eine starke Gemütsbewegung; sie kleidete sich mit größter Eile

an, trat sodann zu mir ans Bett und umarmte mich. „Herzliebste Freundin,“ sagte sie, „eine unvermutete Nachricht veranlaßt mich, ohne jeden Aufschub zu scheiden; infolgedessen kann ich Euch unmöglich mehr von mir mitteilen. Mein einziger Wunsch ist nur, Euch recht bald in London gesund und glücklich zu sehen.“

Damit schob sie mir in aller Hast ein zusammengewickeltes Papier ins Bett. „Ihr werdet,“ waren ihre letzten Worte, „mich schon unter dem angenommenen Namen erfragen; wie soll der Eure sein?“

„Imelus von Elend,“ fuhr mir aus dem Munde.

Im gleichen Augenblick wurde wieder an die Tür geklopft; sie machte die Tür auf, und zwei Kerle traten ein, die ihren Koffer und ihr sonstiges Gepäck nahmen und damit forteilten; ehe ich noch ein Wort herausbringen konnte, war auch sie verschwunden.

So geschwind wurde ich diese Gesellschaft wieder los, daß ich nicht wußte, ob es Traum oder Wirklichkeit war. Nach ihrem Weggehen fing ich an zu überlegen. Was ist das für eine seltsame Sache! sagte ich mir. Bin ich betäubt oder bei vollem Verstande? Das ist ja einer Komödie ähnlich, bei der der Schauplatz alle Augenblicke verändert wird. — Ganz verwirrt stand ich auf, öffnete das Papier, in dem ich drei englische Gold-Guineen fand, die mir wenigstens ein bißchen Mut machten. Sobald ich angekleidet war, beschloß ich, nach ihr zu fragen; vielleicht war sie noch da. Mein Be-

mühen war aber umsonst, der Vogel war schon ausgeflogen.

Ich schlug an meine Brust und sagte: ich werde wohl elend und verlassen sein und bleiben müssen, ging wieder in das Gasthaus und fragte den Wirt, was ich schuldig wäre.

„Nichts," war seine Antwort, „der Herr hat alles bezahlt, außer was Ihr noch weiter verzehren werdet."

Bis gegen Mittag saß ich mit betrübtem Herzen da und wußte nicht, was ich nun tun sollte. Mir blieb schließlich nichts anderes übrig, als mich zu weiterer Reise zu rüsten. Ich fand noch am selben Tage Gelegenheit, meine Kleider zu verkaufen, da ich Bedenken trug, sie noch länger zu tragen; für das Geld schaffte ich mir ein feines graues Kleid an, das mir vorzüglich paßte. Wohin sollte ich nun aber meinen Weg nehmen? Sollte ich nach London oder in eine andere Weltgegend reisen? Mit solchen Gedanken beschäftigt, ging ich zwischen Haag und Delft spazieren. Ich sann über die wunderbare Fügung nach, wie ich so unverhofft zu jener Person gekommen und wie eilig ihre Abreise gewesen war, und daß ich weder ihren wahren Namen noch ihre Herkunft erfahren hatte. Mein Weg führte mich durch eine Allee von hohen starken Lindenbäumen, deren grünes Laub trotz der frühen Jahreszeit schon vollentwickelt war. Ich setzte mich, ganz vertieft in ihren Anblick und um meinen ermüdeten Gliedern ein wenig Ruhe zu gönnen, auf ein grünes Hügelchen nieder und ließ

meinen Gedanken freien Lauf. Es währte aber nicht lange, da überfiel mich ein sanfter Schlummer, der mich für einige Zeit sorgenlos machte. Ohne Zweifel würde mich seine Süßigkeit noch länger gefesselt haben, wenn mich nicht ein schreckhafter Laut plötzlich aufgeweckt hätte. Zunächst war ich unwillig; bald aber sah ich ein, daß es der allweise Gott zu meiner und eines anderen Menschen Erhaltung hatte geschehen lassen.

Denn als ich mich nach der Ursache umsah, erblickte ich ganz in der Nähe einen wütenden Hund, der sich anschickte, einen jungen Mann zu zerfleischen. Hätte ich weiter geschlafen, so würde mich der Hund mit seinen Mordzähnen sicher auch angefallen haben. Schreck und Furcht hatten sich bei diesem fürchterlichen Anblick meiner bemächtigt, das Jammergeschrei des in Todesangst schwebenden Jünglings aber veranlaßte mich, ihm zu helfen, weshalb ich geschwind aufsprang. Als ich herbeikam, wunderte ich mich über die seltsame Lage des jungen Menschen, durch die er sein Leben zu retten suchte. Er lag nämlich auf seinem Gesicht, war mit dem Kopf in ein Gebüsch gekrochen, hatte die Füße unter sich gezogen und dem Feinde den Rücken überlassen, damit er sich zunächst mit dem Zerreißen seiner Kleider beschäftigen müßte, ehe er ihm an den Leib kam. Nach menschlichem Urteil aber hätte es ohne meinen Beistand nicht lange dauern können, und der unvermeidliche Tod wäre um so empfindlicher gewesen.

Die Grausamkeit des großen Hundes machte

mich zittern, und mein Mut geriet ins Wanken, so-
oft sich die Bestie nach mir umwandte; zu unserem
großen Glück hatte sich aber das Vieh mit der einen
Vorderpfote in den Kleidern verwickelt, aus denen
es nicht heraus konnte. So stieß ich ihm denn den
entblößten Degen mit voller Kraft von hinten
zwischen die Schenkel. Vor Schmerz machte sich
der Hund los und drehte sich schnell um, so daß
der Degen meiner Hand entfuhr und in dem Tier
stecken blieb. Nun wollte er auf mich losgehen, und
entwaffnet wie ich war, wäre es ganz gewiß um
mich geschehen gewesen, wenn ihn nicht die Wunde
und noch mehr der in ihm steckende Degen an
schneller Verfolgung gehindert hätte. Ich ge-
wann dadurch Zeit, mich nicht allein durch die
Flucht zu retten, sondern auch mit etlichen Steinen
zu bewaffnen; mit denen ging ich der Bestie, die
durch starken Blutverlust schon geschwächt war,
wieder zu Leibe. Unter gräßlichem Geheul fiel
der wütende Hund schließlich zu Boden, so daß
mir Herz und Ohren davon erbebten.

Ehe ich den Degen aus dem nun zur Gegen-
wehr untüchtigen Feinde herauszog, trieb mich die
Begierde, nach dem Geretteten zu sehen, namentlich
ob er schon Schaden genommen hätte. Als ich hinzu-
kam, fand ich ihn zwar schon umgewandt und aufrecht
sitzend, aber immer noch so bestürzt, daß er seiner
Sinne nicht mächtig schien. Auf meine Fragen achtete
er gar nicht, sondern sah mich mit starren Augen und
festgeschlossenem Munde an, bis ich ihn endlich packte,
schüttelte und fragte, ob er verwundet wäre.

Nun kam er etwas zu sich, seufzte tief, zeigte auf seinen Rücken und sagte: „Hier, hier!“ Ich sah sogleich nach, fand auch die Kleider bis aufs Hemd zerrissen, aber keine Spur von Verwundung, so daß also sein Schmerz nur von dem Aufschlagen der Pfoten und der Schnauze herrühren konnte. Er traute sich zunächst nicht, mit mir zu dem Hunde zu gehen, bis ich ihm versicherte, das Tier wäre tot. Hierauf zog ich meinen Degen aus der verreckten Bestie, stieß ihn zur Säuberung in die Erde und ging mit dem Jungen fort, der nun, nachdem er wieder zur Vernunft gekommen war, über seine Errettung zu jubeln anfing und mir seinen heißen Dank aussprach.

Es war ein junger, sehr sauber gekleideter Bursche von etwa sechzehn Jahren und gehörte zu dem österreichischen Gesandten, seinem Vetter, der ihn auf seine Bitte mit in fremde Lande genommen hatte. Er versicherte mir, derselbe würde mir gewiß eine solche tapfere Tat anständig belohnen; auch schenkte er mir zum Andenken eine hübsche Goldmünze, die zur Krönung Kaiser Leopolds geprägt worden war. Ich freute mich, daß meine Mühe einen so glücklichen Erfolg gehabt hatte.

Als wir im Haag ankamen, nötigte mich der junge Mann, mit zu seinem Vetter zu gehen, ich würde dort mit aller Hochachtung aufgenommen werden. Während wir miteinander redeten und ich nachdachte, was ich tun sollte, kam mir zu meinem großen Schrecken der ostfriesländische

Kavalier aus Aurich wieder vor Augen, so daß ich mich ganz entsetzte. Er blieb regungslos auf seinem Platze stehen und sah mich scharf an, was ich nicht verhindern konnte. Namentlich betrachtete er mein Haar und sagte leise, jedoch so, daß ich ihn deutlich verstehen konnte: „Das ist ja eine wunderbare Ähnlichkeit zwischen diesem jungen Menschen und Fräulein von Fr. Ihr Bild steht mir so deutlich vor Augen, daß ich wirklich nicht weiß, was ich davon denken soll!“

Ich wandte mein Gesicht ab, soweit ich nur konnte, und schlich an ihm vorbei, wie wenn ich ihn nicht sähe. Kaum war ich aber zehn Schritte von ihm fort, als er mir nachrief: „Hört, mein Herr, ist es nicht erlaubt, einige Worte mit Euch zu sprechen?“ Ich tat, als ob ich ihn nicht verstanden hätte, und ging mit schnellen Schritten vorwärts.

Mein Gefährte stieß mich an und sagte: „Wem gilt dieses Rufen? Sie sind gewiß damit gemeint; der Herr verlangt mit Ihnen zu reden.“

„Ich weiß nicht, wer es ist,“ versetzte ich, „habe auch bisher niemals ein Wort mit ihm gesprochen, er muß mich verwechseln. Wozu soll ich sein Geplapper anhören? Ich werde mit Euch zu Eurem Herrn Vetter gehen.“

Jener aber nahm sich die Mühe und kam eilig hinter uns hergeschritten. Voller Angst nahm ich Reißaus, wie wenn ich aus Scherz herumspringenden Kaninchen nachlief, um ihm nur aus den Augen zu kommen. Nun sah ich, daß sich der Ostfriesländer inzwischen an den jungen Österreicher

wandte, mit ihm redete und immer auf mich zeigte. Das veranlaßte mich, auf seine weitere Gesellschaft zu verzichten und nach meinem Gasthaus zu gehen. Er rief mir zwar nach: „Mein Herr! Ist es nicht gefällig, mit mir zu meinem Vetter zu gehen, wie Sie mir versprochen haben?“

„Junger Mann,“ versetzte ich, „eben fällt mir ein, daß ich noch etwas zu tun habe, das keinen Aufschub duldet. Morgen aber werde ich mir die Ehre geben, Ihrem Herrn Vetter meine Aufwartung zu machen.“ Damit beschleunigte ich meine Schritte.

Mein Herz war über dieses abermalige unangenehme Abenteuer sehr bekümmert, denn es nötigte mich, den Haag zu verlassen, damit ich nicht entdeckt würde. Ich machte meine Sachen fertig, um mit anbrechendem Morgen meine Reise fortzusetzen. Vor Aufregung konnte ich in der Nacht nur wenig schlafen, und erst in der Frühe fand ich eine süße Ruhe, so daß ich die Zeit verschlief. Der Schlaf lag noch auf meinen Augen, als ich durch ein Klopfen an der Tür gestört und zum Aufstehen genötigt wurde. Es stand ein Lakai vor der Tür, mit Empfehlungen von dem österreichischen Gesandten nebst einer höflichen Einladung, so bald wie möglich zu ihm zu kommen, damit er mir wegen der seinem Vetter geleisteten Dienste seinen Dank abstatten könnte. Ich merkte sogleich, daß diese so frühzeitige Einladung von dem Auricher ausginge, der sich Gewißheit wegen meiner Person verschaffen wollte. Um aber keinen Verdacht auf-

kommen zu lassen, antwortete ich: „Sobald ich zwei dringende Briefe geschrieben habe, werde ich das Vergnügen haben.“

Sobald der Kerl mir jedoch den Rücken gewandt hatte, regten sich in meinem Herzen trübe Gedanken. Auf, unglückliche Imela, rief ich mir zu, fliehe unverzüglich weiter, wenn du nicht statt des erhofften Dankes in Gefangenschaft fallen willst! Hals über Kopf machte ich mich fertig, verließ den so schönen, mir aber unangenehmen Haag am 17. April gedachten Jahres und nahm meinen Weg nach dem Hafen Briel, wo ich zu Schiff ging und nach London segeln wollte, in der Hoffnung, daselbst meine Patronin zu treffen. Im Hafen langte ich auch glücklich an, doch hielt widriger Wind die Schiffahrt auf, so daß ich zu meinem großen Unwillen stille liegen mußte.

Als endlich ein günstiger Wind aufkam und ich schon einen Platz auf meinem Schiff belegt hatte, mich auch ans Ufer verfügte, um meine wenigen Sachen verladen zu lassen, sah ich mich um, was noch für andere Schiffe dalagen. Ich beobachtete mit einer gewissen Gemütsbewegung das wütende Toben der See, der ich mich zum ersten Male in meinem Leben anvertrauen sollte. Plötzlich trat eine ganz unbekannte Mannsperson zu mir, begrüßte mich mit besonderer Höflichkeit und sagte in hochdeutscher Sprache: „Mein Herr, ist es erlaubt, mit Ihnen einige Worte zu sprechen?“

Ich stutzte über diese Anrede, fragte aber doch, was er wünschte.

„Ich habe," versetzte er, „einen Brief an Sie von einer Ihnen wohlbekannten Person, worüber Sie ohne Zweifel Freude haben werden. Die Antwort muß schleunigst gegeben werden, denn die betreffende Person hält sich nicht weit von hier auf und wartet auf Ihren Bescheid. Wenn ich Ihre schriftliche Antwort bekommen habe, werde ich sie noch heute überbringen."

Seine Worte machten mich ganz verwirrt. Sollte etwa der angebliche Baron von Frimoldi nicht nach London gegangen sein? Sonst wüßte ich wirklich niemanden, den ich hier kannte. Woher sollte sie aber wissen, daß ich hier war? Zugleich stieg ein gewisses Angstgefühl in mir auf, und nach einigen Zögern sagte ich: „Mein Herr, wo ist der Brief? Ich will mal sehen, ob mir die Handschrift bekannt ist."

„Setzen Sie," antwortete er, „keinen Zweifel in meine Worte; belieben Sie nur eilends mit in meinen Gasthof zu kommen, wo ich Ihnen den Brief gleich aushändigen werde."

„Ich muß, "versetzte ich, „nur vorher mit dem Schiffer reden, wie lange es noch bis zur Abfahrt dauern wird. Ich habe schon die Fahrt bezahlt und mein Gepäck einladen lassen."

„Die Sache gestattet keinen Verzug," drang er in mich, „Sie werden Ihre Reise bald mit um so größerem Vergnügen antreten; das bezahlte Geld soll Ihnen doppelt erstattet werden, und Ihr Gepäck will ich schon von dem Schiffer sofort wieder erhalten." Dann fragte er, welches der Schiffer wäre.

„Das ist mir nicht bekannt," gab ich zur Antwort, „ich muß hier warten, bis er selbst kommt. Wenn sich der Herr aber bemühen und den Brief herbeibringen will, kann ich ihn unterdessen lesen; vielleicht wird auch eine mündliche Antwort ausreichen."

Bei diesen meinen Worten bemerkte ich eine heftige Erregung an ihm, die Augen glänzten, und er sah sich ganz bestürzt um. Daher stieg der Verdacht in mir auf, die Sache müßte eine ganz besondere Bewandtnis haben, und ich war im Begriff, nach dem Schiff zu eilen. Nun fing er an, seine Sprache zu ändern, und ließ sein Vorhaben deutlich sehen. „Untersteht Euch nicht," sagte er, mich beim Arm festhaltend, „Euch nur einen Schritt von hier zu entfernen, wenn Ihr nicht mit großem Schimpf zurückgeholt werden wollt. Eure Halsstarrigkeit macht es mir gewiß, daß Ihr die seid, die ich suche."

Jetzt war es nötig, schnell ein Mittel zu finden, um ihn loszuwerden. Ich nahm also alle meine Kräfte zusammen, riß mich los und gab ihm einen solchen Stoß, daß er zu Boden stürzte. Beim Fallen rief er: „Zu Hilfe! Haltet ihn!"

„Unverschämter Halunke!" schrie ich. „Bist du denn ein Häscher, daß du die Leute auf offenem Platze packen willst?"

In diesem Augenblick bemerkte ich zwei verwegene Kerle in meiner nächsten Nähe, die sich meiner zu bemächtigen suchten. Angst und Furcht machten mich kühn und beherzt, mein Degen war

geschwind heraus, wie rasend hieb und stieß ich um mich; die beiden Kerls, die auf solchen Angriff nicht gefaßt waren, wichen verwundet mit Zittern und Schrecken zurück. Ich hingegen ergriff schnell die Flucht und suchte mich in der zusammengelaufenen Volksmenge in Sicherheit zu bringen.

Unterdessen war der angebliche Briefbote wieder aufgestanden und schrie aus vollem Halse: „Packt zu! Das ist ein freches Frauenzimmer, das in Ostfriesland als große Verbrecherin den Ihrigen weggelaufen ist; sie muß ihnen abgeliefert werden!"

Nun war das Lied in der Melodie abgestimmt, aus der ich den Inhalt jenes Briefchens ersehen konnte, und ich war tatsächlich entschlossen, mich in meiner Verzweiflung in die ans Bollwerk anschlagende Flut zu stürzen, um meine Seele von aller Qual zu befreien. Aber die Vorsehung hatte es in ihrer unsagbaren Güte anders beschlossen; sie sah meine verblendete Jugend gnädig an und setzte den unheilvollen Begierden ein anderes Ziel.

Alle Umstehenden waren neugierig, mich zu betrachten, ob es wohl möglich wäre, daß ich ein Weibsbild war, weil sie das nach meinen Taten nicht vermuten konnten. Doch ich war eiligst durchgeschlüpft, um mein Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Ein ansehnlicher Herr hielt meinen Todessprung jedoch auf und redete mich französisch an: „Ist es wahr, daß Ihr ein Frauenzimmer seid, so seid meines Schutzes gewiß; denn diese Seltsamkeit veranlaßt mich, für Euch und Eure Erhaltung etwas zu tun." Die Erregung hatte mir Mund

und Zunge gelähmt, so daß ich ihn, ohne zu antworten, nur ansah. Er ergriff mich bei der Hand, und augenblicklich sah ich mich von drei Bedienten umgeben, die mich auf seinen Wink hinunter in ein Schiff brachten, bevor es jemand gewahr wurde.

Ehe ich wieder einigermaßen meiner Sinne mächtig geworden war, befand ich mich schon auf hoher See. Wo und wie ich auf das Schiff gekommen, war mir nicht ganz klar, nur merkte ich, daß ich in Freiheit war, und mein Herz wurde mir bald leichter. Die Neugier regte sich in mir; ich wollte wissen, wer der Herr wäre, der mich vom Selbstmord abgehalten und dessen Ansehen mich aus dem Volksgetümmel unangefochten retten konnte. Gleich darauf wurde meine Neugier ohne mein Zutun gestillt, denn ein Diener führte mich in seine Kajüte, wo er die Anwesenden nur durch einen Wink mit den Augen hinausschickte. Sobald wir allein waren, blickte er mich freundlich an, faßte mit sanftem Druck meine Hand und fragte auf französisch: „Seid Ihr nun zufrieden, daß Ihr von aller Furcht frei seid?“

Wenn ich auch erschrocken war, mich in fremden Händen zu sehen, gedachte ich doch sogleich zu antworten. Im selben Augenblick aber wurde mir so übel, daß ich die Kajüte verlassen wollte. Er glaubte aber, ich wollte nur einen Aufschub für unsere Unterredung haben, hielt mich zurück und fuhr fort: „Fürchtet Euch nicht, hier gibt es keinen Verfolger; Ihr seht vielmehr Euren Erretter,

Freund und Patron vor Euch, dem Ihr Euer Herz getrost eröffnen könnt."

Ich wollte ihm demütig alles vortragen; als ich aber meinen Mund öffnete, kam eine dicke Brühe aus meinem Halse, die seinen Rock, seine Strümpfe und seine Schuhe häßlich zurichtete. Vor Schreck fiel ich zu Boden; doch hob er mich geschwind wieder auf und klopfte mir mit den Worten auf die Schulter: „Oh, beunruhigt Euch deswegen nicht; das Seewasser, das das hier verursacht hat, kann alles wieder reinigen." Während seiner Worte ging die Appellation abermals nach Speyer, wobei er auch zu meiner großen Beschämung die Hände vollbekam! Er mochte diese zweite Salbung wohl etwas härter empfunden haben, ließ es sich aber nicht merken, sondern rief nur seine Diener herbei, die ihm Wasser bringen und die Kleider reinigen mußten. Ich wurde auf mein Bitten in meine Kajüte gebracht, wo ich bis zum Abend zubrachte, zu welcher Zeit die Seekrankheit vorüber war.

Als er hörte, daß es mir besser ginge, ließ er mich wieder zu sich rufen, um nun seine Neugier zu befriedigen. Sein erstes Wort war die Frage, wie mir sein Verfahren gefallen hätte. Ich sagte ihm von Herzen vielen Dank für seine liebenswürdige Bemühung und Güte, die ich ihm beim besten Willen nie würde vergelten können; ich würde ihn aber als ein vom Himmel gekommenes herrliches Werkzeug meiner Erlösung zeit meines Lebens bewundern und rühmen.

Hierauf gab er mit großmütigem Lächeln zur Antwort: „Meine Bemühung halte ich schon für genügend belohnt, weil sie nach meinem Wunsch gegangen ist. Wenn ich, wie ich hoffe, dadurch das erhalten habe, was ich suchte, so kann ich über den erlangten Preis mit Recht triumphieren, nämlich ein Frauenzimmer, das seinen Platz unter den berühmtesten Heldinnen verdient, beschützt, befreit und als teures Pfand in meine Hände bekommen zu haben. Das ist schon allein genügend, mich für meine Bemühung zu belohnen."

So lieb mir auch meine Befreiung war, so empfindlich wurde mein Herz durch die Entdeckung meines Geschlechts getroffen. Denn ich sah ein, daß ich es nun unmöglich vor ihm verbergen konnte. Was für Folgen würde das aber haben! Mich tröstete nur der Gedanke, daß er eine Person von hohem Range sein müßte, dessen Großmut ebenso ein Beschützer meiner Ehre sein würde, wie sie ein Erhalter meines Lebens gewesen war. Denn wenn ich auch um den ersten Kranz durch verfluchten Betrug und elende Verführung gebracht war, so blieb doch mein eifrigstes Bestreben, den Leib vor aller sündhaften Befleckung in Zukunft um so mehr zu bewahren.

Wie ich nun mit der Antwort ein wenig zögerte, weil ich nicht wußte, wie ich sie am besten einrichten könnte, und er auch meine Verwirrung bemerkte, sagte er in ernstem Tone: „Warum tragt Ihr Bedenken, zu bekennen, was doch nicht verborgen bleiben kann? Scheut Ihr Euch, mir zu gestehen,

was dort ein öffentlicher Ausruf von Euch sagte? Gewiß müssen Eure Erlebnisse seltsam sein, weil Ihr zu meinem großen Schrecken lieber grausamen Selbstmord begehen als in die Hände Eurer Verfolger fallen wolltet. Da Ihr nun bei mir nichts mehr zu befürchten habt, warum wollt Ihr mit dem offenherzigen Bekenntnis länger zurückhalten, das ich als Zeichen Eurer angeblichen Dankbarkeit von Euch annehmen würde? Ich verspreche Euch auch fernerhin meinen Schutz und Beistand bei der Ehre meines hohen Adels. Alles, was Ihr im Stich lassen mußtet, werde ich Euch mit Leichtigkeit ersetzen, und es soll nach Eurem Stand und Wunsch für Euch gesorgt werden."

Ich sah mich gefangen und gezwungen, seinem Verlangen nachzukommen und alles zu bekennen, was ohnehin nicht länger verborgen werden konnte. „Mein Herr," fing ich also an, „Eure hohen Dienste verbinden mich weit mehr, als meine Schwachheit auszusprechen vermag. Nicht aus Mißtrauen gegen Eure großmütige Güte habe ich nicht sogleich Euren Befehl befolgt; nein, solchen Gedanken laßt fahren. Das ist nicht die Ursache, sondern die Seekrankheit hat meine Sinne schwach gemacht, und sodann die Schamhaftigkeit meines Geschlechts, der Ihr als kluger und großmütiger Kavalier mit Eurer hohen Einsicht und Erfahrung, wie ich hoffe, verzeihen werdet. Mich hat keine Missetat zu dieser Flucht veranlaßt, wie die Bosheit meiner ehrvergessenen Aufsucher ausgeschrien hat, sondern der Abscheu vor den Nachstellungen, vor

denen sich die Seele ekelt. Weil ich mich nicht in eine, auch den unvernünftigen Tieren zuwiderlaufende Liebessklaverei begeben wollte, sah ich mich gezwungen, lieber durch die Flucht ein freiwilliges Elend zu erwählen und in Gemütsruhe die Unglückselige in der Einsamkeit zu heißen, als eine solche bei äußerem Schein von Glück im Herzen zu sein. Euer großmütiges Herz wird nach diesen Erklärungen Mitleid mit mir haben und mich als eine Unschuldige mit barmherzigen Augen ansehen. In dieser Zuversicht vertraue ich meinen Leib und meine Ehre Eurem Schutze an und werde die empfangenen Wohltaten bis an mein Lebensende in dankbarer Erinnerung behalten. Nun aber verlangt mich, was Ihr mir nicht übelnehmen wollet, zu wissen, wen ich als meinen Patron vor mir habe, damit ich Eurer hohen Person die gebührende Ehre erweisen kann."

„Daß ich ein Portugiese bin," versetzte er hierauf, „wird Euch nach dem, was Ihr gehört habt, schon bekannt sein. Meinem Stande nach bin ich ein Marquis aus altem herzoglichem Stamm; meine Angelegenheiten führen mich nach England, wo mein Vetter Gesandter unseres Königs ist. Namentlich habe ich einige Aufträge an die Königin Catharina, unseres Königs Frau Schwester. Ich bin daher imstande, Euch in mehr als einem Reiche Europas glücklich zu machen und Euch den Verlust Eures Vaterlandes zu ersetzen, wenn Ihr Euch meiner Gewogenheit ergeben wollt. Ich habe zwar das Geständnis Eures Geschlechts erhalten,

möchte aber noch einen genaueren Bericht über Eure Person und Verhältnisse haben."

Ihm die ganze Wahrheit zu offenbaren, lag nicht in meinem Sinn; doch mußte ich sein Verlangen einigermaßen befriedigen, zumal ich hörte, daß wir nach London fuhren. Ich machte mir Hoffnung, hier meine Freundin zu treffen und seine Hilfe dann nicht mehr nötig zu haben. Daher erzählte ich ihm, daß ich aus Holstein wäre und aus gutem adlichem Geschlecht; mein Name wäre Dorothea von Hutlith. Weil ich wider meinen Willen zur Heirat mit einer mir gar nicht angenehmen Person hätte gezwungen werden sollen, hätte ich in männlichen Kleidern die Flucht ergriffen und im Haag einen Vetter meines verstorbenen Vaters aufgesucht, bei dem ich Zuflucht suchte. Der Vetter wohnte aber nicht mehr dort, sondern wäre nach London gegangen, und so wäre mein Plan gewesen, ihm dorthin nachzureisen; in Briel, wo ich einem Schiffer bereits mein Gepäck übergeben hätte, wäre ich von nachgeschickten Spionen ausgekundschaftet worden; für meine Befreiung aber sagte ich dem Himmel und ihm unendlichen Dank.

Dieser Bericht enthielt mancherlei Zusätze, die ich machte, wie sie mir gerade einfielen, nur um ihm meine Erzählung glaubhafter zu machen. Nachdem er mich mit ernster Miene, die mir wahrscheinlich Ehrfurcht einflößen sollte, angehört hatte, griff er mir mit der linken Hand an die Wange und sagte: „Ist es möglich, daß ein so junges Fräulein

deutscher Nation solchen harten Entschluß fassen kann! Ich habe mit großer Verwunderung und, ohne Zweifel in Eure Worte zu setzen, Euren Bericht vernommen und muß gestehen, daß es manchem Ritter in Eurem Lande an solchem Mut gefehlt haben würde. Doch muß ich namentlich zweierlei an Euch bewundern: Ich sehe, daß die Natur Euch mit großer Zartheit der Glieder begabt hat, die zu Eurer schönen Gesichtsbildung paßt, und gleichwohl habt Ihr eine solche Herzhaftigkeit in der Brust, die mehr einem Helden und langgedienten Soldaten zukommt als einem solchen feinen Schoßkindchen. Mehr aber noch gefallen mir Eure wohlüberlegten Worte, die den Mund eines geübten Redners zieren könnten. Das ist genug Zeugnis, daß Ihr nicht von niedrigem Herkommen seid und einen guten Unterricht gehabt haben müßt, wozu die vorzüglichen Eigenschaften des Gemüts das ihrige getan haben werden. Der Besitzer aller dieser Vorzüge muß sich wahrhaft glücklich schätzen. Die aber, die Euch an einen Unwürdigen zu fesseln versucht haben, sind deswegen strafbar, und Eure Flucht wird durch diese Kränkung entschuldigt; sie wird Euch aber Eurem Glücksstern entgegenführen."

Der Ekel über solche unzeitgemäßen Lobsprüche stieg in mir hoch, und es fehlte nicht viel, so hätte das Appellationsgericht von neuem in Tätigkeit treten müssen. Ich sagte ganz kurz, daß ich solchen Ruhm nicht verdiene, meines Glückes wegen aber jede Hoffnung bereits aufgegeben

hätte. Als eine besondere Gnade würde ich es von ihm anerkennen, wenn er mich sicher nach London brächte.

„Verlaßt Euch auf mein Wort," sagte er, an seine Brust schlagend, „und zweifelt nicht an der Erfüllung dessen, was ich Euch zugesagt habe. Seid nur verschwiegen über Euer Geschlecht; es ist genug, wenn wir beide davon wissen. Wenn meine Diener etwa etwas davon gehört haben, so will ich ihnen diese Gedanken schon austreiben."

Solches alles, glaubte ich, käme aus ehrenvoller Absicht, die nur das Verlangen hätte, einer elenden und verlassenen Person zu helfen.

Ich bekam mein eigenes Bett mit allen Bequemlichkeiten, die ich nur wünschen konnte, während er sein Versprechen immer wieder erneuerte und vermehrte. Ich freute mich über soviel Großmut, wurde aber bald eines anderen belehrt.

Der Wind blieb uns so günstig, daß wir hoffen konnten, am nächsten Tage London zu erreichen. Die Nacht war aber kaum vergangen, da änderte sich mit aufgehender Sonne der Wind und wehte uns entgegen, so daß das Schiff zurückgetrieben wurde. Es wehte bald darauf von allen Seiten, so daß die Schiffsleute nicht mehr aus und ein wußten. Schließlich folgte gänzliche Stille, das Schiff stand wie aufgespießt, und jedermann seufzte verlangend nach Änderung. Da die Luft dabei sehr angenehm war, mußten sich die Musikanten öfter hören lassen, und man ging auf dem Verdeck spazieren. Inzwischen führte mich mein Herr

Marquis mit großer Aufmerksamkeit in meine Kajüte, ergriff einen goldenen Pokal mit einem großen Rubin auf dem Deckel und Smaragden am Rande, schenkte echten Malvasierwein ein und trank mir mit den Worten zu: „Hiermit versichere ich Euch meiner unfehlbaren Freundschaft, wie Ihr sie nur wünschen mögt, wenn ich mir dagegen nur die geringste Hoffnung der Eurigen machen darf."

Ich wußte nicht, worauf seine Worte hinzielten, und hörte nur ein ehrenhaftes Wohlwollen heraus, worauf ich ihm antwortete: „Mein Herr, das würde eine schlechte Vergeltung Eures gnädigen Anerbietens sein, an das ich jederzeit mit aufrichtigem Herzen mich erinnern werde. Was kann Euch aber mit der Freundschaft eines so armen Wesens gedient sein, wie ich es bin? Sollte das Schicksal mich so glücklich machen, etwas zu Eurem Vergnügen tun zu können, so würde ich gern dazu bereit sein."

„Laßt Eure schönen Worte und Eure Komplimente beiseite," sagte er ganz freudig, „und laßt Euch den Trunk wohlschmecken; ich habe an Eurer Erklärung genug, und ich bin völlig befriedigt, daß Ihr mir Euer Herz schenken wollt."

Ohne lange Umschweife gab er mir dann zu verstehen, wohinaus sein Verlangen ging, und zwar erklärte er mir, daß ihn bei meinem ersten Anblick gleich danach gelüstet hätte, ein solches Frauenzimmer, das in ihrer blühenden Jugend so ritterlich zu kämpfen wüßte, auch in Liebesproben kennen zu lernen. Hierin müßte ich ja etwas ganz

Besonderes leisten können. Aus dem Grunde hätte er sich meine Erhaltung auch angelegen sein lassen, und seine heftige Begierde wäre hernach durch meine anmutige Gestalt und wunderbare Beredsamkeit, die man bei einem Frauenzimmer selten fände, so stark vermehrt worden, daß sie nun in seinem Herzen mit einer Glut aufgegangen wäre, die nur durch mein Eingehen auf seine Wünsche gelöscht werden könnte.

Diesem Vortrag folgten so viele Versprechungen, die ich auch bei der seinerzeit erhofften fürstlichen Heirat kaum würde zu hören bekommen haben. So unverhofft und unvermutet er mit seinem Ansinnen herauskam, so geschwind und kräftig wurde es von mir wider sein Erwarten abgeschlagen, und zwar mit kurzen Worten: „Mein Herr, ich halte Eure Großmut und Klugheit für viel zu hoch, als daß ich annehmen könnte, Ihr habt im Ernst gesprochen, wundere mich aber trotzdem über den einer so hochstehenden Person nicht geziemenden Scherz."

„Glaubt nur nicht," versetzte er, „daß es ein abgeschmackter Scherz von mir war, sondern nehmt meine Worte für vollen Ernst!"

„So seid denn versichert, mein Herr," entgegnete ich, „daß Scherz und Ernst bei mir gleiches Gehör finden."

Nun begann er tätlich zu werden und griff an meine Brust, um sich zu überzeugen, ob ich hier die untrüglichen Zeichen meines Geschlechts hätte. Ich wurde feuerrot und stieß seine Hand zurück.

„Enthaltet Euch," rief ich, „solcher Berührung, die einem Marquis aus Portugal nicht zukommt! Die könnt Ihr besser bei einer Donna in Lissabon anwenden!" Diese Worte mochten Seiner Exzellenz nicht gefallen, denn die vorige Freundlichkeit seines Gesichts verwandelte sich in eine saure Miene.

„Wollt Ihr nun . . ." fing er an, als eben zwei Leute in die Kajüte traten und dieses mir unerquickliche Gespräch zu meinem Vergnügen unterbrachen. Ich ging hinaus und dachte mit vieler Betrübnis über das von neuem sich über mir zusammenziehende Ungewitter nach. Die Rechnung war leicht zu machen; welche Gnade würde ich bei weiterer Weigerung zu erwarten haben? Da bist du nun, sagte ich mir, von einer Not in die andere geraten und kommst aus der Gefangenschaft in die Sklaverei! Welche Glückseligkeit hätte ich wohl zu erhoffen, wenn ich wirklich auf kurze Zeit die Mätresse eines Marquis würde? Was würde darauf anderes folgen, als daß ich zuletzt in einem Spielhause eine gemeine Canaille würde, die ihren Unterhalt durch schändliche Prostitution zu erwerben gezwungen ist. Ehe ich mich aber dazu hergebe, suche ich lieber durch einen gewaltsamen Tod meine Freiheit, als daß ich mich solcher Sklaverei unterwerfe. Übrigens hatte der Herr Marquis ein recht jüdisches Gesicht, das meinem Liebesgeschmack allen Appetit nahm. An diesem Abend hatte er sich mit edlem Nektarsaft derartig gefüllt, daß seine Liebesgelüste gestillt wurden und ich von ihm verschont blieb.

Die Windstille hielt noch immer an, die Segel waren nicht zu brauchen, und das Schiff lag still. In meinem Herzen war dagegen um so größere Unruhe, wenn ich an meinen Zustand dachte. Am kommenden Morgen wurde diese noch vermehrt, als ein Diener mich zu Seiner Exzellenz holte.

Er lag noch im Bett, als ich seine Kajüte betrat, und befahl mir, nahe heranzukommen, damit ich seine heimlichen Worte besser hören könnte. Ich trat mit erschrockenem Gesicht hinzu, er ergriff mich bei der Hand und zog mich zu sich heran. „Wozu habt Ihr Euch entschlossen?“ war seine erste Frage.

„Das wird dem Herrn wohl von gestern her noch bekannt sein,“ versetzte ich mit niedergeschlagenen Augen und betrübtem Gesicht.

„Bleibt Ihr dabei?“ fuhr er fort.

Meine Antwort bestand in einem kurzen „Ja“.

„So lege ich hiermit,“ versetzte er mit zorniger Gebärde, „Euch dreierlei vor, wählt, was Ihr haben wollt.“

Mit großer Neugier erwartete ich, was er nun sagen würde.

„Entweder,“ brach er los, „meinem ersten Begehren zu willfahren oder mir als männlicher Bedienter aufzuwarten; wollt Ihr keines von beiden, so werde ich Euch ohne weiteres auf ein naheliegendes Schiff, das nach Holland fährt, bringen lassen, mit dem Bericht, welchen Geschlechts Ihr seid sowie woher und warum Ihr entflohen seid. Nun antwortet!“

Mein Herz pochte vor Angst, weil ich sah, daß seine Liebe in Rache verwandelt war, und die Wehmut preßte mir Tränen aus. Nach kurzer Überlegung gab ich folgende Antwort: „Ich brauche, mein Herr, nicht lange zu überlegen; ich weigere mich nicht, Euer Diener in männlichen Kleidern zu sein, soweit meine Kraft ausreicht, wenn Ihr nur die Gnade haben wollt, mich, sobald wir in London angekommen sind, aus Euren Diensten zu entlassen."

„Wohlan denn," sagte er, „zieht mir ein anderes Hemd an." Dazu kamen dann noch weitere Zumutungen, die viel Unanständiges enthielten. Sein unverschämtes Benehmen entrüstete mich derartig, daß ich ihm am liebsten mit der Faust ins Gesicht geschlagen hätte. Zum Glück aber überlegte ich mir, was das für Folgen nach sich ziehen würde, und sagte mit tränenerstickter Stimme: „So wollt Ihr statt einer Mätresse eine Canaille aus mir machen?" Mit diesen Worten lief ich aus der Kajüte, ging zu dem Steuermann und fragte, ob wir bald günstigen Wind bekommen würden. Mein Plan war aber wiederum, die Flut der Wellen in Ermangelung anderer Hilfe zu meiner letzten Zuflucht zu nehmen.

Der Steuermann sah mich starr an und fragte, was mir fehlte; ich sähe so bestürzt aus.

„Es scheint mir," antwortete ich, „ich kann auf dem Wasser nicht gesund werden; ich fühle mich sehr krank und sehne mich nach dem festen Land."

„Meines Erachtens wird es nicht mehr lange

dauern," versetzte er, „dann dürften wir Wind genug haben; wenn er nur nicht stärker wird, als wir wünschen."

Ich wurde nochmals zu dem Herrn Marquis gerufen, der nun angezogen bei seiner Schokolade saß. Er sprach mit gütigeren Worten zu mir, als ich geglaubt hatte, reichte mir auch eine Tasse und probierte seine Liebesangriffe von neuem. Endlich fiel mir ein, ich könnte ihn durch einen erdichteten Aufschub hinhalten, bis wir London erreicht hätten, wo ich wohl Gelegenheit finden möchte, meine Freiheit auf andere Weise zu suchen. Als er also sein Netz auf glimpfliche Art auswarf, sah ich ihn mit betrübter Miene an und sagte: „Wenn ich Euch mein Herz schenken soll, so schont nur jetzt meinen kranken Leib, bis sich mein augenblicklicher Zustand geändert hat, den ich mich scheue, mit seinem richtigen Namen zu nennen."

Der Fuchs war aber zu listig. „Wenn es sich so mit Euch verhält," versetzte er, „warum habt Ihr mir das nicht beizeiten gesagt? Ich habe einen vertrauten Arzt bei mir, einen alten und erfahrenen Mann, dem ich alles offenbaren kann. Ist es nun wahr und Euch daran gelegen, meinen Wünschen zu entsprechen und dadurch Euer eigenes Glück zu fördern, so will ich ihn zu Euch schicken; Ihr könnt sicher sein, daß er Euch hilft und Stillschweigen über die Sache bewahrt."

Hier stieg eine neue Angst in mir auf, doch wagte ich noch einen Einwand und sagte: „Mein Herr, ärztliche Hilfe ist augenblicklich nicht nötig;

ich hoffe, schon der morgige Tag wird die erwünschte Änderung bringen, ohne daß ich Arzneien nehme, vor denen ich einen großen Abscheu habe."

„Dann will ich warten," versetzte er; „doch gebt mir die Hand zum Zeichen, daß es sich wirklich so verhält und Ihr Euer Versprechen unverbrüchlich halten werdet. Es wird Euch indes nicht schaden, wenn Ihr mir erlaubt, daß ich . . ."

Bei diesen Worten trat der Schiffer in die Kajüte und sagte mit erschrockener Miene: „Herr, es ist ein Sturm im Anzuge, der binnen kurzem losbrechen wird; ich möchte es für ratsam halten, wenn wir so schnell wie möglich an die holländische Küste zurückfahren."

„Seid doch nicht so furchtsam," sagte der Marquis, „wir werden morgen noch eben diesen Himmel über uns haben, der uns heute bedeckt."

„Diesen Glauben habe ich allerdings auch," versetzte der Schiffer, „aber ob er uns morgen tot oder lebendig bedecken wird, ist eine andere Frage."

Das Gespräch war noch nicht zu Ende, da erhob sich ein gewaltiges Brausen in der Luft und finstere Wolken waren ringsum sichtbar. Wie sich nun alles fertig machte, um bei dem kommenden Sturm an seinem Platz zu sein, lief ich in großer Angst eilends hinaus. Allen Liebesgesprächen wurde so wie so ein Ende gemacht, denn der Wind fing an, seine schreckensvolle Musik ertönen zu lassen; die Segel konnten nicht schnell genug eingezogen werden, und ehe wir es uns versahen, waren wir auf hoher See. Das Toben und Wüten

der Wellen hielt ohne Unterlaß an, so daß Schrecken und Furcht allgemein wurden. Der allen vor Augen schwebende Untergang hatte den Mut aus allen Herzen und des Marquis Großmäuligkeit so tief herunter getrieben, daß sie weicher als weibliche Zaghaftigkeit wurde; mir selbst wurde die Todesangst durch die Süßigkeit der Hoffnung fast gänzlich genommen, dadurch die so lange ersehnte ewige Freiheit endlich zu finden.

Wir befanden uns auf der Höhe von Ostende, und unser Schiff wurde vom Sturm arg hin und her geworfen. Das Bemühen der Schiffsleute, ans Ufer zu kommen, wurde durch die immer stärker werdende Gewalt des Sturmes gänzlich vereitelt, und es blieb nichts übrig, als dem Tode mit mutigem Herzen entgegenzutreten.

Als mein letzter Augenblick aber gekommen schien, fing meine Standhaftigkeit zu sinken an, und es erfaßte mich ein solches Grauen vor dem Tode, daß ich mein Wort am liebsten widerrufen hätte, wenn nur die ersehnte Wirkung darauf gefolgt wäre. Wie ich nun dem Tode ins Auge sah, stieg die Rache gegen meinen Verführer in mir auf und ich fluchte ihm mit folgenden Worten: „O du heilloser Bösewicht und Ehrenschänder! Dich wird der Tod meiner unschuldigen Jugend, woran allein dein verfluchter Betrug schuld ist, gewiß unaufhörlich drücken und deine Seele mit unabläßlicher Pein quälen, wenn du dich auch an den äußersten Grenzen der Erde und in den tiefsten Felsenklüften verborgen hältst. Wie könnte es

eine Gerechtigkeit des Himmels geben, wenn solcher Meineid ungestraft bleiben sollte?" In diesem Augenblick erzitterte das Schiff in schrecklicher Weise, und ich fuhr fort: „Wie komme ich zu diesen Rachegedanken? Verzeih mir, grundlose Barmherzigkeit, vor der ich Sünderin jetzt zum Gericht erscheinen soll. Bekehre meinen Feind und Verderber und verwandle die Strenge der verdienten Strafe in wahre Reue und ernsthafte Buße. Mich aber nimm in Gnaden auf und laß den Wust meiner Sünden mit der Fäulnis des Körpers in der Tiefe des Meeres begraben sein, damit die durch dein unendliches Verdienst gereinigte Seele ungehindert zu dir eingehen und die so teuer erworbenen Schätze unvergänglicher Freuden genießen möge!"

Dies waren meine Abschiedsseufzer, womit ich die Welt verlassen wollte und den Untergang meines Leibes in die Tiefe der wütenden Fluten als unausbleiblich erwartete.

Das Schiff krachte zu verschiedenen Malen fürchterlich, Mast und Segel wankten ohne Rettung hin und her, das Schiff wurde von den Wellen übergossen. Das Toben dauerte bis zum Abend, die dicken und schwarzen Wolken verbreiteten nach dem Untergang der Sonne eine solche Finsternis, daß man die Hand nicht vor Augen sehen konnte. Plötzlich aber drehte sich der Wind und kam von Nordosten her. Er trieb das Schiff vor sich her, niemand wußte, wohin. Ehe ich es in meiner Todesangst gewahr wurde, lief das Schiff auf einen

Felsen auf, die Trümmer stoben nach allen Seiten, und ein gräßliches Geschrei folgte. Ich fühlte nur, daß mein Oberkörper auf dem Trockenen, die Füße aber noch im Wasser waren. Mit den Händen packte ich einen festen Gegenstand, den ich für einen Wurzelstamm hielt, und griff so fest zu, daß ich merkte, wie mir die Haut platzte; in meiner großen Not verspürte ich aber keinen Schmerz, sondern griff nur noch fester zu.

Unter und neben mir hörte ich ein furchtbares Stöhnen und Schreien von Leuten: „Hier ist das Boot; so Gott will, können wir alle noch lebendig gerettet werden!" So elend und kraftlos ich mich auch fühlte, empfand ich doch nur noch den einen Wunsch, wenn es möglich wäre, von den Leuten wegzukommen und mir irgendeinen Aufenthalt zu suchen, damit ich nicht wieder dem Marquis in die Hände käme. In dieser Absicht nahm ich noch einmal alle Kraft zusammen, weiter hinauf ans Land zu kommen, was mir auch zu meiner herzlichen Freude gelang, und suchte mir mit nassen Stiefeln über die Klippen den Weg im Finstern, bis ich endlich nach langer Mühe kraftlos umsank.

Nachdem ich etwa eine Viertelstunde so gelegen hatte, fing der Himmel an sich aufzuklären, und im letzten Schein der untergehenden Sonne sah ich zur Linken ein schönes grünes Feld liegen. Ich wollte gleich dorthin gehen, doch befürchtete ich, andere Leute von dem Schiff dort zu treffen. Es war aber von ihnen nichts zu sehen und zu hören; wenn überhaupt welche gerettet waren,

mußten sie wohl anderswo ans Land gekommen sein.

Das Licht verschwand, ehe mir ein Dorf oder Flecken zu Gesicht kam. So wird denn wohl, sagte ich zu mir, die Erde mein Nachtlager bilden müssen und mir in Ermangelung eines bequemen Zimmers, eines Bettes und einiger Nahrung einen etwas unbequemen Aufenthalt gewähren. Doch will ich der Güte des Herrn für meine gnädige und wunderbare Rettung nach meinem schwachen Vermögen Dank sagen und meine Ruhestätte hier nehmen, weil meine matten Glieder nicht weiter können, zumal ich in diesem fremden Lande nicht Weg, nicht Steg, nicht Sprache kenne. Die bisher über mich wachsam gewesene Güte wird mich ja wohl auch diese Nacht noch erhalten. — Mit diesen Gedanken schleppte ich mich, solange die Augen noch etwas sehen konnten, in der Hoffnung vorwärts, doch noch vielleicht ein Unterkommen zu finden.

Ich kam an einen kleinen Hügel, den ich zu meiner Schlafstelle wählen wollte; unter Seufzen über meine traurige Lage betrachtete ich ihn, so gut es die Dunkelheit zuließ, als ich plötzlich eine menschliche Stimme hörte. Ich lauschte sogleich nach jener Richtung, ob die Stimme näher käme; soviel ich verstehen konnte, schien es mir kein Englisch zu sein. Wenn, dachte ich, jemand aus dem Schiff hierher gekommen ist, so kann es ein kleiner Trost für mich sein, falls es nicht etwa ein Abgesandter des Marquis ist; immerhin bist du hier vor Gewalttaten sicher, und niemand darf sich

ohne Erlaubnis des Landesherren deiner bemächtigen.

Nun hörte ich die Stimme deutlicher und verstand, daß es französisch war; gleich darauf trat ein Mann hervor, der Stock und Degen trug. Sobald er meiner gewahr wurde, rief er mir auf englisch und, als er keine Antwort bekam, auf französisch zu: „Wer ist hier?“ Weiter still zu sein, hielt ich für gefährlich und antwortete daher: „Eine verunglückte Person!“ Er war unterdessen neben mich getreten und fragte, wie es zugegangen wäre. Nachdem ich ihm von dem Schiffbruch erzählt hatte, wollte er wissen, was ich für ein Landsmann wäre. Ich antwortete: „Ein Deutscher!“

„Was wollt Ihr hier tun?“ fuhr er fort. „Hier wird ein schlechtes Quartier sein, wo weder Wirt, noch Küche, noch Keller zu finden ist. Die kühle Nacht wird dem Leib auch nur schlechte Erquickung geben. Habt Ihr Euch schon lange hier aufgehalten?“

„Noch nicht lange, mein Herr,“ versetzte ich mit matter Stimme, „Ihr habt mit Eurer Mahnung ganz recht, doch kann ich es nicht ändern. Meine Glieder sind entkräftet, ich bin an einem Ort, wo ich nicht weiß, wo ich mich hinwenden soll, und die Nacht verbietet mir, einen Weg zu suchen. Überdies bin ich durch den Schiffbruch aller Mittel entblößt und kann nichts bezahlen.“

„Wenn Ihr nur noch einen kleinen Weg zurücklegen könnt,“ war seine Antwort, „so kommt mit, wir wollen bald eine gute Herberge finden, und

wegen der Zahlung macht Euch keinen Kummer, England besitzt Geld und Lebensmittel genug, um uns zu erhalten."

Das waren angenehme Worte, die meinem Elend Erleichterung brachten. So hat dir, dachte ich bei mir, der Himmel in dieser Nacht einen Beistand und Wohltäter beschert, was du kaum für möglich gehalten hattest! Ich stand auf und sagte: „Ach, wie bin ich erfreut über solch gütiges Anerbieten, das mir Trost gibt; hat sich doch so unverhofft ein Engel gefunden, dessen Wohlmeinen ich mit herzlichem Dank anerkenne. Wenn ich Euch nur folgen könnte!"

„Ach," versetzte er, „der Hurtige und Starke muß sich nach dem Schwachen richten. Geht nur, so gut Ihr könnt, ich werde nach Kräften helfen, und wir werden den Ort schon bald erreichen, den Weg finde ich schon."

Unterwegs richtete er verschiedene Fragen an mich nach Stand und Herkommen, aus welcher Stadt ich wäre und was ich vorhätte.

„Verzeiht, mein Herr," sagte ich, „meine Schwachheit läßt es nicht zu, Euch jetzt auf alles Antwort zu geben, hat es bis morgen Zeit, so werde ich mit Vergnügen Eurem Wunsche nachkommen."

„Gut," versetzte er, „eine Erquickung Eures Körpers ist Euch jetzt auch nötiger als ein Gespräch."

Es dauerte trotz meinen langsamen Schritten nur etwa eine halbe Stunde, da kamen wir in einen

kleinen Flecken, vor dem ein klarer Fluß dahin-strömte. Wir gingen über einen gut gebauten Steg und sahen noch in allen Häusern Licht. Er führte mich in ein an der Straße gelegenes Wirts-haus, das mir schon beim Eintritt gute Verpflegung versprach. „Hier wird es," sagte er, „ein besseres Nachtquartier geben als auf jenem Hügel, wo die bloße Erde ein schlechtes Unterbett, die feuchte Luft aber eine noch elendere Decke gibt, Mund und Magen dagegen gar nichts gehabt hätten. Macht es Euch hier bequem, es soll Euch an nichts fehlen."

Die noch nassen Stiefel wurden mir aus-gezogen, auch trockene Kleidung gereicht; sodann wurde der Tisch mit Speise und Trank besetzt, wo-von schon allein die Augen einen Genuß hatten. Mein Führer ergriff die Weinflasche und sagte: „Dies wird Euch vor dem Essen eine gute Erwärmung des Magens bringen und den Appetit reizen."

Ich ließ mir den ungemein erquickenden Trank wohlschmecken und besah mir dann meinen Wohl-täter. Er war ein stattlicher Mann, der sich als Kavalier aufzuführen wußte, und, wie ich bemerkte, ein Franzose; er trug ein sauberes blaues Kleid mit rotem Futter, einen silbernen Degen und eine wertvolle Uhr. Seine Gesichtsbildung und seine Mienen zeugten von großem Anstand. Er konnte fließend englisch und italienisch sprechen, war in der hoch- und niederdeutschen Sprache nicht ganz unerfahren und wußte mit den Worten so zu spielen, daß sie meistens einen doppelten, ja drei-fachen Sinn hatten.

Er nötigte mich beständig, meinen Appetit zu befriedigen, allen Kummer fahren zu lassen und sorglos die nötige Ruhe zu genießen. Der morgige Tag würde mir neues Vergnügen bringen. Ja, ja, dachte ich bei mir, wenn dir meine Verhältnisse bekannt wären, würde das Lied ohne Zweifel eine andere Melodie bekommen. Doch ließ ich ihn von meinen Gedanken nichts merken und beklagte nur den Verlust, den ich durch den Schiffbruch erlitten hätte.

„Das wird alles zu ersetzen sein," tröstete er mich, „wenn wir nur das Edelste, das Leben, und dann einen unverstümmelten Leib retten. Die Welt bleibt noch immer reich genug, jeden geschickten Menschen nach Verdienst zu ernähren, wenn er nur nicht selbst zu träge ist oder sich durch unnötige Grillenfängerei sein Leben verbittert. Denn solche Torheit wird ihn bald untüchtig machen, seine klugen Gedanken in die Tat umzusetzen, und er wird oftmals statt des vor ihm liegenden Goldes eine Handvoll minderwertiger Kupfermünzen wählen."

Ich konnte nicht begreifen, was er mit seiner philosophischen Abhandlung bezweckte, und noch weniger war mir danach zumute, mich in eine lange Erörterung mit ihm einzulassen. Denn nachdem mein Magen befriedigt war, wollten die Augen nicht mehr wach bleiben. Sobald er das merkte, wurde ich unverzüglich zu Bett geschickt, was mir sehr angenehm war. Die einmal geschlossenen Augen öffneten sich denn auch nicht

wieder, als bis ich bei Tagesanbruch Lärm vor meiner Tür hörte. Es war eine Hunde- und Katzenhetze, die der Wirtssohn veranstaltet, worauf sein Vater mit ihm eine andere Hetze begann und seinen Mutwillen mit einer derben Tracht Prügel belohnte. Nach dieser unangenehmen Morgenmusik verließ ich mein Lager. Kaum hatte ich mich angekleidet, als mein Wohltäter erschien und sich mit vielen Komplimenten erkundigte, wie ich geruht hätte. Wenn ich noch im Bett gewesen wäre, so hätte ich leicht verraten werden können.

Nachdem wir einige Höflichkeiten ausgetauscht, ging es zum Frühstück, wo es an nichts fehlte, um Mund und Magen einen Genuß zu verschaffen. Da wir allein beisammen saßen, wiederholte er nun seine gestrige Frage nach meinen Erlebnissen. Ich hatte mich schon darauf gefaßt gemacht und ließ ihn nicht lange auf Antwort warten.

„Ich bin," sagte ich, „aus der berühmten Handelsstadt Hamburg in Deutschland gebürtig, von braven und begüterten Eltern und habe die Kaufmannschaft erlernt. Später sind meine Eltern durch den Bankerott vieler Schuldner in Bedrängnis geraten. Da wir von einem hörten, daß er sich nach London gewandt haben sollte, hat mich mein noch lebender Vater (die Mutter ist schon gestorben) nachgeschickt, um ihn aufzusuchen. Alle meine Briefschaften aber nebst Gepäck und Geld, mehr als zweihundert Taler, sind bei dem Schiffbruch verloren gegangen, so daß ich nun nicht ein-

mal den Namen des Schuldners weiß, mich auch nicht legitimieren kann."

„Mich wundert," sagte er, den Kopf schüttelnd, „daß Euer Vater ein so junges Blut in so ernsten Angelegenheiten wegschickt; denn ich glaube, Ihr habt das zwanzigste Lebensjahr noch nicht erreicht und seid auch der englischen Sprache nicht mächtig."

„Verzeiht, mein Herr," erwiderte ich, „es ist ein Engländer von dort mit mir zu Schiffe gegangen, der mir seine Hilfe zugesagt hatte. Nun weiß ich aber nicht, ob er noch lebt oder bei dem Schiffbruch umgekommen ist."

„Das ist etwas anderes," versetzte er; „es wird schon zu erfahren sein, ob der Engländer noch lebt. Aber wie ist Euer Name?"

„Edmund von Grupen," redete ich ihm vor; „meine Vorfahren sind adligen Herkommens gewesen."

„Schön, mein Herr," sagte er, „laßt Euer Herz durch diese Unglücksfälle nicht verzagt werden; es wird sich schon noch eine Gelegenheit finden, diesen kleinen Verlust reichlich zu ersetzen. Ich kann Euch leicht dazu behilflich sein, wenn Ihr verschwiegen sein wollt; denn ich halte Euch für sehr geschickt."

Ich hörte aufmerksam zu, wunderte mich aber im stillen, wo alle diese Glücksanerbieten herkamen. „Darf ich wohl fragen," sagte ich, „auf welche Art das geschehen soll? Wer weiß, ob ich dazu geschickt genug bin; auch weiß ich nicht, wie lange ich mich hier aufhalten kann, weil mein Vater sehnsüchtig auf meinen Bericht wartet."

„Zeit und Gelegenheit werden Euch das schon zeigen,“ versetzte er; „das Glück läßt sich nicht nach unserem Belieben schnell ergreifen, doch kommt sehr viel darauf an, daß man es festhält, wenn es einmal da ist. Es ist genug, wenn ich Euch sage, seid unbekümmert und verlaßt Euch auf Euren Führer. Mein Name ist Louis d'Abord; doch wollen wir uns, wenn wir zusammen sind, nur mit dem gewöhnlichen Ehrentitel nennen, worauf ich Euch aus gewissen Gründen aufmerksam mache.“

Es kamen wir allerlei Bedenken über seine Worte, doch blieb ich bei meiner Meinung, daß er ein Ehrenmann wäre und die Kunst besitzen müßte, andere glücklich zu machen, wozu er sich absichtlich undeutlicher Worte bediente.

Bis nach dem Mittagessen blieben wir zusammen, worauf er sich seiner Geschäfte wegen von mir verabschiedete; er versprach, gegen Abend wieder da zu sein, und befahl dem Wirt, es mir unterdessen an nichts fehlen zu lassen. Wo mag er wohl zu Hause sein, dachte ich bei mir, und warum nimmt er dich nicht mit zu sich, wo er dir doch soviel Versprechungen macht? Wenn seine Angaben wahr sind, hätte ich nicht erst nötig, nach London zu gehen und mich nach dem Baron von Frimoldi durchzufragen, weil, wenn der Marquis noch am Leben ist, mir seine Anwesenheit höchst peinlich wäre. Unangenehm war mir nur, daß ich nun wieder bei einem Manne war, wo mein Geschlecht leicht entdeckt werden und ich wieder wie vorher in Gefahr kommen könnte.

Von dem langen Nachsinnen überfiel mich der Schlaf, so daß ich, ohne von dem Wirt etwas zu begehren, mein Lager aufsuchte und mir die süße Ruhe wohlschmecken ließ, bis es Abend wurde und Herr d'Abord sich wieder einstellte.

„Eh bien, Monsieur," hörte ich ihn sagen, „ist Euch die Ruhe so angenehm? Für heute mag es gehen, in Zukunft aber müßt Ihr diese Gewohnheit ändern, damit Ihr das Glück nicht verschlaft."

„Was soll ich tun?" fragte ich; „mein Leib ist von dem erlittenen Ungemach noch entkräftet; wenn es aber nötig ist, sollt Ihr schon meinen Fleiß kennen lernen."

„Vous avez raison," sagte er, mir auf die Schulter klopfend, „wir werden schon gut zusammen arbeiten; steht aber jetzt auf zum souper."

Der Tisch war wieder außerordentlich reich besetzt, so daß ich mich über seine Freigebigkeit wunderte und glaubte, er müßte viel Güter haben oder viel Geld verdienen. Ehe wir uns zu Tische setzten, sah er einige Male zum Fenster hinaus, schlug endlich in die Hände, schnippte mit den Fingern und rief: „C'est bon," worauf er sich vergnügt hinsetzte. Gleich darauf trat ein junger Bengel ein, und sprach einige Worte mit ihm, die ich nicht verstand. Der d'Abord lachte gewaltig und lobte den Jungen. Beim Essen gab er ihm die besten Stücke und schickte ihn nach beendeter Mahlzeit mit geheimen Instruktionen fort.

„Morgen," sagte er hierauf zu mir, „wollen wir, wenn es Euch recht ist, einen Spaziergang

machen, damit wir diesen schlechten Gasthof nicht so lange drücken."

„Wie Sie wünschen, mein Herr," gab ich zur Antwort, „ich werde mich fügen; doch kann ich über die Aufnahme hier nicht klagen, es ist alles nach Wunsch gewesen."

Sobald der Morgen graute, ließ er mich wecken und das Frühstück zubereiten; dann machten wir uns auf den Weg. Meine Lebensgeister waren gestärkt, doch wollte die Angst vor der Zukunft nicht aus meinem Herzen weichen. Er ließ seine französische Gelenkigkeit sehen, so daß ich kaum mitkommen konnte. „Wollen die deutschen Füße nicht fort?" fragte er lachend; „es fehlt gewiß das französische Mark darinnen."

Mich verdroß diese boshafte Bemerkung, daß ich es nicht lassen konnte, ihm darauf zu erwidern: „Sie sind nicht an den Hasensprung gewöhnt, und das französische Mark kann dabei von wenig Nutzen sein."

Er wurde feuerrot, ließ jedoch keinen Unwillen spüren, sondern sagte: „Wenn Ihr mit Werken so geschickt seid wie mit Worten, sollen Eure verlorenen Güter bald mehr als doppelt ersetzt werden."

Ich hatte keine Ahnung, auf welche Weise das geschehen könnte, bis ich es bald darauf zur Genüge erfahren sollte.

Nach etwa anderthalb Stunden kamen wir in einen anderen Flecken, wo ich eine starke Volksansammlung sah; er sagte mir auf meine Frage,

hier wäre Jahrmarkt. Er führte mich herum, damit ich mir alles ansehen könnte. Dabei stießen wir auf einen Herrn, der einen Hund betrachtete, als ob er ihn kaufen wollte. Herr d'Abord stieß mich an und sagte: „Seht Ihr wohl diesen Engländer?"

Lachend antwortete ich, er glaube doch wohl kaum, daß ich blind wäre.

„Seht Ihr auch," fuhr er fort, „wo seine Geldbörse und seine Uhr sitzen?"

„Danach habe ich bisher noch nicht gesehen," versetzte ich.

„Traut Ihr Euch wohl," sagte er weiter, „die Geschicklichkeit zu, ihm beides unbemerkt herauszuziehen, ohne daß jemand Verdacht auf Euch hat?"

Ich erschrak über diese Frage, glaubte aber, es wäre nur ein französischer Scherz, um mich als Deutschen auf die Probe zu stellen. „Mein Herr," versetzte ich daher, „so etwas habe ich nicht gelernt und solche Geschicklichkeit ist auch mit großer Gefahr verbunden."

Er schüttelte den Kopf mit höhnischer Miene und sagte: „Das ist nur Einbildung; ich bin gewiß, daß es Euch weder an Geschick noch Mut mangelt; nur ein wenig Übung und Ihr werdet es bald lernen."

Seine Belehrung hörte ich staunend an, konnte mir aber nicht denken, daß er dieses Handwerk im Ernst betrieb. So sah ich ihn denn starr an und wartete, was er weiter sagen würde.

„Gebt acht," fuhr er fort, „wie schnell das

geschehen und ohne jede Gefahr ablaufen wird." Hierauf ließ er einen Pfiff ertönen; sogleich war der Junge, der am vorigen Abend mit uns gegessen hatte, bei ihm und wartete auf seinen Befehl. Dieser wurde ihm gegeben, er verließ uns und mischte sich mit einem großen Hund — wo er den so plötzlich hergeholt hatte, weiß ich nicht — unter das Volk, ging auf seinen Herrn zu, schlich um ihn herum und tat, als ob er auf die Krämer achtete. Auf einmal fingen die Hunde an sich zu beißen, worauf alles Volk neugierig zusammenlief. Ich war gespannt, was kommen würde. Herr d'Abord aber ging mit mir beiseite, und ehe ich's mich versah, war der Junge wieder da, brachte seinen Hund mit und gab seinem Herrn Geld und Uhr.

„Hier," sagte Herr d'Abord zu mir, „hier ist beides, ohne daß dem Jungen ein Haar gekrümmt ist. Dazu hat man doch seinen Verstand, die Sache geschickt anzufangen, daß man sich bei einem listigen und wohldurchdachten Streich nicht zu fürchten braucht."

Wie klopfte mir das Herz, als ich nun sah, was er für ein Mann war! Ist das die Art, schnell reich und glücklich zu werden, dachte ich, so mag ich weder Meister noch Schüler dieser Kunst sein! Mein Gott, wenn ich nur erst wieder von hier weg wäre! Jedoch sah ich keine Möglichkeit, ohne Gefahr zu entkommen.

„Wollt Ihr nun glauben," fuhr er fort, „daß ich die Uhr dem Eigentümer ohne jeden Verdacht wieder verkaufen werde?"

„Das ist ganz unmöglich," rief ich, die Hände vor Angst zusammenschlagend.

Er lachte und sagte, ich sollte es sofort sehen. Er zog verschiedene Uhren aus der Tasche, nahm eine nach der anderen aus dem Gehäuse, bis er eins fand, in das die gestohlene Uhr hineinpaßte. „L'affaire est faite," sagte er und ging fort. Nach einer kleinen Weile kam der Engländer, dem sie gestohlen war, und beklagte seinen großen Verlust, namentlich weil die Uhr ein ganz besonderes Kunstwerk wäre. Der Franzose trat zu ihm und fragte, was ihm geschehen wäre. Nachdem jener es ihm erzählt hatte, stellte er sich, als ob es ihm sehr leid täte, und sagte: „Ja, bei solchen Menschenansammlungen muß man sich in acht nehmen; es ist oft schnell genug geschehen, daß jemandem etwas gestohlen wird, weil es der ehrlichen Leute von diesem Handwerk heutzutage sehr viele gibt, die eine solche wertvolle Last einem abzunehmen wissen. Zufällig habe ich eine gleiche Uhr, deren Verlust der Herr betrauert; verschiedene Male hat man sie auch schon stehlen wollen, doch habe ich sie zum Glück bis jetzt noch gerettet."

Der Engländer war neugierig, sie zu sehen, und Herr d'Abord zeigte sie ihm ohne jedes Bedenken. „Bei Gott," schrie er, sobald er sie sah, „wenn das Gehäuse nicht ganz anders wäre, so würde ich darauf schwören, daß es meine Uhr ist."

D'Abord lachte und sagte: „Ich habe des Herrn Uhr niemals gesehen und diese hier vor einem halben Jahre in London gekauft."

„Ich rede nur von der Ähnlichkeit," sagte der Engländer; „kann ich diese von Euch kaufen?"

Der Franzose tat, als könnte er sich nicht zu einem Verkauf entschließen, und rühmte die außerordentlich kunstvolle Arbeit. Als der Engländer aber darauf bestand, ließ er sich bereden und nahm sechs Guineen dafür. Ich stand wie betäubt dabei und wußte nicht, was ich sagen sollte, da ich derartige Ränke in meinem Leben noch nicht gesehen hatte. Vor sichtlichen Augen zu stehlen und den gestohlenen Gegenstand am hellen Tage gleich darauf seinem früheren Eigentümer zu verkaufen, hielt ich denn doch für ganz abscheulich.

Sobald der Handel vollzogen war, ging Herr d'Abord mit mir in einen Gasthof und ließ sich ein eigenes Zimmer geben, wo gleich Wein nebst Gebratenem, Gebackenem und Gesottenem aufgesetzt werden mußte. „Nun laßt es Euch gut schmecken," redete er mir zu, „diese und noch mehr Mahlzeiten sind heute leicht verdient. Wie hat Euch aber dieser Streich gefallen, der Euch so unglaublich vorkam?"

Es fiel mir schwer, daß ich mich aus solchem Diebessack sättigen sollte. „Das sind ja," fing ich endlich an, „ganz eigenartige Dinge, die ich nimmermehr für möglich gehalten hätte."

„Wundert Euch nicht zu sehr," sagte er, „es soll sogar möglich gemacht werden, daß sie ihm heute noch einmal gestohlen wird und er sie wieder kauft."

„Dann müßte schon der Teufel seine Hand im Spiel haben," versetzte ich.

„Es braucht kein Teufel dabei zu sein," erwiderte er und lachte aus vollem Halse. „Ein gescheiter Mensch kann noch viel mehr ausrichten. Ich wollte ihm vor seinen eigenen Augen das Kleid von der Wand nehmen, selbst wenn er mit geladenem Gewehr dabei säße, und niemand sollte erfahren, wo es hingekommen ist."

„So müßt Ihr, mein Herr," fuhr es mir heraus, „ein grausamer Hexenmeister sein, sonst könnte das unmöglich geschehen."

„Ha, sainte simplicité!" rief er lachend, fraß und soff immer weiter. „Was heißt Hexenmeister? Wer hat Euch diese Torheit eingegeben? Ich glaube an keine Hexerei; alles, was man davon erzählt, sind Fabeln und törichte Einbildung. Und selbst wenn es solche gäbe, würde ich sie nicht nötig haben. Solche Hexerei versteht mein Junge, wenn ich ihm nur den Befehl dazu gebe. Jetzt aber wollen wir essen und trinken; nach Tisch sollt Ihr etwas Neues erfahren." Er hieß mich essen, trinken und lustig sein; aber das gestohlene Brot und die durch Spitzbüberei ergaunerten Delikatessen wollten mir nicht schmecken. Ich schluckte alle Bissen mit bekümmertem Herzen hinunter.

Noch ehe die Tafel aufgehoben war, stellte sich der Junge wieder ein und fragte, was sein Herr zu befehlen hätte. Dieser sagte: „Höre, Calfur" — so nannte er den Bengel — „kannst du wohl die Uhr nochmals stehlen und zugleich etwas von des Engländers Kleidung mitbringen?"

Die junge Schlangenbrut, die in der Spitz-

büberei offenbar schon große Übung hatte, lachte und sagte: „Das müßte ja ein dummer Kerl sein, der nicht soviel Grips besäße! Mehr als noch einmal traue ich es mir zu, sie zu holen, und das Hemd vom Leib dazu, wenn es sein muß!"

Ich erstaunte über diese Verwegenheit, zweifelte aber doch, ob er sein Vorhaben würde ausführen können. Der Bengel lief fort und versprach, sogleich ans Werk zu gehen. Wer hätte sich wohl solche verteufelten Ränke träumen lassen? Sobald der Junge ausgekundschaftet hatte, daß sich der Engländer, ein vornehmer Mann aus Candelberg, in einem Gasthof am Ende des Fleckens aufhielt, zog er sich bis aufs Hemd aus und lief dahin, eilte zu dem Herrn aufs Zimmer, stellte sich wie wahnsinnig, sprang um ihn herum, zog sich das Hemd aus, riß es in Stücke und warf es zum Fenster hinaus. Dabei schrie er immerfort: „Herr, nehmt Euch in acht, es sind Mörder da, die Euch umbringen wollen. Ihr dauert mich, ich muß Euch warnen."

Obwohl der Herr den Jungen für unsinnig hielt, wurde er doch über seine Worte bestürzt und glaubte, sie möchten vielleicht etwas Wahres enthalten. Sogleich griff er nach seinen geladenen Pistolen und legte sie zur Hand. Dann schrie er dem Bengel zu: „Wer bist du? Was fehlt dir? Schämst du dich nicht, so nackt herumzulaufen und ein so schandvolles Schauspiel zu geben?" Darauf reichte er ihm sein Hemd, das er eben ausgezogen hatte, weil er sich zum Weiterreiten umgekleidet hatte.

Der Junge rief immerzu: „Mörder, Mörder!"

Schließlich ging der Herr hinaus, um Leute herbeizurufen und sich zu erkundigen, was das bedeuten sollte. Unterdessen nahm der Junge die bei den Pistolen unter dem Schnupftuch liegende Uhr sowie des Herrn Überrock von der Wand und flüchtete in einen Stall. Wie er nun merkte, daß alles vorn zusammenlief, hinten aber niemand zugegen war, nahm er Reißaus, holte seine an einer bestimmten Stelle verborgenen Kleider, legte sie an, beschmierte sich das Gesicht, versteckte den gestohlenen Rock und kam wie ein Stalljunge unter das Volk gelaufen; hier fragte er ganz verwundert, was es gäbe, und erzählte, ein ganz nackter Junge wäre mit einem Hemd unter dem Arm in den Fluß gesprungen. Dann machte er, daß er fortkam, und es dauerte nicht lange, da war er wieder bei uns und brachte Rock und Uhr sowie das Hemd von des Herrn Leibe.

Wie der Junge dies alles erzählte, konnte sich mein Gönner vor Lachen nicht halten und sagte schließlich zu mir: „Nun, habt Ihr nicht auch Lust, einen solchen fort esprit zu zeigen; Ihr könnt Euch als galant homme aufführen und immer en lustre leben!"

Ich saß erstaunt über solche Dinge da, die ich für ganz unmöglich hielt, und doch hatte ich die Beweise mit meinen eigenen Augen gesehen. Nach kurzer Zeit erschien eine Kutsche mit zwei Pferden, in die ich mich zu meiner großen Betrübnis mit Herrn d'Abord setzen mußte; denn diese Gesellschaft

war meiner Seele in den Tod verhaßt. Doch konnte ich wenigstens für den Augenblick ohne große Gefahr nicht entkommen.

Wir fuhren einige Stunden, bis wir an ein großes Dorf kamen und an einem Orte ausstiegen, wo ein großer und schöner Garten mit einem Lusthaus war, das oberhalb eines Teiches stand. Er führte mich hinein und ließ höchst appetitliche Erfrischungen auftragen. Mich ekelte aber schon, wenn ich diese gottlos erworbenen Dinge nur ansah; und noch mehr Abscheu empfand ich, daß ich sie zur Erquickung meines Leibes genießen sollte. Ich mußte mich jedoch verstellen und von dem Gift etwas hinunterschlucken. Er dagegen ließ es sich recht gut schmecken und war sehr vergnügt und lustig. Das Wetter war herrlich bei heiterem Himmel und sanfter Luft; in den Abendstunden ließ sich neben anderen Vogelstimmen auch der anmutige Gesang der Nachtigall hören. Die Fische spielten in fröhlichem Spiel im Teich; an den schönsten Leckerbissen herrschte Überfluß, so daß also alle Sinne ergötzt wurden. Doch mein geängstigtes Gemüt hatte nur wenig Vergnügen davon. Neben dem Gedanken an mein hartes Verhängnis, das meine Flucht veranlaßt hatte, die mich unaufhörlich in neues Elend stürzte, schwebte mir auch mein gegenwärtiges Übel vor Augen.

Während des Essens fing er sein Gespräch wieder an: „Nun, mein Herr, habt Ihr nun Lust bekommen und wollt Ihr mir die verlangte Zusage machen, so will ich Euch schon solche Griffe bei-

bringen, die, wenn Ihr Euer gutes Naturell wohl anwendet, Mangel und Dürftigkeit bald vertreiben sollen. Die ganze Kunst besteht nur darin, sich eine geplante Tat gut zurecht zu legen und geschwind alle dabei vorfallenden Umstände zu erwägen, damit man gleich, wenn ein Streich mißlingen sollte, den anderen zur Ausführung bringen kann. Das ist die einzige Mühe, die man anzuwenden hat, um reichliche Beute zu bekommen."

Ich hörte das empörten Herzens mit an und wußte nicht, was ich antworten sollte. Denn wie gefährlich die lautere Wahrheit war, sah ich vor Augen, und doch widersprach das Gewissen gewaltig, seinem Begehren, wenn auch nur zum Schein, zuzustimmen. „Mein Herr," sagte ich endlich, „wenn Ihr meine Erklärung, die ich nach dem Verstand meiner Jugend abgeben will, nicht übelnehmen wollt, so werde ich sie Euch kund tun. Doch bitte ich, daß sie mir keine Gefahr bringen möge."

„Tragt keine Sorgen," antwortete er, „es ist Euch erlaubt, mir Euer Herz auszuschütten und ganz nach Belieben zu reden. Denn wenn man eines anderen Meinung nicht anhört, wie will man ihm Gegenvorstellungen machen und ihn eines Besseren belehren?"

„Wenn dem also ist," versetzte ich, „so muß ich ohne Vorbehalt sagen, daß Ihr mich von Herzen dauert."

Er schlug ein lautes Lachen an und sagte: „Wieso?"

„Ich sehe," erwiderte ich, „daß Euch die Natur so gut ausgestattet hat; ohne Zweifel müßt Ihr auch

aus guter Familie sein, so daß Ihr auf der Welt in Ehren leben könntet; warum also legt Ihr Euch auf einen so abscheulichen und verbotenen Beruf, den Ihr anständigerweise nicht nennen dürft, der keinen langen Bestand haben kann und zuletzt einen schlimmen Ausgang bringen muß, weil er doch nicht anders betrieben werden kann als mit Verletzung des Gewissens."

Darauf machte er eine spöttische Miene. „Das dachte ich mir," sagte er; „solche Zweifel mußten ja in Eurem Gehirn aufsteigen. Ich will Euch aber bald zeigen, daß diese unrichtige Einbildung von nichts anderem herkommt, als daß man die Dinge dieser Welt falsch sieht und auf die falsche Wagschale legt. Da wird dann dieses anständig und jenes unanständig genannt, das eine als schrecklich verhaßt und das andere als zulässig und erlaubt, ja wohl als lobenswert bezeichnet. Wenn man aber alles genau untersucht, so sind es nur Phantasien, die ein jeder nach Gutdünken bezeichnet. Was die meisten Meinungen und die Unterstützung großer Autoritäten hat, heißt dann erlaubt, wohlanständig, geboten, gerecht und auch wohl heilig. Wo aber dieses Privilegium fehlt, da muß es natürlich verhaßt, verboten, schändlich, abscheulich und höchst strafbar heißen, wenn es auch in der Tat den Leuten nicht viel Schaden bringt."

Ich konnte darauf unmöglich still sein, weil mir der Wein Mut gemacht hatte, und fuhr heraus: „So haltet Ihr das Rauben, Morden und Stehlen für erlaubt und für eine zulässige Kunst? Ei, was

für Grausamkeit könnte daraus entstehen? Dann dürfte ja niemand sicher in seinem Bett liegen, geschweige denn einen Schritt ohne Angst und Furcht auf die Straße tun!"

„Nanu, mein lieber junger Mensch, was fällt Euch ein?" rief er. „Wo habt Ihr solches von mir gehört? O, wie falsch ist Eure Ansicht, daß Ihr Euch einbildet, die Geschicklichkeit, etwas zu erlangen, wobei man keine Gewalttätigkeit im Sinn hat, wäre auf eine Stufe mit solchen Verbrechen zu stellen, die, wenn sie straflos blieben, in kurzer Zeit die menschliche Gesellschaft zum Untergang brächten! Die ganze Sache ist doch nur die, daß man seine Einfälle in die Tat umsetzt und den, der nicht behutsam genug seine Sachen bewahrt, durch solchen Verlust, der ihn weder arm noch unglücklich macht, für die Zukunft vorsichtiger macht, auch manchem Prahler die hervorhängenden Staatszeichen zu beschneiden und ihm zu zeigen, daß er ohne diese auch leben kann."

„Alles dies," sagte ich kopfschüttelnd, „ist keine Entschuldigung, heißt es doch, du sollst nicht begehren, was dein Nächster hat. Was geht es mich an, wenn einer reich ist und Staat macht? Soll ich ihm deswegen den Beutel abschneiden? Wie würde man mit solchen Einwendungen vor der Obrigkeit auskommen?"

„Das ist es ja, was ich gesagt habe," fuhr er fort; „freilich kommt Ihr nicht öffentlich damit aus, und es heißt Euch auch niemand, solches öffentlich tun, denn sonst wäre es keine Kunst. Weil der Dieb-

stahl zum Beispiel keinen öffentlichen Schutzbrief hat, muß er sich mit der Geschwindigkeit und List selbst ein Privileg schaffen. Wenn Ihr aber sagt, man soll einem jeden das Seine lassen, so müßt Ihr auch einsehen, daß es jetzt eine ganz andere Welt ist, nach der man sich zur Erhaltung seines Lebens richten muß.

Wenn ein großer Herr, der unumschränkte Gewalt hat, seinem Land und seinen Leuten die schwersten Abgaben aufbürdet, so meint er, dazu berechtigt zu sein, und es liegt ihm nichts daran, ob der arme Bürger satt zu essen hat und der arme Bauer kaum mit einem groben leinenen Kittel die Blöße seines Leibes bedecken kann. Auch darf ihn niemand fragen, wozu er es verwendet, ob er prächtigen Staat, ein gewaltiges Kriegsheer oder sonst etwas dafür anschafft. Er sagt, er will es so haben, und die Canaille hat nicht darüber zu räsonnieren.

Wenn der Soldat auf dem Marsche ist und zu einem Bauern ins Quartier kommt, schlägt er ihm das beste Vieh vor den Augen tot, und der arme Tropf muß es ihm noch dazu sieden und braten; er nimmt, wonach er Lust hat, und traktiert den Wirt noch mit derben Schlägen für alle seine Dienste. Sein großes Recht, auf das er sich stützt, besteht in dem einen Wort: Ich bin auf Kommando und trotze dem, der sich mir widersetzt.

Der Kaufmann und Krämer weiß durch den Vertrieb seiner Waren den Leuten das Geld aus dem Beutel zu ziehen, so daß er oft doppelten und dreifachen Nutzen davon hat. Wenn ihn jemand

darum bestrafen wollte, würde er sich bald damit zu schützen wissen: Handel und Wandel muß getrieben werden, ich muß mir den Verlust auch manchmal gefallen lassen.

Was ist in geistlichen und weltlichen Ämtern für eine Geldschneiderei! Da heißt es: das ist mir gesetzt, das muß ich haben, das sind Kirchenrechte, das sind Sporteln. Da mag dann der Unvermögende Tränen vergießen, soviel er will, es hilft kein Bitten und Flehen. Es heißt eben: es muß sein und damit basta. Wie wissen Advokaten und Ärzte nicht Zeit und Gelegenheit auszunutzen, wie sie den Klienten und Patienten den goldenen Strick um den Hals legen können, daß die ersteren nach verlorenem Prozeß zu Bettlern werden, die letzteren aber nach verschleppter Krankheit in Melancholie verfallen. Ja, es könnte ein großes Buch darüber geschrieben werden, wollte man alle Umstände aufzählen, unter denen die Beutel gefegt werden.

Doch dies alles sind solche Erwerbsarten, die, wenn sie mit dem Mantel der Ehrenhaftigkeit bedeckt werden, vor der Welt untadelig sind und allgemeinen Schutz genießen. Wenn aber einer durch seine Geschicklichkeit aus dem Überfluß eines Reichen oder von solchem bösen Erwerb etwas an sich bringen kann, so heißt er gleich ein filou, ein méchant und malhonnet-homme, der nicht unter ehrliche Menschen gehört. Wisset aber, wenn Euch die alte Geschichte bekannt ist, daß in Griechenland eine mächtige Repubiik war, Sparta genannt, nach deren Gesetz der Diebstahl nicht bestraft wurde,

sondern nur der, der sich dabei ertappen ließ. Man hielt es eben für eine große Geschicklichkeit, wenn einer etwas listigerweise wegbringen konnte.

Überdies seid versichert, daß ich mit meinen Künsten niemals einen gewaltsamen Raub oder Mord begangen habe, auch niemanden an seinem Leibe beschädigen will, es müßte denn der Point d'honneur in höchster Gefahr sein. Einen Armen aber zu bestehlen, halte ich für eine Schande; lieber will ich einem Bedürftigen mit meinen erworbenen Gütern helfen, wie Ihr dies an Euch selbst erfahren habt; und das habe ich aus keiner interessierten Absicht getan, sondern nur, weil ich Eurem Glück ohne Vergeltung förderlich sein will."

Ich konnte mich gar nicht genug wundern, wie dieser Mensch seine Diebes-Griffe und -Kniffe zu schmücken und ihnen eine so schöne Schutzrede zu halten wußte, so daß ich mir selbst sagte, ich glaube, wenn man den Satan seines Abfalls wegen fragte, würde er auch eine schöne Ausrede wissen. Als ich ihm nun nach Beendigung seiner Rede eine Weile nicht antwortete, schien er ungehalten zu sein und fragte, ob ich noch etwas einzuwenden hätte oder mich überführt sähe.

„Bei allem Eurem Vorbringen, mein Herr," sagte ich, „fehlt doch noch das Beste. Wie wird es denn ablaufen, wenn man nach vielen gelungenen Streichen doch erhascht und durch richterlichen Spruch zu einem hanfenen Band oder sonstigen schmählichen Tod verurteilt wird, wobei doch alle Beschönigungen nichts helfen und nur der Ehren-

titel übrig bleibt: er ist als Dieb oder Filou am Galgen gestorben? Darum meine ich, soll man sich das Sprichwort vor Augen halten: Bedenke das Ende!"

Er sah mich mit funkelnden Augen an, so daß ich Angst bekam, meine Worte könnten ihn zur Rache gegen mich gereizt haben. Doch ließ er nichts davon spüren, sondern kam zu meiner Verwunderung mit folgender Gegenrede: „Dies beruht wie Euer voriger Einwand auf der falschen Ansicht, die aus Furcht und Einbildung zusammengeschmiedet ist. Man muß sein Vorhaben stets so einrichten, daß man es auch ausführen kann. Wenn man sich aber vorstellt, daß es schlecht ablaufen werde, so schreckt uns manchmal die reine Einbildung ab, wir stellen uns etwas als abscheulich vor, was gar nicht so abscheulich ist. Wenn Ihr von einem gewaltsamen Tode redet, so denkt doch daran, wie viele denselben täglich vor Augen sehen und doch blindlings hineinlaufen.

Ein Soldat, wenn er in Schlachten kämpft und Belagerungen mitmacht, findet oft genug ein jämmerliches Ende, wenn er zerschossen, zerhauen, von den Pferden zertreten und auf das grausamste zerfleischt wird, auch in solchem abscheulichen Zustand die schrecklichsten Schmerzen aushalten muß, ehe ihm seine Seele ausfährt. Er hat zu seinem Trost nichts anderes als die elende Einbildung, daß er auf dem Felde der Ehre stirbt.

Betrachtet man die Seefahrer, wie setzen sie nicht ihr Leben beständig in Gefahr, so daß sie oft nach vielen empfindlich ausgestandenen Todes-

ängsten in den wütenden Fluten vergraben werden und ihren Leib dem Appetit grausamer Raubfische überlassen müssen, wovon Ihr doch selbst genügend Zeuge gewesen seid! Warum habt Ihr Euch denn das nicht auch vorgestellt und an das Ende gedacht, ehe Ihr aufs Schiff gingt? Wenn ein Zimmermann vom Dach fällt und sich entweder gleich den Hals bricht oder nach einiger Zeit wegen Zerquetschung der Glieder erbärmlich sterben muß, warum hat er sich das nicht gleich vorgestellt und das Ende bedacht? Er muß sich wie jener mit dem faulen Felde der Ehre trösten. Wenn ich nun als vernünftiger Mensch Galgen und Rabensteine nach der Natur betrachte, finde ich keinen Unterschied zwischen diesen und dem Sarg und dem Kirchhof; beides besteht aus Holz, Erde und Steinen, und es ist mir wirklich herzlich gleichgültig, ob ich hier den Raben oder im Meer den Fischen zur Speise dienen muß. Ja, ich wollte lieber, wenn es nicht anders sein kann, nach langem Vergnügen ein so verdrießliches Stündchen aushalten, als wie ein verstümmelter Soldat viele Jahre herumhinken, an den Türen mein Brot suchen und von den Bauern oft schnöde abgewiesen werden.

Was endlich den gemeinen Nachruf betrifft, so macht mir solcher den wenigsten Kummer; denn erstlich werde ich dadurch nach dem Tode nicht beleidigt, und dann wird er auch schon nach kurzer Zeit in das Buch der Vergessenheit eingeschrieben. In hundert, ja in viel weniger Jahren wird niemand mehr daran denken, es müßte denn gerade

etwas ganz Besonderes sein, was den Geschichts-
büchern einverleibt wird, und auch diese werden
doch nur von den wenigsten Menschen gelesen.

Seht, einen solchen Begriff muß sich ein kluger
Geist machen, wenn er sein Glück auf dieser Welt beför-
dern und nicht unter die trägen Zauderer, die eine läp-
pische Furcht davon abhält, gerechnet werden will."

Hierauf lachte er und nahm das Weinglas zur
Hand, wie wenn er mir eine unumstößliche Lehre
gegeben hätte. Als er mir dann aber weiter Mut
machen wollte, eine Probe meiner Geschicklichkeit
sehen zu lassen, wozu er mir gute Anleitung ver-
sprach, fiel mir noch etwas ein, womit ich ihn zu
fangen glaubte. „Wenn nun jeder so dächte,"
sagte ich lachend, „so dürfte niemand etwas stehen
und liegen lassen oder sicher bei sich tragen."

„Ha, ha!" rief er. „So mag ein jeder das
Seine besser verwahren. Hätte jener seine Uhr und
sonstigen Sachen besser in acht genommen, so wäre
er durch des Jungen verschlagene Ränke nicht
darum gekommen."

„Wie würde es aber dem Herrn gefallen,"
fuhr ich fort, „wenn ihm jemand das Seine weg-
nähme; würdet Ihr nicht heftig darüber zürnen
und womöglich Vergeltung suchen?"

„Eh bien," entgegnete er, „das muß ich mir
gefallen lassen, wenn einer listiger ist als ich und
die Sache so gut anzupacken versteht. Es ist freilich
keiner so klug geboren oder so gelehrt, der nicht be-
trogen werden könnte und auch wohl betrogen
wird, doch müßte es mit ganz besonderen Dingen

zugehen, wenn einer das bei mir versuchen wollte. Das heißt eben Witz und Verstand zu bewahren wissen, wenn man etwas zu erwerben sucht. — Habt Ihr nun endlich genug und wollt Ihr Euer Probestück nach meiner Anleitung sehen lassen?"

„Weil es einer so großen Kunst bedürfen soll," sagte ich vergnügt, „so will ich meine Probe an Euch selbst ablegen; wenn es mir gelingt, soll es mir ein gutes Vorzeichen sein."

„Parole sur ma foi!" rief er, in die Hände schlagend, „wenn Ihr Euch das auszuführen getraut und mich ohne Verräterei oder Gewaltsamkeit in die Schule zu führen wißt, so sollt Ihr mich mit Recht für einen Filou halten, falls ich deswegen die geringste Revanche an Euch suchen werde."

Noch nie in meinem Leben war mir in den Sinn gekommen, ein solches Stück zu spielen, wozu ich mich auch bei meiner Jugend und Unerfahrenheit für zu wenig geeignet hielt, und am meisten scheute ich die Beschwerung meines Gewissens. Gleichwohl kam mich die Lust an, zu versuchen, ob es nicht möglich wäre, diesem raffinierten Spitzbuben mit einem Betrug zu begegnen, durch den ich zugleich von ihm loskommen könnte. Solches mußte aber gut überlegt werden, wenn man einem so mit allen Hunden gehetzten Ränkemeister auf der Nase tanzen wollte.

Meinem zweifelhaften Vorhaben kam das gütige Schicksal mit einer unverhofften Gelegenheit zu Hilfe, wodurch es gewiß meine Unschuld aus dem Netz gottloser Verführung befreien wollte.

Den Anfang mußten Herrn d'Abords fleischliche Begierden machen. Denn als er glaubte, daß er mich ziemlich da hätte, wo er mich haben wollte, ich auch keinen Widerspruch mehr merken ließ, fing er, nachdem er sich seinen Bauch gehörig vollgeschlagen hatte, an, ob ich nicht Lust hätte, mir eine kleine Liebkosung gefallen zu lassen.

Ich erschrak darüber so, daß mir das Feuer ins Gesicht stieg, und ich war der festen Meinung, er hätte mein Geschlecht erraten. Ich fragte, was er damit sagen wollte.

„Stellt Euch doch nicht so einfältig," versetzte er, „Ihr seid ein junger Mensch mit sanguinischem Temperament, wie ich sehe, bei dem die Liebesregungen doch nicht eingefroren sein können, wiewohl Ihr ein Deutscher seid. Wir wollen schon schnell genug ein anständiges Frauenzimmer herbekommen."

Nachdem nun meine anfängliche Angst gewichen war, antwortete ich, bisher wäre mir nichts von solchem Verlangen bewußt geworden, auch spürte ich jetzt keinen Trieb dazu; infolgedessen wollte ich es ihm überlassen, zu tun, was er zu seinem Vergnügen nötig hätte.

„Ei," sagte er, „so sprecht dem Weine wacker zu, wie es die Messieurs Allemands gewohnt sind; der Appetit wird dann schon kommen!"

Mit diesen Worten lief er eilends hinab und ließ mich fast eine halbe Stunde allein. Ich dachte nicht anders, als er würde nun suchen, seine Gelüste zu befriedigen, und sah etliche Male zum Fenster

hinaus; doch konnte ich ihn nicht erblicken, womit ich ganz zufrieden war, denn nun brauchte ich nicht mit großen Entschuldigungen hervorzukommen. Ich wünschte nur, ich könnte mich heimlich aus dem Staube machen, doch wußte ich nicht, wie ich das beginnen sollte. Plötzlich kam er spornstreichs wieder ins Zimmer gelaufen und rief: „Hei, lustig, Mut, gleich wird sich etwas finden!"

Kurz darauf kam ein Kerl und eine Magd; sie brachten Licht und Betten, machten ein ordentliches Lager in der Nebenkammer zurecht und sagten, die Musik würde sich gleich einstellen. „Laßt es," rief er, „an nichts fehlen, es soll mir auf ein gutes Trinkgeld nicht ankommen! — Ha, Monsieur Allemand!" fuhr er fort und klopfte mich dabei auf die Schulter, „lustig und munter! Wie gefällt Euch meine Laune? Seid unverzagt, Euer Beutel soll bald gespickt werden, laßt die Grillenfängerei bleiben; die macht nur melancholisch und verzagt. Wenn man in der Welt glücklich sein will, muß man seine Gedanken mit keiner Träumerei schwängern, sondern sie an lustige und geschwinde Erfindungen gewöhnen. Ihr könnt, wenn Ihr diese Finessen eine Zeitlang mit gutem Erfolg getrieben habt, noch ein geschickter Hofmann werden und braucht Euch nicht vor dem Galgen zu fürchten."

Der Abscheu vor solchen Worten nahm in meinem Herzen immer mehr zu, doch ließ ich mir nichts merken und stellte mich wider Willen lustig; auch versicherte ich ihm durch Handschlag, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ihn eine Probe

sehen zu lassen, nur müßte ich noch eine Weile Zeit haben, weil ich darin noch gänzlich unerfahren wäre.

Es dauerte nun nicht lange, da trat ein junges, wohlgekleidetes, hübsches Weibsbild ein mit einem grünen Hütchen nach englischer Mode; sie sagte, sie hätte mit dem Herrn zu sprechen, und machte dabei die üblichen niedlichen Mienen, um die Buhler zu reizen. Ohne Widerstreben setzte sie sich dann an unseren Tisch und ließ es sich schmecken. Währenddem brachte sie allerlei Redensarten vor, die zur Entzündung von fleischlicher Brunst dienen sollten. Weil sie mehr holländisch als englisch redete, konnte ich beinahe alles verstehen, so daß ich mich ihrer Frechheit oft schämte und meinen Fehltritt innerlich beseufzte, zu dem ich lediglich durch Betrug gekommen war. Denn er war nicht um verfluchten Gewinn geschehen, sondern in der Hoffnung auf eine folgende Heirat.

Als wir eine halbe Stunde bei Tisch gesessen hatten, fing im Garten eine lustige Musik an, die Geister zu erwecken. Die junge Canaille sang dazu ihre Liedchen mit ganz anmutiger Stimme, nahm eine Tabakspfeife in den Mund und fragte, warum ich nicht auch rauchte; ich wäre ein richtiger deutscher Muff. Ich gab zur Antwort, ich hätte noch nie geraucht, worüber sie spöttisch lachte und einen starken Wind gehen ließ. „So habt Ihr auch," fuhr sie lachend fort, „diese Freiheit nicht."

„Unter die Säue habe ich mich noch nicht einschreiben lassen, daß mir alles erlaubt sein soll," war meine gereizte Antwort.

Darauf sagte sie mancherlei, so daß es beinahe zu Tätlichkeiten gekommen wäre; Herr d'Abord aber legte sich ins Mittel und sagte: „Mein Herr, Ihr seid zur See gefahren und habt noch keine Pfeife Tabak rauchen gelernt? So müßt Ihr Euch daran in England gewöhnen!"

Ich ergriff denn auch eine und wollte es probieren. Kaum hatte ich aber zehn oder zwölf Züge getan, da wurde mir plötzlich derartig übel, daß ich auf ein Haar ein neues Gericht auf den Tisch vor mir gegeben hätte. Glücklicherweise erreichte ich noch das Fenster und ließ dort einen Strudel hinausfahren, daß die untenstehenden Musikanten Reißaus nehmen mußten, wobei sie freilich solche Höflichkeiten hören ließen, daß d'Abord ihnen ein anständiges Trinkgeld versprechen mußte. Dieser üble Streich brachte mir wenigstens den Vorteil, daß ich mich zurückziehen konnte und ein besonderes Lager bekam, also auch die schändliche Liebkosung der beiden nicht mitansehen brauchte. Mein Lager wurde in dem Zimmer aufgeschlagen, wo wir saßen, und er ging mit seiner Canaille in den Vorsaal, ließ den Musikanten Wein geben und sie bis Mitternacht gehen, zu welcher Zeit sie sich nochmals tapfer hören lassen sollten. Unterdessen befahl er seiner Buhlerin, sich nackt auszuziehen, um mir Appetit zu machen, und schlüpfte mit ihr ins Bett.

Voll Unmut über diesen Greuel legte ich mich auch nieder, konnte aber nicht einschlafen. Es stieg ein beängstigender Gedanke nach dem anderen in mir auf, wie ich aus diesem Netz hinauskommen

möchte. Nachdem ich fast zwei Stunden so zugebracht hatte, fiel mir ein, ob es nicht jetzt möglich wäre, ihm einen Streich zu spielen, durch den ich, wenn er gelänge, befreit werden könnte und den ich, wenn er nicht gelänge, für einen Scherz ausgeben würde. Wohlan, sagte ich zu mir, ich muß es versuchen; ich will meines Meisters Lehre befolgen! Sogleich stieg ich aus dem Bett, zog Strümpfe und Kleider an, ging hinaus und fing an, mich über große Übelkeit zu beklagen. Als ich sie aber beide in festem Schlaf fand, ergriff ich seine Hosen, nahm zwei Uhren und die Geldbörse heraus, griff nach des Mädchens Kleidern, Schuhen und Hut, legte sie in aller Geschwindigkeit an, packte meinen Männerrock und die Weste zusammen, schlug das Bettuch darüber und ging leise hinunter. Die Musikanten, die unten saßen und schliefen, weckte ich auf und sagte: „Meine Herren, hier schickt euch der Herr dort oben eine Guinee" (ich hatte sie aus seiner Geldbörse genommen); „ihr sollt jetzt heimgehen und morgen früh wiederkommen. Ich werde mich dann auch einfinden. Laßt uns gehen, damit wir seine Ruhe nicht stören!"

Sie waren gleich dazu bereit und gingen mit mir zum Garten hinaus, wobei ich an ihnen gute Wegweiser hatte. Sobald wir draußen waren, fragte der eine auf holländisch, wo ich hinwollte. Ich nannte ein kleines, eine Viertelstunde entferntes Dorf, dessen Namen ich wußte, und fragte den einen, der mir am betrunkensten schien, ob er

für ein Trinkgeld mein Begleiter sein wollte. Er bekam gleich Lust, mit einem Mädchen allein zu gehen — mit welcher Absicht, konnte ich mir leicht vorstellen —, nahm von den anderen Abschied und taumelte neben mir her. Da es heller Mondschein war, wollte er keine Laterne anzünden, jedenfalls damit ihn nichts bei seinem Vorhaben hinderte. Nachdem wir eine kleine Strecke gegangen waren, sagte er: „Komm, Liebchen, damit uns die anderen nicht nachlaufen, wollen wir diesen schmalen Weg hier gehen; er ist etwa fünfzig Schritte weiter, aber dafür ganz sicher, und sie werden nicht vermuten, daß wir ihn entlang gehen."

„Gut," war meine Antwort, „mir soll es recht sein, wenn wir nur nirgends gegenlaufen."

„Dafür bin ich doch Mann genug!" versetzte er, konnte sich aber kaum auf den Beinen halten. „Hier kommen wir bald an einen kleinen Graben, über den ich Euch schon hinüber helfen will; doch werdet Ihr mir dann auch einen Liebesdienst erweisen, und ich versichere Euch, ich bin ebenso leistungsfähig wie der Franzose."

Ja, dachte ich bei mir, laß dich nur die Lust nicht zu sehr ankommen, es wird schon anders Rat werden. Als wir nun an den Graben kamen, sagte er lachend: „An jener Seite wird es ein bequemes Lager geben," und packte mich getrost an. Ehe er es sich versah, bekam er einen Stoß, wie wenn ich ausrutschte, und zwar gerade an einer etwas tieferen Stelle. Er patschte tief hinein und zappelte mit Händen und Füßen.

Geschwind war ich hinüber und rief: „He, Freund, wo bleibt Ihr denn? Ich habe mein Paket verloren und kann den Rand nicht hinauf. Kommt mir doch zu Hilfe!"

„Gleich, gleich," sagte er, „ich kann nicht in die Höhe und habe außerdem Dreck in den Mund bekommen. Geduldet Euch nur ein wenig."

Ich hatte seinen Stecken genommen, ließ ihn zappeln, drückte mein Paket fest an mich und lief bei dem Mondschein fort, ohne zu wissen, wohin. Endlich kam ich an einen Hügel, der von dichtem Buschwerk umgeben war. Hier wird mein Nachtlager sein, sagte ich zu mir selbst. Sobald ich mir ein Plätzchen erwählt hatte, lauschte ich, ob sich irgendein Ton vernehmen ließe. Da ich aber nichts hörte, ließ ich diese Bekümmernis fahren und dachte über ein anderes Elend nach. Was wird wohl mein Franzose sagen, kam mir in den Sinn, wenn er aufwacht und das nackende Mensch ohne Kleider bei sich hat, ferner auch den Verlust seiner Geldbörse und seiner zwei Uhren gewahr wird? Das soll aber meine Sorge nicht sein; er hat es ja nicht anders haben wollen und muß nun am eigenen Leibe erfahren, daß auch kluge Leute betrogen werden können. Wo aber, dachte ich weiter, soll ich in diesem fremden Lande hin, da ich weder Sprache noch Weg kenne und die gefährlichsten Nachstellungen befürchten muß?

Mit solchen angstvollen Betrachtungen brachte ich einige Zeit zu, bis der Himmel sich von der aufgehenden Sonne zu röten begann. Nun aber über-

kam mich der Schlaf, dem ich nicht widerstehen konnte; ich machte mein Bündel auf, legte die Weste unter den Kopf und deckte mich mit dem Rock zu. Die Augen fielen mir zu und blieben in festem Schlaf eine starke Stunde geschlossen. Das Singen der Vögel weckte mich zu meinem Vergnügen auf, weil ich es für gefährlich hielt, hier länger zu verweilen, und doch wußte ich nicht, nach welcher Seite ich gehen sollte.

Da ließ mich das Schicksal unverhofft eine tröstliche Hilfe sehen. Denn als ich den schönen Purpur der jetzt voll hervorbrechenden Morgenröte mit meinem vom nächtlichen Schauder erblaßten Gesicht betrachtete, hörte ich plötzlich Menschenstimmen und fürchtete, irgendwelche Verfolger zu sehen. Doch wurde ich gleich darauf etwas ruhiger, denn ich sah eine vornehme Dame dahergeritten kommen, der ein bejahrter Mann und ein junger Kerl zu Pferde folgten.

Sie ritten unten an dem Hügel entlang und unterhielten sich in französischer Sprache, wodurch ich Mut bekam, mich sehen zu lassen. Sobald sie meiner gewahr wurden, rief die Dame dem jungen Bedienten zu: „Seht, wer da oben ist.“ Ich trat näher hinzu, die Tränen liefen mir über die Wangen, und mit weinender Stimme sagte ich auf französisch:

„Ach, Madame, ich bin eine verunglückte Person aus Bremen in Deutschland, die in dem neulichen großen Sturm bei Sandwich Schiffbruch gelitten und kaum das elende Leben gerettet hat.

Eine milde Hand in diesem Lande hat mir die Kleider hier zugeworfen und mich zu sich nehmen wollen. Ich bin die ganze Nacht irre gegangen und habe auf diesem Hügel meine Ruhestätte nehmen müssen; jetzt aber weiß ich nicht, wo ich mich hinwenden soll."

„Kommt sofort her," sagte sie, „ich will mich Eures Elends annehmen, wenn sich die Sache so verhält."

Bei diesen freundlichen Worten lief ich so schnell auf sie zu, daß ich beinahe gefallen wäre. Sie befahl dem Diener, abzusteigen und mich vor sich auf sein Pferd zu nehmen. Dann ritten wir nach Canterbury, das wir in etwa zwei Stunden erreichten. Als wir in ihrem sehr netten und sauberen Hause anlangten, wurde ich in eine feine Kammer geführt, in der ein wohlgemachtes Bett stand, damit ich einige Stunden ruhen und mich von dem beschwerlichen Nachtlager erquicken könnte, worauf man mir Essen und Trinken bringen würde.

Ich wollte nun überlegen, was ich auf Befragen über meine Person angeben sollte; kaum aber lag ich im Bett, da drückte mir der Schlaf unbemerkt die Augen zu und hielt mich gefangen, bis die Mittagsstunde kam und ich von verschiedenen Schritten geweckt wurde. Ich schämte mich des langen und nicht anständigen Schlafes, kleidete mich geschwind an und wartete, ob mich jemand rufen würde; dabei überlegte ich, was ich über meine Verhältnisse sagen sollte. Kaum war ich halb damit fertig geworden, als ein junges Mädchen

eintrat und mich fragte, ob ich zu Tisch kommen wollte. Da ich mir noch nicht einig war, was ich von mir berichten sollte, so bat ich sie, die Dame möchte die große Güte haben und befehlen, daß mir in meiner Kammer ein wenig Speise gereicht würde, weil ich mich von der gestrigen Anstrengung noch nicht recht erholt hätte. Sie ging hinaus, kam aber sehr bald wieder und sagte, ich möchte kommen, die Dame verlangte, mit mir zu sprechen.

Ich ging also ohne Widerspruch mit und fand einen wohlbesetzten Tisch, der meinem Appetit großes Vergnügen machte. Ich mußte neben der Dame Platz nehmen, und sie sagte mit freundlichen Worten: „Hier, Jungfer, ist das Herz bei den Worten, greift ohne Furcht und Scheu zu, sättigt Euch nach Belieben, und wenn das geschehen ist, bitte ich um Euren Bericht.“

Nachdem ich mich bereit erklärt hatte, ihrem Befehle nachzukommen, wurde das Gebet gesprochen und die Speisen vorgelegt. Bei der Mahlzeit wurde nicht viel geredet, um den Appetit nicht zu stören. Nach Schluß des Essens wurde wieder gebetet, und nun ging das Examen über meine Person und meine Verhältnisse an. Ich hatte genügend Zeit zum Überlegen gehabt, und mein Bericht war bald fertig.

„Ich bin,“ war meine Antwort, „die Tochter eines Ratsherrn in Bremen und heiße Christina Kulmas; meine Eltern sind früh gestorben und haben mir besonderer Umstände wegen nicht viel hinterlassen. Ein Bekannter nun hat mir mitgeteilt,

ein Vetter meines Vaters wäre nach London gegangen und dort zu großem Reichtum gelangt. Da er, wie er wußte, keine Kinder hätte, so würde ich ihm mit meinem Kommen eine große Freude machen und sicher von ihm an Kindesstatt angenommen werden. Seine eigene Reise dorthin und sein Versprechen, für mich zu sorgen, bis wir nach London kämen, machten mir Mut, diese Gelegenheit zu benutzen, in der Hoffnung auf kommendes Glück. Das Schicksal hat aber einen starken Strich durch diese Rechnung gemacht; denn ich weiß nicht, ob mein Reisegefährte bei dem Schiffbruch umgekommen ist oder sich gerettet hat. Überdies bin ich aller Mittel entblößt und weiß nicht aus und ein, kenne die englische Sprache nicht und habe niemanden, an den ich mich wenden kann."

Nach einigem Nachdenken tröstete mich die Dame mit folgenden Worten: „Mein liebes Kind, nach christlicher Schuldigkeit habe ich großes Mitleid mit Eurem harten Geschick. Doch seid ruhig; wenn, wie ich hoffen will, Eure Erzählung auf Wahrheit beruht, so soll Anstalt getroffen werden, den Vetter auszukundschaften, damit Ihr des erhofften Glückes teilhaftig werdet. Bis dahin sollt Ihr bei mir Unterkommen haben, wenn Ihr Euch als anständige Person aufführt. Die Natur hat Euch offenbar mit solchen Leibes- und Gemütsgaben versehen, die Euch angenehm machen, wenn Ihr sie wohl anwendet."

Als sie noch mit mir sprach, rief sie jemand, zu ihrem Sohn zu kommen. Ich blieb bis zu ihrer

Rückkehr allein, und mein Herz erquickte sich an der Liebenswürdigkeit dieser verständigen und christlich denkenden guten Dame. Sie nannte sich Jeane Hulsous, war eine Witwe von ungefähr fünfzig Jahren, wohlgebildet von Figur und Gesicht. Ihre Eltern und ihr Mann waren aus hohem Stande gewesen; sie hatte zwei Kinder, eine Tochter, die in Rochester verheiratet war, und einen unverheirateten Sohn, der bei ihr lebte.

Nach einer halben Stunde kam sie wieder zu mir und erzählte mir, ihr Sohn wäre aus Erregung krank geworden; vor zwei Tagen wäre er in einem nahen Flecken auf dem Jahrmarkt gewesen, wo ihm zweimal nacheinander die Uhr gestohlen worden wäre und ihn ein wahnsinniger Junge erschreckt hätte. Aus dem Grunde wäre sie selbst schon so früh unterwegs gewesen, um zu ihrem Sohne zu eilen.

Diese Geschichte hörte ich mit großer Verwunderung an; denn aus den Umständen mußte ich annehmen, daß dies der Herr war, dem der Filou, Herr d'Abord, den Possen gespielt hatte. Da ich die gestohlene Uhr bei mir hatte, so überlegte ich, ob ich sie ihm wiedergeben sollte.

„Madame," sagte ich, „bei meinem Unglück habe ich auf dem gestrigen Irrwege ein kleines Glück gehabt; ich habe nämlich eine Uhr gefunden. Da sie mir augenblicklich doch nichts nutzt, möchte ich sie Ihrem Herrn Sohn als Ersatz für die gestohlene anbieten."

„Ich verlange keinen Ersatz von Euch," sagte sie, mich ernsthaft ansehend; „laßt mich aber mal

die Uhr sehen; wenn sie gut ist, werde ich sie Euch abkaufen."

Sogleich kam ich damit zum Vorschein. Sie sah sie von allen Seiten an und ging damit zu ihrem Sohne. Nach knapp zehn Minuten kam sie wieder und rief voll Freude: „Meine geliebte Tochter, wie seid Ihr zu diesem Funde gekommen? Das ist die Uhr, die mein Sohn nach dem ersten Diebstahl gekauft hat und die der seinigen mit Ausnahme des Gehäuses ganz ähnlich ist. Er hat ein solches Vergnügen deswegen gehabt, daß sich seine Krankheit, wie es scheint, schon gegeben hat."

Ich gratulierte mir, ein schlechtes Werkzeug zu seiner Genesung zu sein, und sagte, ich wünschte nur das eine, daß er bald völlig gesund wäre.

„Die Uhr soll Euch reichlich bezahlt werden," sagte sie und drückte mir die Hände; „ich sehe, daß Ihr ein rechtschaffenes Gemüt habt, das nicht von niedriger Herkunft zeugt."

Darauf wurde mir ein bequemes Kämmerchen mit allen Annehmlichkeiten eingeräumt, wobei sie ihr Versprechen wiederholte, für mich zu sorgen, daß ich keine Ursache hätte, über Mangel zu klagen. Ich empfand darüber in meinem Herzen ein großes Vergnügen, denn ich bedachte, wie gnädig mich die Güte des Himmels geleitet hatte.

Das war jedoch nur eine kleine Rast meines Elends, und bald sollte ein noch härteres folgen. Nach kaum gekosteter Süßigkeit des Lebens mußte ich den Wermutbecher von neuem leeren.

Als sie ihre Geschäfte von mir riefen und ich

in meinem Zimmer saß, ergötzte ich mich über die Sache und sagte zu mir selbst: Das hätte ich mir wahrhaftig nicht träumen lassen, daß mich ein so betrüblicher Irrweg zu süßer Ruhe führen würde! So ist der verfluchte Kerl doch zu einem Werkzeug meines Glückes geworden, wiewohl er es sicher nicht gewollt und gewiß kein anmutiges Kompliment hinter mir her gemacht hat.

Die Dame bezeugte immer mehr Freundlichkeit und sagte, morgen würde ich ihren Sohn zu sehen bekommen. Zu meinem großen Vergnügen geschah das denn auch, und gleich beim ersten Anblick erkannte ich ihn wieder. Da er der französischen Sprache völlig mächtig war, begann er sogleich die Unterhaltung mit mir und vermehrte seiner Mutter Zusagen.

Schließlich wurde ich dann noch nach dem Inhalt meines Bündels gefragt. Ich behauptete, ich hätte es nebst dem Stock ebenfalls gefunden. Die Sachen wurden nun verkauft und mir von dem Erlös weibliche Kleidung angeschafft, wie sie von den vornehmen Damen damals getragen wurde.

Im Mai war ich hier angekommen, und nachdem ich kaum vierzehn Tage mich daselbst aufgehalten hatte, wurde ich schon als Freundin und liebe Hausgenossin behandelt. Die Dame nahm mich in ihrer Kutsche mit zur Kirche und auf Spazierfahrten, unterrichtete mich in allem, was ich nicht wußte, und ließ sich mein Wohl angelegen sein, wie wenn ich ihre leibliche Tochter gewesen wäre. Auch erlernte ich zu allgemeiner Verwunderung in

ganz kurzer Zeit die englische Sprache, so daß ich sie ohne Anstoß reden und darin antworten konnte.

Als der Herr merkte, daß ich auch italienisch verstand und im Lateinischen nicht ganz unerfahren war, nannte er mich nur die gelehrte Jungfer Kulmäs, wie er meinen angenommenen Namen aussprach. Zum Schein fragte ich seine Mutter einmal, ob sie sich nach meinem Vetter erkundigen wollte; darauf antwortete sie, solches wäre bereits geschehen; doch hätte sie noch keine Nachricht bekommen. Ich sollte nur guten Muts sein, sie würde schon alles richtig machen. Ich war damit zufrieden und wünschte nur, daß niemals mehr die Rede auf meinen sogenannten Vetter käme.

Die Freude über den anmutigen Aufenthalt dauerte ungefähr anderthalb Monate, da wurde aus den in meinen Sinnen so fest gegründeten Mauern die Zerstörung Jerusalems. Der Sohn fing nämlich an, mich mit verliebten Augen anzusehen, was ich mit betrübtem Herzen merkte; denn mir war nichts weniger im Sinne, als zu heiraten, zumal ich meine Umstände kannte und mir wohl vorstellen konnte, daß in diesem Falle eine genaue Untersuchung nach meinem Herkommen angestellt werden würde. Wenn nun in Bremen niemand von meinem Namen und Geschlecht etwas wußte, würde ich als Lügnerin dastehen und mit Schimpf und Schande weggejagt werden.

Gleichwohl konnte ich ihm seine Neigung nicht verwehren und noch weniger durch Selbstverrat davon befreien, wenn ich mich nicht in noch größere

Gefahr stürzen wollte. So mußte ich denn die Zuneigung dieses redlichen Herrn gegen meinen Willen ertragen. Als er mir einmal davon sprach, suchte ich ihn mit allen möglichen Entschuldigungen davon abzubringen; er ließ mich aber deutlich erkennen, daß ihn nichts davon abhalten könnte. Sobald seine Mutter etwas davon merkte, spürte ich sogleich, daß sich ihre Gewogenheit gegen mich veränderte, was mich in der Seele kränkte; ich war daher auf Mittel bedacht, sie wieder für mich zu gewinnen. Ihre Absicht war, ihn an eine gewisse Person in der Stadt zu verheiraten, wovon sie sich mehr Nutzen für ihn versprach. Wie sie sah, daß er auf seinem Willen bestand, wuchs ihre Eingenommenheit gegen mich zu meinem großen Kummer noch mehr.

Endlich mußte ihr Sohn gewisser Angelegenheiten wegen verreisen, was sie gewiß veranlaßt hatte; auf diese Weise fand sie ein Mittel, mich seinen Augen zu entziehen. Er nahm heimlich unter vielen Versicherungen seiner Treue von mir Abschied und tröstete mich mit seiner baldigen Rückkehr; er setzte hinzu, er würde seiner Mutter Herz schon lenken und alle Hindernisse aus dem Wege räumen; bis zum Tode würde ich dann die Genossin seines Glückes sein.

Kaum war er zum Stadttor hinaus, als die Mutter schon bereit stand, den Stein des Anstoßes unverzüglich aus dem Wege zu räumen. Sie kam mit freundlicher Miene zu mir und fragte, ob ich ihr nicht eine Gefälligkeit erweisen wollte, wodurch

sich ihre Gunst gegen mich nur vermehren würde. Ich stimmte selbstverständlich zu. „Ihr sollt,“ sagte sie, „zu meiner Tochter nach Rochester gehen und ihr etwas bringen, was ich niemand anderem anvertrauen möchte.“ Wenn ich auch ihre Absicht erriet und merkte, daß das Geschäft durchaus nicht von solcher Wichtigkeit war, wollte und durfte ich mich doch ihrem Verlangen nicht widersetzen. Ich nahm also ihren Auftrag mit großem Vergnügen an und fragte, wie ich nach Rochester käme. „Morgen früh,“ antwortete sie, „wird über den Stourfluß ein Schiff fahren, und dann sollt Ihr zur See sicher dorthin gebracht werden.“

Mir graute vor diesem Element und selbst vor der kleinsten Reise auf demselben, wenn ich an mein erlebtes Unglück dachte; ich ließ mir jedoch nichts merken und wartete ab, was kommen würde. Sobald der Tag anbrach, befahl sie mir, mich anzuziehen, versorgte mich mit allem für die Reise Notwendigen und gab mir jenen alten Mann als Begleiter mit, der an dem ersten Tage, wo ich sie kennen lernte, mit ihr geritten war. Wir kamen denn auch schließlich an die offene See, auf der wir dreißig englische Meilen fahren mußten, ehe wir an die Themse und nach Rochester gelangten. Die Fahrt ging glücklich vonstatten, so daß wir bei guter Zeit Rochester erreichten. Ich wurde in dem Hause sehr liebenswürdig empfangen; die Tochter meiner Gönnerin, Frau Duvens, war selbst zugegen. Ihr Mann war königlicher Zollkassierer und hatte noch andere Ämter. Sie stellte sich, als

ob sie von alledem, was ich auszurichten hatte, nichts wüßte; trotzdem merkte ich, daß es nur Blendwerk war und sie meinetwegen schon schriftliche Instruktion erhalten hatte, wie sich am anderen Tage denn auch herausstellte.

Ich wurde sehr gut bewirtet, und ihr Mann zeigte sich von ganz besonderer Freundlichkeit mir gegenüber. Am nächsten Morgen gab es ein Getränk, das die Schokolade noch übertraf, und auf dem Frühstückstisch standen die ausgesuchtesten Delikatessen. Wie wir so beisammen saßen, kam ein Herr ins Zimmer, der Frau Duvens fragte, ob ich die Person wäre, von der sie gestern zu ihm gesprochen hätte. Als sie das bejahte, sagte er: „Es ist mir lieb, einen so netten Reisegefährten zu bekommen." Dann fragte er mich, ob ich mit ihm nach London gehen wollte. Ich wußte nicht, was er eigentlich meinte, und fragte nur: „Wieso?" „Ich habe," versetzte er, „Euren Herrn Vetter ausgekundschaftet, Ihr werdet eine freundliche Aufnahme finden."

Nun wußte ich, woran ich war, und das Feuer trat mir auf die Wangen. Das sind ja wunderliche Dinge, dachte ich bei mir, dieser Mann hat einen Vetter gefunden, von dem weder ich noch sonst jemand auf der Welt etwas weiß, und der doch ebenso unsichtbar ist wie eine fette Kuh aus Pharaos Traum! Wiewohl ich nun hier die Unwahrheit deutlich merkte, mußte ich doch schweigen und Freude heucheln, wo ich am liebsten laut losgelacht hätte. „Heute nachmittag," fuhr er fort,

„wird ein Schiff abgehen, mit dem wir noch am Abend in London sein werden; Ihr könnt also vor Sonnenuntergang die prächtige Stadt und Euren Glücksstern darin aufgehen sehen."

Das Mittagessen wurde eingenommen und gleich danach alle Anstalten zur Reise gemacht; es kam mir wie ein Traum vor, wie geschwind alles vor sich ging und wie ich ohne Abschied von Canterbury entfernt wurde. Als ich deswegen mit Frau Duvens sprach, sagte sie, sie würde ihrer Mutter von allem berichten, und wenn ich dort etwas zurückgelassen hätte, würde es mir ganz sicher nachgeschickt werden. „Versäumt," setzte sie hinzu, „unterdessen Euer Glück nicht; es ist ein bekannter und redlicher Herr, auf den Ihr Euch verlassen könnt. Ich wünsche, daß Euch die Fahrt mit ihm zu Eurem Glück und Eurer Zufriedenheit ausschlägt." Alle diese Wünsche aber hatten nur leeres und ausgedroschenes Stroh in ihrem zerrissenen Beutel, aus dem weder Nahrung noch Kraft und Saft zu erhoffen war.

Die Flaggen und Wimpel wehten recht lustig auf dem Schiff, und er führte mich mit den süßesten Trostworten hinein, die wohl zu den Ohren eingingen, doch vom Herzen weit entfernt waren. Die eine Uhr nebst der Geldbörse und einigen Juwelen hatte ich als Nothelfer bei mir.

Etwa eine Stunde von London entfernt, bekamen wir einen starken Sturm, der das Schiff ungestüm hin und her warf, so daß wir die größte Gefahr befürchteten und die Mannschaft ihr

Äußerstes tat, an Land zu kommen. Die Heftigkeit des Windes hielt uns jedoch bis zum Einbruch der Nacht auf; endlich erreichten wir mit großer Mühe den Landungsplatz.

„Heute können wir," sagte mein Begleiter, „den Herrn Vetter nicht mehr aufsuchen, weil ich Bedenken trage, ihn noch so spät zu stören. Infolgedessen wollen wir für diese Nacht in einem Gasthof einkehren."

Gewiß, dachte ich bei mir, morgen werde ich ihn ja ebenso wenig sehen wie heute; mich soll nur wundern, was weiter kommen wird. Ich war mit seinem Vorschlag einverstanden, und wir kehrten in einer Vorstadt in dem Gasthof „Zur Wolke" ein. Hier erging es mir ganz leidlich; ich bekam meine eigene Kammer mit einem Bett, in dem ich mit großem Verlangen auf den nächsten Tag wartete.

Nachdem dieser endlich gekommen war und wir das Frühstück eingenommen hatten, bat er mich, eine Stunde auf ihn zu warten, da er nötige Geschäfte erledigen müßte; er würde mich sodann zu meinem Vetter führen. Trotz meines Unmuts mußte ich lachen, weil ich begierig war, diesen Vetter zu sehen.

Der gute Herr, mein Begleiter, der sich Thomas Fockley nannte und auf Anstiften von Frau Hulson es auf sich genommen hatte, mich von Canterbury zu entfernen, mochte wohl glauben, daß die Geschichte mit meinem Vetter auf Wahrheit beruhte, und hatte nur die Bekanntschaft mit

dem Vetter vorgespiegelt, um mich geschwind wegzubringen. Offenbar wollte er nun Nachfrage nach ihm halten und hatte deshalb wichtige Geschäfte zum Vorwand genommen.

Seine Rückkehr dauerte so lange, daß ich hinunter ging und nach ihm fragte. Wie ich unten mit der Wirtin deswegen sprach, kam ein etwa zwanzigjähriges, gut gekleidetes Frauenzimmer in Begleitung eines Jungen in den Gasthof und fragte, ob sie hier ein Unterkommen finden könnte. Die Wirtin bejahte es. Darauf wandte sie sich zu mir, machte eine artige Verbeugung und hörte mein Gespräch mit der Wirtin wegen des Fortbleibens des Herrn Fockley mit an. Nach einigen aus Höflichkeit gewechselten Worten fragte sie mich, ob ich hier fremd wäre. Da ich sie für eine anständige Person hielt, gab ich ihr Antwort. „Ist es Euch gefällig," sagte sie hierauf, „mit mir zu Mittag zu essen? Ich bin allein und sitze nicht gern in großer Gesellschaft, möchte aber doch die Zeit angenehm verbringen."

Ich erwiderte ihr, ich könnte nicht sagen, ob ich mich solange aufhalten würde, weil ich jeden Augenblick abgerufen werden könnte.

„So können wir uns doch wenigstens bis dahin unterhalten," versetzte sie; „ich warte auch hier auf eine Dame, die bald kommen wird und mit der ich wegen gewisser Angelegenheiten fortfahren will."

Nun konnte ich mich nicht mehr weigern und bat sie, in mein Zimmer zu kommen. Sie war

sehr gesprächig, und ich wunderte mich, wie sie englisch, französisch und deutsch durcheinander redete.

Die Zeit verging so schnell, daß es plötzlich Mittag war. Da sich mein Begleiter immer noch nicht einstellte, war ich genötigt, mit ihr zu essen. Sie wußte ihre Worte richtig zu gebrauchen und verstand es, alles, was sie wissen wollte, aus mir herauszulocken. Da ich keinen Verdacht hatte, ließ ich sie aus Zufall einige Goldstücke aus meiner Börse sehen. Unter anderen Gesprächen kam ich dann auch auf die Frage, ob sie, da sie in London bekannt wäre, einen Baron von Frimoldy kennte, der sich ungefähr zwei bis drei Monate hier aufgehalten hätte und ein junger Mann wäre.

Nach kurzem Besinnen sagte sie: „Oh, das ist ja der Herr, mit dem ich gestern in der Komödie war!" Darauf beschrieb sie ihn so genau, daß mir vor Freude das Herz im Leibe hüpfte.

„Ach, könnte ich ihn doch sprechen und erfahren, wo er ist!" rief ich. „Es ist ein naher Verwandter von mir."

„Dazu will ich Euch bald behilflich sein," versetzte sie. „Gleich nach Tisch will ich deswegen meinen Jungen hinschicken. Ihr sollt dann schnellstens von ihm hören."

Ich drückte ihr die Hand und sagte: „Ihr würdet mich zu größtem Danke verpflichten; ich werde Euch gern dafür meinerseits gefällig sein!"

„Das ist durchaus nicht nötig," antwortete sie; „wir haben Vergeltung genug in den Diensten, die wir einer anständigen Person in solchen Fällen

leisten, in denen uns die allgemeine Pflicht menschlicher Gesellschaft dazu treibt."

Wer war vergnügter als ich, wie ich solche Worte vernahm, und ich schätzte mich glücklich, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ehe der Morgen jedoch kam, hatte ich Ursache, sie zu allen Teufeln zu wünschen.

Die Zeit wurde mir lang, bis sie den Jungen fortschickte. Während einer kurzen Abwesenheit meinerseits hatte sie ihm wohl die nötigen Instruktionen gegeben und gerade, als ich wieder ins Zimmer trat, erteilte sie ihm den Befehl, was er ausrichten sollte, und zwar so laut, daß ich es hörte. Sehnsüchtig wartete ich nun auf seine Rückkehr, an der mir mehr gelegen war als an der meines Begleiters, weil ich wußte, daß er mir nichts Erfreuliches melden, jener aber zu meinem Glück viel beitragen konnte. Nach einer Stunde kam der Junge denn endlich mit freudigem Gesicht wieder und sagte, er wäre in dem Gasthof „Zum Rade" gewesen und der Herr Baron von Frimoldy erwartete mich.

„Nun könnt Ihr Euer Verlangen stillen," sagte sie freundlich.

„Und zwar ohne langen Aufenthalt," antwortete ich; „wir wollen den Wirt bezahlen."

Sie ließ nicht zu, daß ich auch nur einen Pfennig ausgab, obwohl wir in meinem Zimmer gegessen hatten. „Da Ihr doch," sagte sie, „eine Verwandte von dem Herrn seid, von dem ich schon viele Wohltaten genossen habe, würde es eine Unhöflichkeit

von mir sein; außerdem sind die Kosten doch wirklich nur eine Kleinigkeit.“ Das ist ja ein ehrenvolles Gemüt, dachte ich, und dann gingen wir miteinander fort.

Was List, Betrug und Ränke sind, hatte ich von Herrn d'Abord gehört und in der Praxis mit Staunen gesehen; nun aber bekam ich zu meinem großen Schaden und Jammer erst den richtigen Beweis davon und wurde zu spät des „Trau, schau, wem“ inne.

Mit aller Zuversicht und Freude ging ich neben ihr und wünschte nur, schon da zu sein. Unterwegs betrachtete ich unter ihrer Anleitung alle Sehenswürdigkeiten. Sobald wir in besagtem Gasthof ankamen, führte sie mich in ein schon bestelltes Zimmer und fragte, wo die bewußte Person wäre. Gleich darauf trat eine Weibsperson ein und fragte, wo wir uns solange aufgehalten hätten; die betreffende Person wäre mit dem Baron von Frimoldy nach dem Lustschloß Hamptoncourt gefahren, wo es einen Kampf zwischen einem Tiger und einem Bären mit wilden Stieren gäbe; wir sollten schleunigst nachkommen.

Es war mir unangenehm, daß wir uns unterwegs solange aufgehalten hatten; sie sagte aber, daran wäre nun einmal nichts zu ändern, nahm einen Wagen und befahl dem Kutscher, so schnell wie möglich zu fahren. Es ging zwar anfangs recht schnell; nachdem wir aber den halben Weg zurückgelegt hatten, brach ein Rad, und wir mußten Halt machen. „Was nun?“ sagte sie zu mir,

„wollen wir warten, bis ein neues Rad da ist oder den kurzen Weg zu Fuß gehen?“

Aus Begierde, den sogenannten Frimoldy bald zu sehen, wählte ich das letztere und überlegte schon, wie ich es anstellen sollte, daß er mich gleich erkennen würde, weil ich doch die männlichen Kleider abgelegt hatte; es schien mir am besten, ihn beiseite zu nehmen, wenn wir ihn getroffen hätten.

Zwei Stunden waren wir schon gegangen, und noch immer wurde kein Schloß sichtbar. Ich war ganz ermüdet und fragte, ob wir nicht bald da wären, Zeit und Weile würden mir lang und meine Füße wollten nicht weiter. Nun wurde sie ganz wütend auf ihren Diener und rief: „Canaille, wo führst du uns hin? Wenn du den Weg nicht weißt, warum hast du es nicht gesagt? Dann hätten wir einen anderen Führer genommen.“ Dabei stellte sie sich, als ob sie ihm mit einem spanischen Rohr, das sie trug, den Buckel bearbeiten wollte, und ich hatte alle Mühe, sie davon abzubringen, wofür mir der junge Spitzbube unter wiederholtem Händeküssen dankte.

Endlich kamen wir in einen Flecken und sie nötigte mich, mit in den Gasthof zu gehen, um eine kleine halbe Stunde auszuruhen. Nach einem Trunk klagte sie plötzlich über Übelsein und legte sich aufs Bett. Ich hatte Mitleid mit ihr und fragte, ob ich ihr irgendwie helfen könnte.

„Mir tut es Euretwegen leid,“ antwortete sie, „daß Euer Verlangen nicht eher gestillt werden

kann. Doch will ich meinen Bedienten hinschicken; ich bin sicher, sie werden sofort herkommen, wenn sie wissen, wo wir sind."

Als der Junge fort war, setzte ich mich an ihr Bett und bedauerte sie ihres Zustandes wegen. „Macht Euch deswegen keine Sorge, geliebteste Freundin," sagte sie; „es scheint schon etwas besser zu sein; doch möchte ich es mir nicht zumuten, heute noch weiter zu fahren oder zu gehen, damit ich nicht noch kränker werde. Wenn es Euch recht ist, wollen wir die Gesellschaft hier erwarten." Danach begann sie ein wenig zu schlafen, und ich wartete in süßer Hoffnung auf die Rückkehr des Jungen.

Gegen Abend kam er wie ein Hirsch angesprungen und sagte: „Seid getrost, sie werden bald da sein, sie wollen nur das Ende des Tierkampfes abwarten."

Meine Begleiterin tat auch, als ob sie sich darüber freute, stand auf und ermahnte mich, auch einmal zu trinken. Damit reichte sie mir einen Becher Apfelwein, der sehr gut schmeckte, aber bald eine schändliche Wirkung hatte, da sie offenbar ein Schlafpulver hineingetan hatte. Denn alsbald überfiel mich ein Schlafbedürfnis, dem ich trotz aller Anstrengung nicht widerstehen konnte.

„Zieht die Oberkleider aus," sagte sie, „und legt Euch zu mir aufs Bett."

„Nein," war meine Antwort, „wie würde das aussehen, wenn jene herkommen!"

„Mein Junge," versetzte sie, „soll vor die Tür treten und achtgeben; wenn wir dann noch schlafen,

wird er uns wecken, und Ihr werdet dann um so munterer sein."

Die Süßigkeit des Schlafes veranlaßte mich, ihr zu folgen; ich entkleidete mich bis aufs unterste Röckchen und legte mich neben sie. Es dauerte nicht lange, so lag ich im tiefsten Schlafe. Es kam mir vor, als ob sich jemand außer ihr in meiner Nähe befand, doch konnte ich nicht wach werden und blieb regungslos liegen. Das dauerte bis Mitternacht, wo ich durch ein großes Getöse aus meinem Schlummer geweckt wurde.

Ich wurde gepackt und so unsanft vom Bett gezogen, daß ich zitterte und bebte und statt der erwarteten angenehmen Gesellschaft gewissermaßen meine Henker vor mir sah, die bereit standen, mir den Schmuck der Diebesfesseln anzulegen.

„O Gott, was ist das? Wer ist hier?" schrie ich schlaftrunken in grausamer Angst. „Wo ist die Madame und der Herr Baron von Frimoldy?"

„Ha, du Canaille," rief ein Kerl neben mir, „was hast du für Schelmenpatrone und Damen, die dir helfen sollen? Fort, fort mit dir! Jetzt haben wir den Vogel erwischt, der uns nicht wieder wegfliegen soll; die Federn wollen wir ihm schon beschneiden, und das versprochene Trinkgeld wird uns zuteil werden."

„Ja," sagte ein anderer, „das ist genau die Kleidung, die da liegt!"

„Was wollt ihr von mir?" fragte ich, bitterlich weinend; „ich bin eine unschuldige Person, die niemandem etwas getan hat."

„Nun, das hänfene Halsband am Galgen wird die Unschuld schon bekannt machen,“ bekam ich zur Antwort, „das hast du mit deinen Diebeskniffen auch verdient.“

Ich hatte kaum soviel Zeit, um die hinterlassenen Kleider der Spitzbübin, die mich so gottlos angeführt hatte, umzutun. Dann wurde ich mit gebundenen Händen auf einen Karren gelegt und über Stock und Stein mit größter Eile fortgefahren, daß mir das Herz im Leibe bebte, zumal ich nicht begreifen konnte, wie mir geschah. Für die Nacht wurde ich in ein so düsteres Loch gesteckt, daß mir vor Angst und Grauen die Zähne klapperten. Sobald aber der Tag, den ich mit unbeschreiblicher Furcht erwartet hatte, anbrach, wurde ich auf diesem höllischen Triumphwagen nach London geführt und mußte daselbst in das berühmte Ehrenschloß Newgate spazieren, wo die Todesverbrecher ihr Endurteil zum Galgen, Beil oder anderem gewaltsamen Abschied aus dieser Welt erwarten.

Bei meinem Eintreffen lief viel Volk zusammen, und einige Leute riefen: „Ja, ja, das ist die Deutsche, die sich Kalmüse nennt.“ „Sie ist eine feine Pik-Pokette, eine artige, schöne Beutelabschneiderin,“ rief ein anderer; „wie wird ihr das Strickchen um den weißen Hals nett stehen, weil sie die Leute so artig zu fesseln und zu bestehlen gelernt hat!“ Zwischendurch kamen Steine und Dreckklumpen von den Gassenjungen geflogen, wodurch mir das Gesicht mit Blut und Kot besudelt

wurde, bis ich die Zelle erreichte und meinen schreckensvollen Ruhesitz bekam.

Es war der 24. Juli, als das geschah, und bald darauf sollte mein Verhör vor sich gehen. Als der Kerl, der mir etwas zu essen brachte, hineinkam, beklagte ich mein Elend mit bitteren Tränen und sagte, ich wäre gar nicht die Person, für die man mich hielte; ob er nicht Herrn Thomas Fockley kennte? Der würde sagen können, wer ich wirklich wäre. Er sperrte das Maul auf, sah mich an und gab zur Antwort, er kennte den Herrn nicht, und außerdem würde ich bald zum Verhör kommen. Hierauf fragte ich, ob er den Baron von Frimoldy kenne. Auch von dem wollte er nichts wissen und ging wieder hinaus.

Der St. Jakobs-Tag wurde mit vieler Pracht begangen wegen des Namenstages des Herzogs von York, des Bruders des Königs. Es hatten sich jedoch viele Mißvergnügte unterstanden, allerlei Schmähworte auszustoßen, ja sich sogar an den Gutgesinnten zu vergreifen; infolgedessen waren verschiedene Leute beim Kragen genommen und in den Palast, in dem ich saß, gebracht worden. Einer, der wohl der Rädelsführer war, wurde in die Zelle nebenan von mir gesetzt, so daß ich ihn durch die Wand hören konnte. Da er glaubte, ich wäre einer von seinen Kameraden, rief er mir zu, wenn ich ein rechter Engländer bleiben wollte, so sollte ich mich nicht fürchten, wenn ich vorgeführt würde, sondern mich beherzt und standhaft zeigen, es würde sich schon alles finden. Dabei stieß er die

verwegensten Schmähworte gegen den Herzog von York und den König aus, was mich veranlaßte, dies dem Kerl, der mir mein Essen brachte, zu melden. Der Aufrührer hatte schließlich einen Stein aus der Mauer gebrochen, so daß er zu mir hindurchsehen konnte. Da es Nacht und ich eben eingeschlafen war, kam mir sein Geschrei so unvermutet in die Ohren, daß ich mit Schrecken auffuhr und in einen dem Wahnsinn ähnlichen Zustand geriet, der bald ein heftiges Fieber nach sich zog.

Am nächsten Tage sollte ich verhört werden; weil ich denen, die mich abholten, wunderliche Antworten gab, sagte der eine: „Stellt Euch nur närrisch, man wird Euch das schon austreiben." Darauf packten sie mich und schleppten mich vor den Richter. Bei meinen verkehrten Antworten schüttelte er den Kopf und sagte: „Was soll ich mit diesem Weibsbild tun? Sie sucht mich zu äffen?"

„Die Zuchtpeitsche," versetzte der Schreiber, „wird die Verstellung schon wegbringen."

„Man muß," erwiderte der Richter, ein offenbar ehrlicher und gewissenhafter Mensch, „die Person durch einen verständigen Arzt untersuchen lassen, ehe man ein Urteil fällt, das hernach von jedem Vernünftigen getadelt werden kann." Darum befahl er, mich wieder in meine Zelle zu bringen.

Bald darauf fand sich ein junger Arzt bei mir ein, der den Ruhm für sich in Anspruch nahm, die im Kopf Verrückten kurieren zu können, die Narrenkur aber an sich selbst sehr nötig hatte. Nachdem

er mich eine Weile angesehen und einige Worte mit mir gewechselt hatte, sagte er: „Ei, das will ich gleich prüfen!“ Mit diesen Worten griff er nach meinem Busen, um mit anmaßender Frechheit ein medizinisches Klavier zu spielen. Für seine ärztliche Bemühung versetzte ich ihm aber eine derbe Ohrfeige und sagte: „Du unverschämter Kerl, hast du eine Prinzessin von Holstein, und noch dazu eine aus königlichem Hause, so zu behandeln?“ (Solche Phantasie war mir eben in den Sinn gekommen.) „Habe Respekt vor mir oder ich will dich neben mich an den Galgen hängen lassen; wenn ich am Halse hänge, sollst du mit den Beinen oben sein, damit du es lernst, dich vor mir zu demütigen.“ Solche abenteuerlichen Redensarten sind mir noch im Gedächtnis geblieben, wenn ich auch damals wirklich nicht bei richtigem Verstande war. Er wußte nicht, wie ihm geschah, zog die Hand zurück und sagte wütend: „Was? Die Canaille soll närrisch sein? Mit der Karbatsche soll sie kuriert werden, dann wird sie schon anders reden lernen!“ Darauf ging er hinaus und wollte keine andere Probe versuchen. Die Krankheit wuchs aber bei mir, was ein anderer Arzt, der beim Pulsfühlen bescheidener war, bald merkte, worauf er alle harte Behandlung verbot.

Vierzehn Tage brachte ich so zu, genoß nur wenig Speise und erhielt mein Leben durch Wasser und Arznei. Da der Wahnsinn aber nicht nachlassen wollte, wurde ich bis zur Wiedererlangung meines Verstandes in ein Narrenhaus gesetzt. Hier

bekam ich sehr bald wieder Appetit, und in kurzer Zeit wurde auch mein Verstand wieder klar. Die Besserung diente jedoch zu nichts anderem, als daß ich wieder nach Newgate gebracht wurde und meinen Prozeß erwartete. An dem Morgen aber, an dem der Prozeß verhandelt werden sollte, setzte mich ein über die Stadt London hereinbrechendes Verhängnis wieder in Freiheit. Am 2. September 1666 nämlich brach in später Nacht eine furchtbare Feuersbrunst aus, die durch den herrschenden Wind so überhand nahm, daß fast alle Rettung vergeblich schien. Die Flammen hatten die Packhäuser ergriffen, in denen Öl, Pech, Schwefel und andere das Feuer vermehrende Stoffe in großer Menge aufbewahrt wurden, wovon der Brand bis zu den Wolken aufstieg und alles in Angst und Schrecken versetzte. Das Getümmel, Trommeln, Lärmen und Furchtgeschrei von Tausenden von Menschen war fürchterlich. Nun wurden auch die Gefängnistüren geöffnet, weil das Feuer immer mehr um sich griff. Kluge und Narren liefen durcheinander, und es hörte jedes Aufpassen auf die Gefangenen auf.

Dadurch wurde ich auch frei. Als sich der Tumult mehrte, fing ich zum Schein an, stark zu phantasieren und kroch in einen Winkel, als ob ich mich dort verstecken wollte. Ehe es sich aber einer versah, war ich wieder hervor und lief schnell die Treppe hinab und kam aus dem Hause und unter das Gedränge auf den großen Markt. Wie ein verirrtes Schaf schweifte ich nun in der weiten Stadt

herum. Als der Tag anbrechen wollte, ersah ich die Gelegenheit, einige Männerkleider, die von dem wütenden Volk unter die Füße getreten waren, zu erwischen, ging beiseite, legte sie in aller Eile an, warf die Spitzbubenlumpen, die mich in so große Not gebracht hatten, von mir und überlegte, was nun zu tun wäre. Viele von den Einheimischen und Fremden begaben sich aus Angst auf die an der Themse liegenden Schiffe, was ich mir auch zunutze machte, unter dem Vorgeben, ein Fremder zu sein, der sein Gepäck aus dem brennenden Gasthof nicht hätte retten können. Ein langes Examen wurde nicht angestellt, ein jeder beklagte sein und der anderen Unglück. Da ich nun sagte, ich wollte gern nach Holland, wo ich Bekannte hätte, von denen ich Hilfe bekommen würde, wurde ich ohne Bezahlung in ein solches Schiff aufgenommen, das am frühen Morgen nach Dortrecht abging. Der Schiffer und andere Passagiere waren sehr mitleidig gegen mich, reichten mir Speise und Trank und gaben mir sogar Geld. Der Wind war uns günstig, und wir erreichten unseren Bestimmungsort sehr schnell. Nachdem wir ausgestiegen waren, kehrte ich mit etlichen anderen in dem „Kastell von Antwerpen" ein und bat um ein Plätzchen, wo ich einige Stunden allein ruhen könnte.

Dies wurde mir gewährt, und ich fiel vor Müdigkeit auf ein mit einer Matratze belegtes Bett, wo ich über meinen Zustand nachdenken wollte. Der Schlaf kam mir jedoch zuvor und beruhigte die gestörten Sinne vier Stunden lang. Bei

meinem Erwachen fühlte ich mich an allen Gliedern wie zerschlagen und bekam ein fürchterliches Zittern. Ach, wie wird es mir ergehen! dachte ich unter Seufzen; wenn ich nur nicht hier krank werde! Aller Mittel, etwas kaufen zu können, bin ich beraubt, mein Geld, meine Juwelen und was ich sonst an Wertsachen gehabt habe, alles ist durch die verfluchten Diebeshände weggekommen An einem fremden Orte bin ich, mein Geschlecht muß ich verhehlen, und doch kann es leicht entdeckt werden und mich in neues Elend bringen.

In meiner Betrübnis sah ich mich nochmals nach dem Bett um, meine quälenden Grillen durch neuen Schlaf zu verscheuchen. Lange hatte ich noch nicht gelegen, da kam die Wirtin herein, eine ansehnliche und verständige Frau. „Freund," redete sie mich an, „was macht Ihr da? Warum geht Ihr nicht in die große Gaststube, wo eine Anzahl Fremde versammelt sind, die Euch in Eurem Unglück vielleicht helfen können!"

„Ich schäme mich," war meine Antwort, „jemanden um Hilfe anzusprechen; ich habe das noch nie getan, und es fällt mir außerordentlich schwer, damit den Anfang zu machen."

„Nun," erwiderte sie, „vielleicht seid Ihr auch noch nie in solchem Unglück gewesen; bei einer derartigen Gelegenheit darf man schon um Hilfe bitten; ich will selbst ein gutes Wort für Euch einlegen, daß Ihr kein gewöhnlicher Bettler seid. Es werden sich schon edeldenkende Gemüter finden, die es Euch nicht übelnehmen."

Mir war das zwar sehr zuwider, doch wollte ich ihr Anerbieten nicht ausschlagen und ließ mich bereden, mitzugehen. Es waren eine ganze Menge Leute versammelt, die verschiedene Gespräche führten; am meisten war natürlich von dem Londoner Brand die Rede, von dem einige Neuangekommene berichteten; er wäre bei ihrer Abfahrt noch fürchterlich und alle Mittel, ihn zu löschen, wären vergeblich gewesen.

Nun nahm die Wirtin das Wort und sagte, ich hätte als Fremder das Meine auch dabei eingebüßt und wäre des Mitleids würdig, denn sie hielte mich für einen braven und anständigen Menschen. Die Anwesenden zeigten sich denn auch sehr gütig und beschenkten mich reichlich. Unter anderen waren zwei Hamburger Kaufleute da und ein dänischer Edelmann, die sich ganz besonders meiner annahmen und wofür ich ihnen meinen Dank aussprach.

An einem Tisch saß ein kaiserlicher Offizier, der sich für einen Major ausgab, mit zwei Kerlen, ein Branntweinglas vor sich, dem er offenbar redlich zugesprochen hatte. Der eine Arm war auf den Tisch gestemmt, und sein Kopf ruhte in der Hand. Weil er es nun den anderen an Freigebigkeit nicht gleichtat, ermahnte ihn die Wirtin, mir auch eine Freundlichkeit zu erweisen. Statt dessen fing er aber mit rauher Stimme, wie wenn er ein ganzes Regiment Soldaten kommandierte, zu schreien an: „Was bist du für ein Kerl? Hast du nicht Lust, Soldatendienste zu tun? Dann

brauchst du nicht zu betteln und kannst deinen Unterhalt bekommen!"

Mich verdroß sein brutales Benehmen und daß er mich behandelte, wie wenn ich schon ein angeworbener Soldat wäre; ich sah ihn daher über die Schulter an. Doch mochte ich mich meiner Umstände wegen nicht mit ihm in einen Wortwechsel einlassen und überging seinen Zuruf mit Stillschweigen. Weil er nun glaubte, dies geschähe, wie es auch tatsächlich war, aus Verachtung, so fing er voll Zorn mit vom Suff hervorquellenden Augen an: „Du Hundsfott, kannst du nicht antworten? Hast du keinen Respekt vor einem kaiserlichen Stabsoffizier?"

„Wer hat Euch Ursache zum Schimpfen gegeben?" versetzte ich. „Ich habe doch nichts von Euch gewollt, und nur die Wirtin hat ein gütiges Wort für mich eingelegt. Ihr mögt Euer Geld behalten und es lieber in Branntwein anlegen. Ich begehre Eure Dienste nicht; wenn es mich nach etwas gelüstet, werde ich es schon anderswo bekommen."

„Canaille," fuhr er ganz unverschämt auf, „wenn du die kaiserlichen Dienste verachtest und einem Stabsoffizier so begegnest, soll dich auf der Stelle der Blitz treffen!" Damit griff er nach seinem Stock.

„Regt Euch nicht so auf," versetzte ich, „wo habt Ihr die Vollmacht herbekommen, in anderer Herren Lande Leute, und zwar auf so grobe Manier, anzuwerben? Ihr mögt ein Stabsoffizier

oder ein Landsknecht sein, mir habt Ihr nichts zu befehlen! Ihr wißt ja gar nicht, wer ich bin!"

Die anderen Gäste hatten den Prahler mit Verdruß angehört und wunderten sich über meine Keckheit. Die Wirtin aber legte sich ins Mittel und sagte, es wäre hier nicht erlaubt, die Leute so unmanierlich anzureden; wenn er nicht Unannehmlichkeiten haben wollte, sollte er etwas vorsichtiger sein. Zum Wohltun würde ihn niemand zwingen, wenn er nicht freiwillig etwas geben wollte. Jedenfalls dürfte man einem vom Unglück betroffenen Menschen nicht so begegnen.

„Was, Sapperlot," rief er nun ganz wütend, „das bin ich nicht gewöhnt, mich von einem solchen Hundekopf anbellen zu lassen! Solche Bestien müßte man mit dem Stiefel zertreten, daß die Lumpen an den Sporen hängen bleiben und sie sich unter einem zu Tode krächzen!"

„Tut anderswo, was Ihr wollt und dürft," versetzte die Wirtin, „haltet aber gefälligst hier bei mir Frieden."

Er hörte aber nicht auf sie, rief seine beiden Kerle, und als sie nicht gleich kamen, wollte er seine Großmut selbst sehen lassen; er ergriff seinen Stock und wollte mir damit eins über den Kopf versetzen. Wenn er richtig getroffen hätte, würde mein Schädel gewiß gekracht haben; so aber wurde der Schlag von der Wand, an der ich saß, aufgehalten.

Im gleichen Augenblick aber, wo er zuschlug, riß ich ihm den Degen von der Seite, und es folgte dem Schlag ein Stoß, daß er zurücktaumelte,

Flasche und Glas vom Tisch warf und einen entsetzlichen Schrei ausstieß. Ich hatte ihn dicht unter der Brust in die linke Seite getroffen, so daß das Blut der Wirtin ins Gesicht und den anderen Gästen auf die Kleidung spritzte. Nun entstand natürlich großer Lärm deswegen. Mich befiel eine furchtbare Angst, und ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Plötzlich kamen mir seine Kerle auf den Hals und drohten mir mit den schrecklichsten Flüchen, mich in tausend Stücke zerreißen zu wollen. Sofort ergriff ich den vorher fortgeworfenen Degen und bewillkommnete den ersten, der mir nahe kam, mit einer geschwinden Wendung, daß er ebenso stürzte wie sein Herr. Ehe sich der andere recht besinnen konnte, war ich ihm auf dem Hals und schlug mit dem Degen um mich, daß ihm die rechte Hand gelähmt und sein Gesicht von der Nase bis zum Kinn aufgespalten wurde. Dies alles geschah so schnell, daß ihm niemand Hilfe bringen konnte.

Der dänische Edelmann, namens Daniel von Ramsör, schlug die Hände zusammen und sagte: „Ich bin soviel gereist, mein Lebtag aber habe ich nicht solche Tapferkeit von einem jungen Menschen gesehen! Das ist ja ein ganz toller Kerl und so fix wie ein Vogel im Flug. Der ist wert, in rechtschaffene Dienste, aber auf nicht so grobe Manier, genommen zu werden!"

Als alles vorbei war und ich ein wenig zur Besinnung kam, fing ich am ganzen Körper zu zittern an. Die Hamburger Kaufleute bemerkten es, und einer von ihnen rief: „Heda, Freund, seid nicht so

erschrocken, Ihr seid dazu gereizt worden; wir werden Zeugnis für Euch ablegen."

„Warum," sagte der Däne, „hat der Großtuer es nicht anders haben wollen! Wollt Ihr zu mir halten," fuhr er fort, sich an mich wendend, „so will ich mein möglichstes tun, daß es zu keiner Weitläufigkeit für Euch kommt."

„Was wollt Ihr mit mir machen?" fragte ich bestürzt.

„Ihr sollt in meines Königs Dienste treten," antwortete er, „zu Wasser oder zu Lande, wie es Euch beliebt; aber nicht als gemeiner Soldat, dafür verpfände ich Euch meine Ehre. Ich kann etwas für Euch tun!"

Die Angst preßte mir ein „Ja" heraus, unter der Bedingung, daß er sein Versprechen auch halten würde.

„Ich will unverzüglich an unseren Gesandten im Haag schreiben," erwiderte er, „und ihn unter näherem Bericht aller Umstände um seine Fürsprache bitten. Ich bin überzeugt, er wird es mir zuliebe tun."

So mußte ich mir diese Veränderung gefallen lassen, da ich keine andere Rettung für mich sah und andernfalls ein langwieriges Gefängnis zu befürchten hatte. Das Lärmen der Verwundeten wegen dauerte noch an, und es wurden Ärzte geholt, die die Verwundung des Majors und seines einen Soldaten für sehr gefährlich hielten.

Der Däne ließ sich ein eigenes Zimmer geben, in das er mit mir ging. Bald darauf aber bekam

er den Befehl, mich auszuliefern oder gewärtig zu sein, daß man mit Gewalt dazu schreiten würde. Der Däne und die Hamburger Kaufleute hinterlegten nun für mich bei einem Dortrechter Kaufmann eine Kaution von fünftausend Gulden und veranlaßten, daß sofort acht Zeugen gehört wurden, die alle für mich gut aussagten. Inzwischen kam auch die gewünschte Erklärung von dem dänischen Gesandten. Da die Wunden nach gehöriger Untersuchung nicht für tödlich gehalten wurden, wurde ich endlich nach vierzehn Tagen aus meinem Hausarrest entlassen und konnte nun mit Herrn von Ramsör die Reise fortsetzen.

Als er nach meinem Vaterland und Herkommen fragte, gab ich zur Antwort, ich wäre aus Marienburg in Polnisch-Preußen gebürtig, in früher Jugend aber schon nach Ostfriesland gekommen. Weil ich mich mit einem Vetter, der mir befehlen wollte, nicht hätte vertragen können, wäre ich schon vor etlichen Jahren auf Reisen gegangen; in London hätte ich mein eben empfangenes Geld und alles Gepäck verloren. Als Namen nannte ich Jakob Wetterfeld. Damit war er zufrieden, rühmte meinen Mut und meine Geistesgegenwart, die mich sicher zu Ehren bringen würden. Auf seine weitere Frage, ob ich lieber zu Wasser oder zu Lande Dienste tun möchte, antwortete ich, darüber würde ich mich in Kopenhagen entscheiden. Ich war nämlich durchaus noch nicht entschlossen, bei ihm zu bleiben, schon allein meines Geschlechts wegen.

Vor der Abreise ließ mir der Däne einen neuen blauen Rock mit silbernen Knöpfen machen; ich bekam ihn am 19. September, meinem achtzehnten Geburtstage. „Haltet Euch, Monsieur," sagte er zu mir, „als braver und redlicher Kerl; die Reise soll Euch dann schon nicht gereuen; Ihr gefallt mir. Ehe wir aber Holland verlassen, muß ich noch nach dem Haag und mich bei dem Königlichen Gesandten melden."

Dieser Vorschlag war mir wenig angenehm; denn sobald ich nur das Wort Haag hörte, erinnerte ich mich an das, was ich dort auszustehen gehabt hatte. Trotzdem wußte ich nicht, wie ich die Reise dorthin ablehnen sollte. Endlich fand ich eine Antwort und sagte: „Mein Herr, wenn die Reise nach Island auf den Walfischfang gehen würde, wollte ich Euch gern Gesellschaft leisten; im Haag aber habe ich, ehe ich nach London kam, zwei unangenehme Erlebnisse gehabt, die mir den Ort, so schön und nett er auch ist, recht verhaßt machen."

„Oh, macht Euch deswegen keinen Kummer," versetzte er, „ich werde schon alles für Euch tun."

Zu meinem Glück lief die Nachricht ein, der Gesandte wäre vom Haag nach Amsterdam gegangen, wir sollten dorthin kommen.

Wir langten glücklich in Amsterdam an und nahmen nicht weit vom Rathaus, im „Roten Anker", Quartier. Ich spürte vom ersten Augenblick an große Angst, sagte es meinem Begleiter und bat ihn, sich hier nicht lange aufzuhalten, weil ich eine üble Ahnung hätte.

„Das ist Einbildung," antwortete er, „macht Euch doch nicht selbst ängstlich!"

Wir erfuhren, der dänische Gesandte hätte sich nach Leyden begeben und würde erst in einigen Tagen zurückkommen. Trotz meines Ärgers konnte ich nichts dagegen tun, weil ich von meinem Begleiter abhängig war. Mein Wunsch war aber, weit weg zu sein und in stiller Einsamkeit zu leben. Am nächsten Tage wollte er mir die Sehenswürdigkeiten der weltberühmten Stadt zeigen. Ich hatte keine Lust, mitzugehen, und entschuldigte mich mit ungewöhnlich melancholischem Zustande; doch half keine Ausrede, er sagte ganz einfach: „Wetterfeld, ich lasse Euch nicht von mir!" So mußte ich ihn doch begleiten.

Er sparte keinen Aufwand, seine Neugier zu befriedigen, und ging mittags mit mir in ein Spielhaus. Wir speisten hier in Gesellschaft verschiedener Personen, die sich sehr vornehm bewirten ließen. Unter anderen war auch ein Franzose anwesend, der viel von sich sprach und bei Tisch das große Wort hatte. Da kamen denn hohe Staatsangelegenheiten, fremde Länder, Galanterien und sonstiges aufs Tapet. Nach Tisch lud er Ramsör zu einem Spiel ein, der sich auch gleich zu meinem großen Mißvergnügen mit ihm hinsetzte. Zunächst ließ ihn der französische Aufschneider mehrmals gewinnen; dann aber nahm er zu allen möglichen Kniffen seine Zuflucht und zog ihn derartig aus, daß seine wohlgespickte Börse gänzlich geleert wurde und er noch von einem Be-

kannten Geld leihen mußte. Wie er sich von allem entblößt sah, rief er mich und sagte: „Wetterfeld, versucht Euer Heil; vielleicht glückt es Euch, an meiner Stelle Revanche zu finden."

Ich wollte mich keinesfalls bereden lassen, mein als Almosen erhaltenes Geld einem solchen Halunken in den Rachen zu werfen. Ramsör ließ mir aber keine Ruhe und sagte, er käme für meinen Verlust voll auf. Der Franzose reizte mich, bis ich mich endlich zum Spiel mit ihm hinsetzte, unter der Bedingung, daß ich aufhören könnte, wann ich wollte, ganz gleich, ob ich verspielt oder gewonnen hätte. Obwohl ich nun weder Geschick noch Übung darin hatte, war mir das Glück über Erwarten günstig, so daß sich der große Kartenmeister wunderte und seine Spielweise verschiedene Male änderte. Wie er es aber auch anfing, er konnte mit seinen Streichen nichts ausrichten. In kurzer Zeit hatte ich über tausend Taler in Gold und Silber vor mir liegen, worüber Herr von Ramsör ein großes Vergnügen hatte, weil sein Verlust durch mich dreifach ersetzt war; er winkte mir mehrmals, ich sollte aufhören.

Der Franzose dagegen, der sich Monsieur de Vacroix nannte, biß vor Wut die Zähne auf einander, rückte den Hut auf dem Kopf hin und her und zeigte deutlich seinen Ärger. Er fluchte und rief: „Und wenn ich mein Hemd verliere, bis Mitternacht wird gespielt."

„Es steht bei mir," versetzte ich, „wie lange gespielt wird! Wißt Ihr nicht mehr, was wir zu Anfang ausgemacht haben?"

„Ah, monsieur Allemand," brüllte er wütend, „wollt Ihr mir mit den Karten keine Satisfaktion geben, so werde ich sie mir auf andere Weise verschaffen, wenn Ihr kein poltron seid," wobei er auf seinen Degen wies. Von seinen Fechterstreichen und Ritterkämpfen hatte er schon bei Tisch gesprochen, als wenn alle sonstigen Kavaliere nur Schulbuben wären.

Ich bekam es mit der Angst, weil ich von anderen Gästen tatsächlich gehört hatte, er hätte schon etliche Duelle gehabt, und ich wünschte, ich hätte sein Geld nicht gehabt. Doch verließ ich mich auf meine gerechte Sache und antwortete ihm: „Monsieur, das Wort poltron hat nicht in Deutschland, sondern in Frankreich seinen Ursprung; ich kann aber Euer Benehmen nicht für fein halten, daß Ihr das verspielte Geld mit dem Degen wiederholen wollt und Eure zugestandene Bedingung so unschön widerruft."

„He, sans façon," fuhr er fort, „Ihr habt nicht richtig gespielt!"

„Monsieur Franzos," mischte sich Herr von Ramsör in unsere Unterhaltung, „nehmt Euch mit Euren Worten in acht; mein Gefährte hat ganz reell und richtig gespielt; ich habe auch nichts gesagt, als mir der Beutel gefegt wurde."

Der Franzose warf die Karten hin, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß das vor mir stehende Glas Wein umgeschüttet wurde, und sagte auf französisch: „Der Blitz treffe die deutschen Hunde! Was will denn übrigens dieser dänische Schandbube?"

Herr von Ramsör entfärbte sich bei diesem Kompliment, mochte aber nichts erwidern, weil er den Kerl für einen großen Helden hielt. Mir aber kam die Galle hoch, ich konnte mich nicht mehr halten und machte ihm ohne langes Besinnen ein Gegenkompliment, nicht mit Worten, sondern mit dem Weinglas ins Gesicht, daß ihm der Wein samt dem aus einer Stirnwunde hervorquellenden Blut übers Gesicht und die Brust lief. Nun wurde es erst ganz richtig; der ritterhafte Fechter wurde ganz rasend und schrie: „He, Canaille, masette, méchante! Hier darf kein Tropfen von deinem vermaledeiten deutschen Blut wegkommen, die Hunde sollen es auflecken!"

Schnell sprang ich auf und lief zur Tür. „Du sollst mir schon nicht entwischen," rief er hinter mir her, mit dem entblößten Degen in der Faust. An der Saaltür drehte ich mich plötzlich um und gab ihm eine mächtige Maulschelle; er stand starr da, und ich hatte Zeit, den Degen zu ziehen. Ramsör und verschiedene andere kamen herbeigelaufen, den Ausgang, den sie für mich für unglücklich ansahen, abzuwarten und mir nötigenfalls zu helfen. Die Zuschauer waren aber noch nicht auf ihren Plätzen, als er schon von mir einen Stoß bekommen hatte, daß er dem einen holländischen Kaufmann rückwärts in die Arme fiel, röchelte und zu Boden sank.

„Donnerwetter!" rief der Holländer; „was hat der Wetterfeld gemacht? Das hätte ich ihm niemals zugetraut." Die anderen standen erstaunt

da und wußten nicht, was eigentlich geschehen war. Einer aber rief mir zu: „Freund, macht, daß Ihr schnellstens fortkommt, damit man Euch nicht festnimmt. Die Sache kann übel für Euch auslaufen, der Franzose stirbt!“

Der die Worte mir zurief, war ein Schweizer; er meinte es gut mit mir und brachte mir mein gewonnenes Geld, das noch auf dem Tische gelegen hatte, heraus, schüttete es in meinen Hut und gab mir den Weg an, wie ich hinten hinaus mich davonmachen könnte.

Ich durfte mich nicht lange besinnen; der Däne wollte mit mir reden, ich hatte aber keine Zeit, fand gleich den richtigen Weg und kam zu meinem Glück unter einen Haufen streitender Fischer und Bootsknechte; bei dem allgemeinen Getümmel wischte ich mit dem Vorgeben durch, ein Junge wäre mir mit einem Paket durchgebrannt, ich fragte auch, ob ihn niemand gesehen hätte. Niemand wollte und konnte mir antworten, und ich ging aufs Geratewohl vorwärts, bis ich an die See kam, wo täglich eine Menge Schiffe ankern. Ich sah mich verwirrt um, denn ich wußte nicht, was ich nun anfangen sollte. Da sah ich ein kleines Schiffchen, das eben vom Ufer abstoßen wollte, und fragte den Schiffer, wo er hinführe. „Nach Beverwyk!“ war seine Antwort. „Ei, das ist mir lieb,“ versetzte ich; „wollt Ihr mich gegen gute Bezahlung mitnehmen?“

Der Handel war sofort gemacht, weil ich ihm geben wollte, was er verlangte, und ihm noch ein

Trinkgeld versprach. Ich stieg also ein, und wenn auch das Schiffchen auf dem Wasser hin und her schwankte, daß mir angst und bange wurde, erreichten wir doch ohne Schaden unseren Bestimmungsort.

Sobald ich einen Gasthof gefunden hatte, legte ich mich zu Bett und hielt etliche Stunden Ruhe. Dann stand ich auf und aß etwas, wobei ich überlegte, wie ich nun weiterkommen könnte, weil ich hier doch nicht hoffen durfte, gegen Nachforschungen sicher zu sein. Es tat mir nur leid, daß ich Herrn von Ramsör, der soviel Gutes an mir getan hatte, verlassen mußte; doch war dem Schicksal nicht zu widerstehen, und ich durfte mich der Gefahr wegen nicht auf langes Bedenken einlassen.

Die weitere Reise mußte unbedingt zu Wasser unternommen werden; aber wohin? Während ich noch überlegte, trat ein Herr in das Zimmer und fragte den Wirt, wo sein Gefährte wäre, der mit ihm zu Schiff abfahren wollte.

„Er hat sich anders entschlossen," antwortete der Wirt, „hat dem Schiffer das bezahlte Geld gelassen und ist nach dem Haag gegangen."

„Das ist mir wenig angenehm," versetzte der Herr, „nun habe ich niemanden auf dem Schiff, mit dem ich mich unterwegs unterhalten kann." Darauf sah er sich in dem Zimmer um und richtete seine Augen auf mich.

„Wo soll denn Eure Reise hingehen, mein Herr?" fragte ich.

„Nach Danzig," antwortete er; „wollt Ihr mir vielleicht Gesellschaft leisten?"

Im Augenblick fiel mir ein, daß ich dort in völliger Sicherheit wäre und dorthin leicht aus Kopenhagen von Herrn von Ramsör Nachricht bekommen könnte. Infolgedessen fragte ich, wann das Schiff abginge.

„In einer halben Stunde," lautete die Antwort; „wenn Ihr Lust habt, entschließt Euch schnell; Ihr könnt die Stelle des anderen einnehmen."

Ich war bereit; wir gingen zusammen nach dem Hafen und auf das Schiff. An Amsterdam mußten wir wieder vorbeifahren; manche Passagiere stiegen aus; ich stellte mich unpäßlich und blieb mit dem Preußen auf dem Schiff. Wie wir nun zusammensaßen, fragte er mich nach meiner Lebensgeschichte; ich gab mich für einen Holsteiner aus und sagte, ich wollte nach Kopenhagen.

„Wir kommen da auf der Fahrt durch den Sund vorbei," versetzte er; „und ich werde mich daselbst etwas aufhalten."

Er war überaus höflich zu mir, sowohl hier in Amsterdam als auch auf der weiteren Fahrt. Das Schiff fuhr durch die Zuider-See mit gutem Wind und durch die Nordsee nach Schleswig. Hier mußten wir eines starken Sturmes wegen zwei Tage liegen bleiben und besahen uns die traurigen Überreste der vor zweiunddreißig Jahren vom Wind und Wasser zerstörten Insel, auf der damals fast alle Menschen und alles Vieh umgekommen und die Häuser eingestürzt waren. Nach zwei Tagen fuhren wir weiter und erreichten glücklich

Kopenhagen. Der Preuße, namens Friedrich Adolf von Hellwuth, aus Königsberg stammend, mußte sich hier acht bis zehn Tage aufhalten, und ich blieb bei ihm, in der Hoffnung, Herrn von Ramsör zu treffen. Da daraus aber nichts wurde und ich von einem aus Amsterdam Kommenden erfuhr, daß der Franzose daselbst an der Verwundung gestorben wäre, traute ich dem Frieden nicht, weil meine Tat ruchbar werden könnte, und entschloß mich, mit nach Danzig zu fahren. Ich spürte Gewissensbisse in mir, daß ich beim Spiel hatte Blut vergießen und einen Menschen zum Tode befördern müssen. Ich war zwar dazu gezwungen worden, tat aber ein heiliges Gelübde, niemals wieder ein Kartenspiel anzufassen; auch verteilte ich hundert Gulden unter bedürftige Personen und wünschte, niemals das Geld gesehen zu haben. Doch konnte ich nun nichts mehr dagegen tun und mußte mich mit aufrichtiger Reue begnügen.

Meine Gesellschaft wurde dem Preußen immer lieber, und da ich auch an ihm nichts auszusetzen hatte, so fuhr ich mit ihm weiter nach Danzig. Wind und Wellen waren uns günstig, und gegen Ende Oktober betraten wir diese berühmte und auch reiche Handelsstadt. Wir verweilten jedoch daselbst nur wenige Tage; denn es warteten schon Briefe auf ihn, die seine schnelle Ankunft in Königsberg nötig machten.

„Wollt Ihr mit dahin kommen?" fragte er mich. „Ich sehe, Ihr seid ein flinkes und geschicktes Kerlchen. Ich werde alles für Euch tun, daß Ihr Euer Glück macht."

Ich hatte mich Philipp Lohl genannt und ihm erzählt, daß ich wegen gewisser fataler Angelegenheiten mein Vaterland verlassen hätte. „Gut, mein Herr," antwortete ich nun, „wenn sich meine einfache Person und mein Benehmen bei Euch solcher Gewogenheit erfreut, so habe ich alle Ursache, Eure ehrende Gesellschaft noch länger dankbarst zu genießen; ich hoffe nur, Euch meinen Dank für Eure Güte noch einmal beweisen zu können."

„Hört auf, mein Herr," erwiderte er, „mich mit solchen Schmeicheleien zu beschämen, die ich bei Eurer Jugend nur bewundern kann. Ich bin genügend belohnt, wenn ich Eure Freundschaft habe."

In Königsberg, dieser großen herzoglichen Stadt, in der der Kurfürst von Brandenburg als souveräner Herr regierte, ging mir ein unvermuteter Glücksstern auf, so daß ich wirklich glaubte, nun allem Unglück und Elend entronnen zu sein. Der Preuße fragte mich nämlich, ob ich bereit wäre, zwei junge Enkel seiner alten Verwandten in guten Manieren und fremden Sprachen zu unterrichten. Da ich beides verstände, könnte ich das Amt ruhig annehmen; alles andere würde sich dann schon bald genug finden.

Ich suchte auf verschiedene Weise davon loszukommen; da er mir aber immer mehr zuredete, wollte ich es wagen, bis mein Geschlecht offenbar würde. Gleich bei meinem Dienstantritt empfand ich ein großes Vergnügen über die Freundlichkeit der Dame, der ich offenbar gefiel. Ehe noch acht Tage vergangen waren, ging alles nach meinem

Wunsch. Es wurde mir völlige Herrschaft über meine Zöglinge von ihr übertragen, ohne meinen Willen durften sie nichts tun und lassen, und ich durfte sie für den geringsten Ungehorsam ganz nach Belieben züchtigen. Dabei war es mir leicht, mein Geschlecht zu verbergen, denn außer einem jungen Lakai war kein männliches Wesen in dem Hause.

Meine Untergebenen wurden so willig und gehorsam, daß sie mir auf den kleinsten Wink folgten; es war ihnen schon unangenehm, wenn sie ein ernstes Gesicht von mir sahen, und daher bemühten sie sich um die Wette, freundliche Worte von mir zu hören. Wenn ich sie wegen eines Vergehens züchtigte, hielten sie dies mit großer Geduld nicht nur aus, sondern trugen mir auch die dazu nötigen Werkzeuge von selbst zu. Ich ließ mich nur wenig bedienen, weil solches von dem Lakai geschehen mußte; infolgedessen war ich im ganzen mein eigener Kammerdiener.

Nach etwa einem Monat wandte sich ein Fräulein, ein Geschwisterkind meiner Zöglinge, an mich mit der Bitte, ihr Unterricht im Französischen und in Hochdeutsch zu geben, mit dem Versprechen, meine Mühe mir zu bezahlen. Dieser Antrag war mir recht verdrießlich, weil ich im näheren Umgang beständig einen Spion an ihr fürchten mußte, der mein wahres Geschlecht bald genug merken würde. Doch sah ich keine Möglichkeit, die Anfrage abzulehnen, und mußte sie mir also gefallen lassen. Ich nahm mich denn auch gehörig in acht, um alle

Merkmale meines Geschlechts zu verbergen; wenn das nun auch verborgen blieb, so schlug doch bald ein anderes Ungewitter ihretwegen über mir zusammen, an dem ich ebensoviel Schuld hatte wie die Erde an einer Sonnenfinsternis.

Während des Unterrichts war sie nämlich sehr freundlich gegen mich und gab mir endlich sogar ihre Zuneigung zu erkennen. Ich begegnete ihr mit großer Höflichkeit und schmeichelte ihr nach üblicher Gewohnheit, soviel ich konnte, mit Worten, stellte mich aber im übrigen einfältig, als wenn ich nicht verstände, was sie eigentlich wollte, und mich für viel zu gering hielte, mir gegen sie bei ihrem Stand etwas herauszunehmen. Wenn sie auch deutlich spüren ließ, daß ihr an meiner Zurückhaltung und Hochachtung nichts gelegen wäre, solche vielmehr Mißvergnügen und Verdruß bei ihr erweckten, so konnte ich ihr doch nicht mit dem, was die Natur mir versagt hatte, willfahren und mußte es also bei den Worten bewenden lassen, wodurch ihr Unwille nur vermehrt wurde.

Als ich einmal allein mit ihr war und ihr Unterricht gab, konnte sie sich nicht enthalten und sagte, wenn ich ihr einen deutlichen Begriff von eben der Materie geben könnte, mit der wir uns beschäftigten, so wollte sie mir einen oder noch mehr Küsse geben. Ich mußte so tun, als wenn mir daran sehr viel gelegen wäre und, als ich ihren Wunsch erfüllt hatte, dieses Geschenk als herzerquickende Zugabe hinnehmen, obwohl ich gern darauf verzichtet hätte, da ich ohnehin ein zu freies

Gemüt an ihr spürte, womit sie dem anderen Geschlecht mehr als schicklich zugetan war. Sie war eine Person in meinem Alter von sehr liebreizendem Gesicht, hatte brünette Haare und schwarzbraune, funkelnde Augen und konnte überaus nett sein. Ich wünschte von Herzen, ihren Umgang los zu sein, weil ich mir nichts Gutes davon versprach; doch ließ es sich leider nicht einrichten.

Sie suchte alle möglichen Gelegenheiten, zur Befriedigung ihrer Lust sich recht an mich zu machen, indem sie immer aufpaßte, wenn ich allein war; dann kam sie zu mir und bat mich bald um dies, bald um jenes. Endlich fragte sie auch, ob ich etwas von Medizin verstünde; weil ich anderes so gründlich kennte, wollte sie mir etwas anvertrauen, was sie sonst nicht offenbaren könnte. Wiewohl ich diese Kenntnis verneinte und gänzliche Unwissenheit vorschützte, erzählte sie mir doch mancherlei und zeigte mir gewisse Teile ihres Körpers, wodurch ein Mannsbild gewiß nicht wenig würde gereizt worden sein. Ich wurde feuerrot, so daß sie sich zu schämen anfing, sich meiner Verschwiegenheit versicherte und unmutig hinausging. Danach bekam ich sie nur noch sehr wenig zu sehen, und kurze Zeit darauf reiste sie ab, worüber ich zunächst große Freude empfand, bald aber Ungelegenheiten hatte, die ich mir in meiner Phantasie bei einer hitzigen Krankheit nicht närrischer hätte vorstellen können.

Im März des nächsten Jahres wurde ich von meiner Gebieterin etliche Stunden weit weg in

einen Ort geschickt, um etwas auszurichten, zu welchem Zweck ich mich einige Tage dort aufhalten mußte. Als ich an einem dieser Tage spät zu Bett gegangen war und fest schlief, pochte jemand noch vor Tagesanbruch an die Tür, so daß ich erschreckt auffuhr und fragte, wer da wäre. „Geschwind aufgemacht! Wir haben notwendig mit Ihm zu sprechen!" bekam ich zur Antwort. Sobald ich mich einigermaßen angekleidet und aufgemacht hatte, traten sogleich drei Männer ein, vor deren Anblick ich mich entsetzte. „Ohne Säumen mit uns fort," schrie mich der eine an, „es ist etwas vorgefallen, was keinen Aufschub duldet; die gnädige Frau will deswegen mit Ihm sprechen!" Ich stutzte, denn ich wußte nicht, was das zu bedeuten hätte, daß ihrer so viele kamen, wo doch einer ausreichend gewesen wäre, mir solche Nachricht zu überbringen. Da ich mir jedoch nichts bewußt war, wovor ich mich zu fürchten hätte, ging ich getrost mit ihnen.

Als ich auf den Hof kam, stand dort eine Kutsche, die auf allen Seiten fest zugemacht war; ich mußte mich hineinsetzen, einer von den Männern stellte sich hinten auf, während die beiden anderen daneben ritten. Hals über Kopf ging es nun fort, bis wir zu einem alten Schloß gelangten, wo ich aussteigen mußte und in ein Zimmer geführt wurde. Erst gegen Mittag kam ein Kerl zu mir, der mich in ein anderes Zimmer brachte, wo die alte Dame mit noch einer Frau und einem Manne, ihrem Sekretär, saß. Sie sah mich bei meinem

Eintritt mit einem Gesicht an, daß ich nicht wußte, ob ich Angst bekommen oder lachen sollte. Ich war so neugierig, zu wissen, worum es sich handelte, daß ich, als ich meine Verbeugung machte, stolperte, gegen den Tisch stieß und einen Lärm machte, als ob ich betrunken wäre.

Sie redete mich folgendermaßen an: „Mein Herr, was habt Ihr gemacht? Hat Euch die gute Aufnahme und Behandlung in meinem Hause dazu veranlaßt, eine solche Unziemlichkeit zu begehen? Unverschämtes, junges Leckermaul, müßt Ihr Euch solche Dinge erlauben und einem vornehmen adligen Hause, in dessen Diensten Ihr steht, einen solchen Schandfleck aufhängen?"

Wie versteinert stand ich vor ihr und meinte, sie wäre während meiner Abwesenheit verrückt geworden, so eigentümlich kamen mir ihre Worte vor.

„Dieser schändliche und verfluchte Mutwillen," fuhr sie mit merkwürdig zusammengezogenen Lippen, da sie keine Zähne hatte, fort, „muß mit den schärfsten Henkerruten auf dem bloßen Fleisch ohne Erbarmen geahndet werden."

Voller Scham und Zorn stand ich da, weil ich nicht begreifen konnte, was das für eine Beschuldigung wäre, die ihr so harte Worte in den Mund gab.

„Was ist das für ein seltsamer Spruch," fuhr ich endlich heraus, „der mich zu so harter und schimpflicher Strafe verdammt? Ich kann mich nicht genug darüber wundern und weiß wirklich nicht, was ich verbrochen habe; denn ich kann nur

sagen, ich habe mich in Eurem Hause treu, redlich und anständig benommen."

„Wollt Ihr durch solche Redensarten," versetzte sie, „eine Frau von meinem Alter und Stand äffen und am Narrenseil führen, da Euch doch wohl bekannt sein muß, was ich meine?"

„Ich weiß bei Gott und meinem Gewissen nicht, was Ihr mir vorwerft," antwortete ich voller Wut.

„Du Schelm!" rief sie, mit der Hand auf den Tisch schlagend. „Hältst du es für nichts, daß du meine Enkelin um ihre Ehre gebracht und mein adliges Haus verunehrt hast? War das die Unterweisung, die du ihr erteilt hast?"

Nun erwachte ich auf einmal aus dem Traum, der mein Sinnen so lange befallen hatte; am liebsten hätte ich laut losgelacht, daß ich eines Verbrechens wegen hart angefahren wurde, dessen Ausführung mir die Natur versagt hatte. Doch wollte ich meine Unschuld nicht gleich mit diesem untrüglichen Beweis offenbaren, weil das Bekenntnis meines Geschlechts mir eine neue Sorge gebracht hätte. So sagte ich denn nur unter Kopfschütteln: „Ist das der Grund, so brauchen wir solche unziemliche Strafart nicht!"

Ehe ich noch ausreden konnte, fuhr sie in der Meinung, daß ich mein Vergehen schon gestanden hätte, mir aber nichts daraus machte, grimmig und mit geiferndem Munde fort: „Glaubst du, Canaille, dein Vergehen ist so gering, daß du deswegen keine Strafe verdient hast? Bist du ihres-

und meinesgleichen, daß du ihr die schurkisch geraubte Ehre wiedergeben kannst? Reicht dein gemeiner Bürgerstand dazu aus, die begangene Prostitution wieder auszulöschen?"

„Nun, so hört mich auch an," sagte ich mit zorniger Stimme, „wer gibt Euch das Recht, Euch als so närrische Richterin aufzuspielen? Es ist nicht nötig, hier ein Langes und Breites von Stand und Würden zu sprechen. Ehe ich näher auf Eure Anschuldigungen antworte, bemerke ich, daß nur ein gott- und gewissenloses Gemüt mich beschuldigen kann. Solche Tat ist mir niemals in den Sinn gekommen, und ich werde sie auch wohl nie begehen. Ist Eure Enkelin eine Hure geworden, so mag sie sich an den halten, mit dem sie sich eingelassen hat. Sie muß vom Teufel mit Lügen erfüllt sein, wenn sie mich als solchen genannt hat."

„Halt, halt!" rief sie, die Hände zusammenschlagend. „Ich sehe, daß du ein verwegener Kerl bist; das Bekenntnis wollen wir dir schon herausholen. Deine Gestalt, dein Gesicht, deine Mienen und Geberden zeigen es deutlich, daß du diese Schandtat vollbracht hast. Steckt ihn ins Loch!" rief sie den draußen stehenden Kerlen zu.

Hier gab es nun kein Ausreden mehr, ich mußte es mir gefallen lassen, daß man mich in ein Gefängnis setzte, das unten im Hofe lag. Hungrig und durstig verbrachte ich den Tag bis zum späten Abend; das Schlimmste aber war die Kälte und der Gestank in dem gemauerten Hundeloch. Endlich kam ein Kerl, der die Tür mit einem fürchterlichen

Gerassel öffnete und mir Wasser und Brot reichte. Die Tränen rollten mir die Wangen herab, und ich konnte vor Kummer kaum ein Wort reden. Mit weinerlicher Stimme sagte ich schließlich: „Meldet Eurer gnädigen Frau, sie möchte mir erlauben, einige Worte mit ihr allein zu sprechen; dann will ich ihr meine Unschuld handgreiflich beweisen!" Ich war willens, um aus meiner unangenehmen Lage zu entkommen, ihr mein Geschlecht zu offenbaren und sie zum Mitleid und beschämender Überzeugung zu veranlassen.

Der dämliche Kerl stand starr da, ohne mir zu antworten; er verstand offenbar meine Worte nicht. Um ihn aber willig zu machen, gab ich ihm von dem Gelde, das ich bei mir hatte, einen Doppeltaler und versprach ihm noch einen, wenn er seine Bestellung richtig ausrichten würde. Hier erfuhr ich nun, wie Geschenke die Mäuler verbinden und auch eröffnen können; mein Versprechen veranlaßte ihn zu den Worten: „Verlaßt Euch auf mich, Herr; es soll gewiß und gut geschehen!"

Die Nacht mußte ich in bitterem Elend auf einem Bund Stroh, das schon vom Moder angefressen war, zubringen, worüber ich derartig seufzte, daß mir schließlich Verwünschungen und Flüche entfuhren. Um Mitternacht erhob sich ein starkes Getöse an der Tür, das mir gewaltiges Grauen verursachte, weil ich es nicht für natürlich halten konnte. In diesem Glauben wurde ich noch bestärkt, indem ich meinen Namen Imela dreimal deutlich mit ganz eigenartiger Stimme rufen hörte.

Da ich wußte, daß mein Name hier niemandem bekannt sein konnte, überfiel mich eine solche Angst, daß mir aus dem ganzen Körper kalter Schweiß hervorbrach. Dann folgte ein Zittern aller Glieder und Zähneklappen. Ich vermaledeite die Stunde, wo ich die alte Dame kennen gelernt hatte und verwünschte sie in die Hölle.

Nachdem die Nacht unter großen Qualen endlich vergangen war, mußte ich noch einige Stunden warten, bis der Kerl wieder erschien. Meine erste Frage an ihn war: „Habt Ihr ausgerichtet, was ich Euch aufgetragen habe?"

„Ja," antwortete er, „ich habe es gesagt; sie wird schon kommen!"

Es dauerte aber noch bis zum Nachmittag, ehe jemand zu mir kam. Dann endlich wurde die Tür geöffnet, eine Weibsperson trat durch die Tür, hinter der der Kerl wartete, und ging auf mich zu. Als ich sie ansah, war es nicht das gnädige alte Murmeltier, sondern die andere Frau, die bei dem ungerechten Gericht neben ihr gesessen hatte.

„Wie hat Er sich so schändlich vergehen und mit dieser bösen Lust all sein Wohl verscherzen können," fing sie an; „die Dame will gar nichts von Ihm hören, auch nicht glauben, daß Er unschuldig ist, hat mir aber befohlen, Sein Vorbringen zu vernehmen."

„So muß sie vom bösen Geist verstockt sein, wenn sie nichts hören will," entgegnete ich. „Kann ihre unverschämte Hure allein die Wahrheit reden? Hätte ich sie jetzt in meiner Gewalt, so müßte sie

ihre gemeinen Lügen teuer büßen. Um aber ohne langen Umschweif solche verdammte Bosheit augenblicklich zuschanden zu machen, will ich gestehen, daß ich selbst ein Frauenzimmer bin, das gewisser unangenehmer Begebenheiten wegen, obwohl völlig unschuldig, mit verstelltem Geschlecht die Flucht ergreifen mußte."

Sie erschrak über meine Worte so, daß sie starr vor mir stehen blieb. „Ist es möglich, daß Ihr die Wahrheit redet," rief sie schließlich, die Hände über den Kopf zusammenschlagend, „ich kann nur staunen!"

Als ich sie nun untrügliche Zeichen sehen ließ, fuhr sie voll Verwunderung fort: „Oh, was wird die Dame zu meinem Bericht sagen, über den sie sich beschämt fühlen muß!" Sie ergriff mich sodann bei der Hand und führte mich in ein anderes Zimmer, wo mir Speise und Trank gereicht wurde. Mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, verließ sie mich. Nach einer knappen Stunde war sie wieder da und sagte, die alte Dame wäre bei der Anhörung ihres Berichts fast in Ohnmacht gefallen, weil sie nun gar nicht wüßte, wie es mit ihrer Enkelin, die schon so hochschwanger wäre, zugegangen wäre und wer der Vater des Kindes sein könnte. Sie bot mir hundert Taler an, damit ich von der Geschichte nichts erzählte und mich in aller Stille in männlichen Kleidern wegbegäbe. Die Frau, die schon ziemlich bei Jahren und auch feinen Standes war, nahm mich mit ihren Worten derartig für sich ein, daß ich glaubte, ich hätte das wohlwollendste und mitleidigste Mutterherz vor mir.

Ich sagte ihr, ich wäre gesonnen, in der Stille und in völliger Einsamkeit zu leben, und hätte auch soviel Geld bei mir, um dies Vorhaben ausführen zu können, worauf sie mit großer Freundlichkeit erwiderte: „Mein liebes Kind! Dazu kann ich Euch die beste Gelegenheit verschaffen. Ich bin aus der Stadt Bergen auf der Insel Rügen gebürtig, wo sich ein evangelisches adliges Jungfrauenkloster befindet. Meiner vielen vornehmen Freunde und Bekannten wegen wird es mir nicht schwer fallen, Euch dort unterzubringen. Wollt Ihr aber lieber bei mir, einer Witwe, die weder Kinder noch Verwandte hat, leben, so soll es mich freuen; mein Haushalt ist zwar nicht weitläufig und prächtig, jedoch sauber, reinlich, bequem und ordentlich. Nach meinem Tode sollt Ihr dann mit einer namhaften Erbschaft bedacht werden; denn ich will Euch wie eine Mutter behandeln."

Diese Worte erfreuten mich so, daß ich das ausgestandene Ungemach für ein Glück hielt, das eine Süßigkeit in sich barg, wonach meine Seele schon lange gedürstet hatte.

„Wir wollen," sagte sie weiter, „bald von hier weggehen; denn was ich hier zu tun hatte, ist erledigt. Wollen wir nun bis Stralsund zu Lande reisen oder lieber den viel kürzeren Seeweg wählen?"

Ich war für das letztere; denn die Stunden wurden mir zu lang, ehe ich da ankam, wo ich mir ein Paradies voller Freuden ganz nach meinem Wunsch versprach und eine Entschädigung für alles

erlittene Elend erhoffte. So nahm ich also die Aufforderung der alten Dame an, die sich bei meinem Abschied in einen kurzen Wortwechsel mit mir einließ, mir das versprochene Geld gab, die Hände drückte und mich um Verzeihung bat; schließlich wünschte sie mir mit vielem Dank Glück und Segen für die Zukunft, während sie ihr Leid ihrer Enkelin wegen mit Tränen beklagte. Ich packte also meine Sachen zusammen und begab mich mit der alten Frau Mutter, wie ich sie von nun an nannte, aufs Schiff. Meine männliche Kleidung behielt ich an, bis wir in ihr Haus kamen; auf dem Schiff galt ich daher für ihren Sohn. Sie benahm sich immer freundlicher zu mir, so daß ich ihr mein Geld und was ich sonst besaß, zur Aufbewahrung übergab.

Wir landeten nach glücklicher Fahrt bei Putbus, einem Städtchen auf der Insel Rügen mit einem festen Schloß, dem uralten Stammhaus der Grafen von Putbus. Hier stiegen wir aus, und sie führte mich in ein Quartier, in dem wir vier Wochen blieben; sie sagte, sie müßte meinetwegen mit der Gräfin sprechen, damit ich, wenn es mir beliebte, in das adlige Stift in Bergen aufgenommen würde. Inzwischen wußte sie mich so zu behandeln, daß ich immer mehr Liebe zu ihr fühlte. Dadurch ließ ich mich verleiten, ihr meinen ganzen Lebenslauf ohne jede Zurückhaltung zu offenbaren. Zu meinem großen Schrecken erfuhr ich aber bald, daß die Offenbarung von Heimlichkeiten zu den größten Torheiten gehört, die die Menschen begehen können; sie ist unwiderruflich und pflegt uns oft einen

Schaden zu bringen, den wir zeitlebens bedauern. Ich mußte diese Wahrheit an mir selbst verspüren, seufzte oft darüber und hatte nur den einen Trost, daß es nicht ewig dauern könnte; doch mußte ich meine Unbedachtsamkeit teuer genug büßen und hatte sie lange zu bereuen.

Nachdem die ersten Lockbeeren verschlungen waren, wurde die Schlinge zugezogen. Sie hatte mein Geld in Händen, all mein Tun und Lassen war ihr bekannt, und daher maßte sie sich sehr bald eine Herrschaft über mich an, daß ich ihr wie eine Dienerin aufwarten mußte und bei der geringsten Widerrede die Drohung zu hören bekam, sie wollte meine Umstände den Behörden mitteilen. Als ich sie fragte, wann sie mich in das Kloster bringen würde, antwortete sie, man nähme dort keine gefallene Frauensperson, namentlich nicht, wenn sie ein lebendes Kind hätte. Erwähnte ich mein Geld, so wurde mir die Mordtat vorgeworfen, so daß ich still sein mußte. Nachdem sie mich dann schließlich nach Bergen in ihr Haus gebracht hatte, mußte sich das arme Schäfchen, das sich mit seinem Geplärr verraten hatte, ordentlich scheren lassen. Alle Hausarbeiten mußte ich auf ihren Wink sehr genau verrichten, sie aus- und ankleiden und in jeder Weise bedienen, wenn ich nicht einige Ohrfeigen in Kauf nehmen wollte. Zeigte ich mich darüber beleidigt, so fand sie noch strengere Mittel, mich zu züchtigen, so daß ich gezwungen war, zu Kreuze zu kriechen. Dabei hielt sie mir immer noch vor, daß ich mehr Güte von ihr genösse, als ich verdiente.

Jahr und Tag hatte ich diese Drangsale ausgestanden; nun aber fing ich an, ihrer überdrüssig zu werden, und dachte an Mittel und Wege, mich davon zu befreien. Der härteste Knoten war, daß sie mein Geld in Verwahrung hatte, das ich nicht gern im Stich lassen wollte. Dazu kam dann noch, daß ich einen großen Abscheu vor ihr empfand, als ich merkte, daß sie mit verbotenen Zauberstücken umging und viele Zeichen dieser verfluchten Kunst sehen ließ; denn sie erzählte oftmals, was sie heimlich getan hatte. Im Hause war außer mir nur noch ein junges Mädchen, das die niedrigste Küchenarbeit verrichten mußte. Ich hatte sie verschiedene Male weggeschickt, wenn ich allein sein wollte, und jedesmal wußte die Alte, was ich in der Zwischenzeit getan hatte. O Gott, in welch neues Elend bin ich geraten! rief ich manchmal aus und schlug vor Angst und Kummer die Hände zusammen; soll denn meine Not ohne Unterlaß immer größer werden? Wie konnte ich mich nur so unbedachtsam diesem Ungeheuer anvertrauen und mich von ihren verfluchten Schmeicheleien fangen lassen! Wie aber konnte ich in meiner Jugend List und Betrug dieser vermaledeiten Hexe erkennen? Wenn ich nur mein Geld wiederbekommen und während ihrer Abwesenheit die Flucht ergreifen könnte! Aber, überlegte ich weiter bei mir, weiß sie andere geheime Dinge, so wird ihr dies auch nicht verborgen bleiben. So wußte ich wirklich nicht, was ich anfangen sollte.

Als ich eines Tages wieder außerordentlich

von ihr geplagt wurde, fuhr ich ungeduldig heraus, warum sie so gottlos mit mir umginge; sie wüßte doch, was sie mir versprochen hätte; dieser heillose Betrug würde kein gutes Ende nehmen; sie sollte mir die Hälfte meines Geldes herausgeben und mich aus ihrem Hause gehen lassen; ich würde nichts weiter von ihr verlangen.

Hierauf versetzte sie mir eine derbe Maulschelle und brüllte mich an, daß ihr der Geifer aus dem Munde fuhr: „Was sagst du, liederliche und unverschämte Canaille? Ich soll dir dein Geld auszahlen? In ein Loch sollst du gesperrt werden, und ich werde dich bei Wasser und Brot einige Tage lang nackend mit Ruten streichen, daß die Striemen das ganze Fell bedecken sollen, und dich dann als ungeratenes Kind, Hure, Landstreicherin und Mörderin der Justiz überliefern."

Der Zorn stieg mir dermaßen auf, daß ich mich beinahe an ihr vergriffen, sie zu Boden gerissen und mit Füßen getreten hätte. Da ich aber bedachte, daß ich dann verhaftet und verhört würde, hielt ich noch an mich und ging mit den Worten hinaus: „Der Lohn für Eure Bosheit wird nicht ausbleiben!"

Kurz darauf bot sich eine unverhoffte und mir sehr erwünschte Gelegenheit, fortzukommen. Sie kam nämlich eines Abends von einem Spaziergang nach Hause, war voll Lust und Freude, wie ich sie noch nie gesehen hatte, hüpfte und sprang wie ein Fastnachtsnarr herum und rief: „Imela, kommt geschwind her!"

„Was ist Euer Befehl?" fragte ich.

„Morgen will ich Euch wohin schicken," antwortete sie; „richtet Euch danach und kommt mit anbrechendem Tage in meine Kammer, daß ich Euch Näheres sage. Und heute sollt Ihr eine recht gute Mahlzeit bekommen."

In meiner Notlage war ich mit allem einverstanden. Sie verschloß sich darauf in ihr Stübchen, nachdem sie Wein, Branntwein und Bier, das vom langen Liegen sehr stark geworden war, hineingetragen hatte. Nun fing sie an zu lachen und zu schwatzen, wie wenn große Gesellschaft bei ihr wäre, während sie doch ganz allein dasaß. Als ich an dem Zimmer vorbeiging, konnte ich meine Neugier nicht überwinden und sah durchs Schlüsselloch; es war keine lebendige Seele bei ihr, und trotzdem machte sie wunderliche Gebärden und Verbeugungen, wie wenn viel Gäste bei ihr wären; zwischendurch trank sie bald aus diesem, bald aus jenem Glas, so daß ich ganz verwundert dastand. Plötzlich fuhr sie herum, sah nach der Tür und rief: „Was hast du hier zu tun? Geh und komm mir nicht wieder!"

Ich erschrak, daß es mir eiskalt über die Haut lief, ging schnell fort und begab mich in die Küche. Als es Zeit zum Abendessen war, wollte ich fragen, ob sie jetzt speisen wollte, fürchtete mich aber vor dem Verweis, den sie mir sicher meiner Neugier wegen geben würde. Endlich wagte ich es, trat an die Tür und klopfte an. Da ich keine Antwort hörte, wollte ich die Tür aufmachen, fand sie aber

fest verschlossen. Ich sah durchs Schlüsselloch und bemerkte, daß sie schlafend und schnarchend auf dem Bett lag; so ging ich denn wieder zurück, nach dem Essen zu sehen. Unterdessen kam das Mädchen, die Pate der Frau, und sagte, ich möchte ihr die Kammer aufschließen, sie wollte das Bett für die Alte machen.

„Sie wird den Schlüssel bei sich haben," antwortete ich; „augenblicklich schläft sie in dem kleinen Stübchen auf dem Faulbette." Als ich aber in das Zimmer kam, in dem wir gewöhnlich saßen, sah ich den Schlüssel an der Wand hängen, nahm ihn ab und machte die Kammer auf. Wie angenehm wurde mir auf einmal zumute, als ich den Schlüssel an einem eisernen Kasten bemerkte, in dem ich mein Geld vermutete und nach Eröffnung auch eine Menge Geld sah. Schnell lief ich in die Küche und befahl dem Mädchen, sie sollte dableiben und nach dem Essen sehen, ich würde das Bett selbst machen. Dann nahm ich aus dem Kasten so viel Geld heraus, wie meiner Schätzung nach mir gehörte, ließ Bett Bett sein und schlüpfte schnell zur Tür hinaus. Da ich nichts anderes zur Hand hatte, nahm ich ein Küchentuch, wickelte mein Geld hinein und warf es unter das Bett.

Kaum war ich damit fertig, da rief mich das Mädchen und fragte, ob wir essen wollten. „Die Frau schläft," antwortete ich; „wir müssen noch warten." Darauf ging ich wieder zur Tür und fand sie immer noch schlafend.

Ich nahm mir vor, bei Eintritt der Dämmerung

die Flucht zu ergreifen, wußte aber nicht, wo ich hin sollte; zu dem Mädchen sagte ich schließlich, ich müßte eilends wohin gehen, etwas auszurichten, was man mir befohlen und was ich vergessen hätte. Ich gab ihr das Abendbrot, um sie zu beschäftigen, lief vor die Stadt, versteckte an einem Ort, den ich mir genau merkte, das Geld und kehrte wieder zurück. Endlich brach die Nacht ein, die Alte stand aber immer noch nicht auf. Ich aß allein, legte mich zu Bett und schlief über dem Nachdenken, wie ich am folgenden Tage meine Flucht bewerkstelligen wollte, ein.

Als ich erwachte und sah, daß es schon Tag war, stand ich schnell auf aus Furcht, daß sie mich wegen der Verspätung übel anfahren würde. Noch mehr aber lag mir die Flucht am Herzen, und ich wollte die Zeit nicht versäumen. Das Schicksal lehrte mich aber bald, wie vergeblich meine Sorge in beiden Punkten gewesen war.

Ich kleidete mich also so geschwind und gut wie möglich an, weil sie mich doch wegschicken wollte; in meinen Gedanken hatte ich nur meine Reise, die ich mir freilich nicht einfach vorstellte, weil sie zu Wasser geschehen mußte. Mit solchen Betrachtungen beschäftigt, ging ich zur Tür, um mich nach ihrem Befehl zu erkundigen. Beim letzten Schritt spürte ich ein Zittern am ganzen Leib, wobei es mir vorkam, als wenn sie mein Vorhaben und die Entwendung des Geldes wüßte. Da es nun aber nicht zu ändern war, klopfte ich an, hörte aber keine Antwort. Ich klopfte nochmals, sie meldete

sich nicht. Schon war ich im Begriff, wieder fortzugehen, da sah ich, daß die Tür nur angelehnt war. Wie erschrak ich, als ich die Tür aufgemacht hatte und die Alte auf dem Bauch liegen sah, das Gesicht mit hervorglotzenden Augen nach dem Rücken gedreht! Die Haare standen mir bei dem Anblick zu Berge, und der ganze Leib zitterte vor Angst und Schrecken. Ich konnte mich nicht rühren und wollte doch wissen, ob sie tot wäre; dabei graute mir, sie anzurühren. Zitternd ging ich endlich hinaus und rief das Mädchen, das noch im tiefen Schlaf lag. Nachdem ich sie mit lautem Schreien ermuntert hatte, kam sie im Hemd angelaufen und fing, als sie ihre Frau zu Gesicht bekam, ein solches Lärmen und Heulen an, daß die Nachbarn herbeistürzten und voll Schreck sich die Alte ansahen.

Nun kam ich in ein neues Unglück; die Sache wurde der Obrigkeit berichtet, und ich mußte in ein wohlverwahrtes Büttelstübchen spazieren, um Rede und Antwort zu stehen. Das Mädchen wurde auch in Haft genommen und alles, was im Hause war, versiegelt. Ohne langes Zeremoniell wurde ich visitiert, ob ich etwas Verdächtiges bei mir hätte, und mußte dann das Verhör abwarten. Dies fand noch am selben Tage vor dem Stadtrichter und anderen obrigkeitlichen Personen statt.

Die erste Frage war, wer ich wäre und woher. Ich gab vor, aus der Stadt Lauenburg zu sein, denn von diesem Ort wußte ich von dem Lauenburger her Genaueres, und nannte mich Luciana

Franthylin, welches Geschlecht, wie ich gehört hatte, ausgestorben war. Weiter wurde ich gefragt, wie ich zu der Alten gekommen und wie lange ich bei ihr gewesen wäre, und endlich, ob mir etwas von ihrem Tode bekannt wäre, ich vielleicht gar selbst Hand an sie gelegt hätte. Nachdem ich mich als gänzlich unschuldig bekannt und alle Umstände erzählt hatte, wurde ich wieder in mein Haftlokal gebracht. Da das Mädchen ausgesagt hatte, ich wäre schon in aller Frühe und ganz angekleidet bei ihr gewesen, fiel natürlich ein starker Verdacht auf mich. Und wenn ich auch beim zweiten Verhör zur Antwort gab, ich würde wohl kaum das Mädchen herzugerufen haben, wenn ich solche Absichten gehabt hätte, so blieb doch die Vermutung, ich hätte das nur zum Schein getan.

Bei der Sektion des Leichnams hatte man das Genick gebrochen gefunden, was auf Gewaltsamkeit schließen ließ. Ich war an allem so unschuldig wie das Kind im Mutterleib, und doch wollte es niemand glauben; nachdem ich über zwei Monate gesessen hatte und kein Bekenntnis ablegen wollte, wurde mir angekündigt, ich sollte mich auf die Daumschrauben und härenen Schnüre gefaßt machen; der Meister der ehrlichen Henkergesellschaft erschien bei mir und legte sich verschiedene Stücke seines Handwerksgerätes zurecht.

Feuer- und Totenfarbe wechselten auf meinem Gesicht ab, als ich diesen Spruch hörte und die Vorbereitungen dazu sah, so daß ich auf ein Haar bekannt hätte, was mir niemals in den Sinn ge-

kommen war, nur um der Schmach und Marter zu entgehen, von dem Henker entblößt und gequält zu werden. Doch sagte ich nur: „Gott wird schon meine Unschuld an den Tag bringen!“ Zunächst wurde ich bis zum folgenden Tag mit der angenehmen Hoffnung auf ein solches Frühstück wieder in den Gewahrsam mit dem eisernen Geschmeide an Händen und Füßen geführt.

Das war eine rechte Jammernacht, nach deren Vorübergang ich mit anbrechendem Tage einen solchen Willkomm zu gewärtigen hatte. So kalt es in dem düsteren Kerkerloch war, so hörte doch der Angstschweiß nicht auf, mir mit immer erneuter Feuchtigkeit Gesicht und Körper zu überschwemmen. Der helle Tag erschien endlich; doch meldete sich niemand, mich zu diesem Brautreigen zu führen. Schließlich wurde ich zu nochmaligem Verhör geholt, und der Richter sagte zu mir: „Weil heute vor Tagesanbruch eines Feuers wegen ein Aufruhr entstanden ist, hat man die Folter, die Euch zugedacht war, noch aufgeschoben. Laßt es Euch zur guten Ermahnung dienen und bekennt Eure Tat ohne Zwang; dann fällt das Urteil um so gelinder aus.“

Vor Tränen konnte ich zunächst kein Wort hervorbringen; dann aber wurde meine Zunge gelöst, und ich verantwortete mich, indem ich alles mögliche vorbrachte, das meine Unschuld beweisen sollte.

In dem Gerichtszimmer saß ein Herr, der mich aus Neugier sehen und hören wollte. Es war, wie

mir später erzählt wurde, ein Graf von Wrangel, der Kommandeur der auf Rügen liegenden Truppen; er residierte auf Schloß Spieker und hatte ein martialisches, dabei aber verehrungswürdiges Aussehen. Da er glaubte, ich verstände die Sprache nicht, sagte er zu einem anderen Manne auf Italienisch: „Das Frauenzimmer verantwortet sich nicht übel; es sollte manchem gescheiten Kerl schwer werden, seinen Mund so zu gebrauchen. Wenn ich ihr Richter wäre, würde das Urteil sehr gelind ausfallen."

„Sie ist," erwiderte der andere auf Lateinisch, „sehr verdächtig, die Gesetze überschritten zu haben; ein mildes Urteil würde uns die Gunst des Königs kosten."

Der Richter sagte zu den Anwesenden ebenfalls in lateinischer Sprache, er würde mich gern mit der Folter verschonen, wenn ich ein Geständnis ablegte; das Urteil wäre aber auf seinen Bericht hin eingegangen, und er müßte sich daran halten.

Ich tat, als ob ich von allem, was da gesprochen wurde, nichts verstanden hätte, und wartete, daß man sich an mich wenden würde. Es blieb bei dem ersten Urteilsspruch, daß ich der Folter unterworfen werden sollte; dann wurde ich in eine andere Zelle geführt, die etwas besser als die vorige aussah.

Nach etlichen Stunden, während deren meine Angst immer mehr zunahm, kam mit dem Aufseher ein junger Mensch in Offiziersuniform in meine Zelle und betrachtete mich sehr genau. Ich

erschrak, denn es kam mir vor, als ob es Ludwig Dauncdel wäre, jener Schäferjunge, der mich auf der Flucht begleitet hatte; doch war ich im Zweifel, ob er es wirklich wäre, weil ich mir beim besten Willen nicht denken konnte, daß aus solchem Trampel binnen kurzer Zeit ein so manierlicher Mensch werden könnte, wie der, der da vor mir stand.

Der Offizier trat nun vor mich hin und sagte: „Nun, wie steht es, Fräulein Imela? Wollt Ihr jetzt Euer Wort halten, das Ihr mir gegeben habt, wenn drei Jahre verflossen wären? In dem Falle will ich mich um Eure Befreiung bemühen, und sollte es den letzten Blutstropfen kosten."

Nun war ich überzeugt, daß er es tatsächlich war, und schämte mich seiner Worte und meines augenblicklichen elenden Zustandes.

„Hier gibt es keine lange Bedenkzeit," fuhr er fort, „es hat mich schon viel gekostet, überhaupt hierher zu kommen. Sagt mir nur ein Wort, auf das ich mich verlassen kann, so will ich schon Rat schaffen. Warum wollt Ihr Euren schönen Leib so martern lassen, den ich gern mit Rosenblättern bedecken würde?"

In aller Eile stellte ich mir die Not vor, in der ich mich befand, und überlegte, ob ich sein Anerbieten dem Henker vorziehen sollte, da ich doch auf keine andere Hilfe hoffen konnte. „Ach, mein lieber, getreuer Ludwig," versetzte ich daher, „tut ohne Säumen, was Ihr könnt, und glaubt meiner Versicherung, daß ich Euch ewig dankbar sein werde."

Er begnügte sich mit meinem Wort, schlug an seine Brust und sagte: „Ich erlöse Euch heute noch oder will zu Euren Füßen sterben!"

Damit ging er hinaus, und der Kerkeraufseher trat ein. „Mich dauert Eurer," sagte er; „Ihr seid ein so schönes und anmutiges Weibsbild und sollt nun gemartert werden!" Ehe er aber weiterreden und ich antworten konnte, wurde er abgerufen und die Tür verschlossen.

Nun fing ich in meiner angstvollen Einsamkeit zu überlegen an, was das Schicksal jetzt mit mir vorhatte. Soll ich, dachte ich bei mir, einen Schäferknecht zu meinem Gemahl und Herrn erwählen, ihm mein Herz schenken und meinen Willen seinem Befehl unterwerfen? Soll ich in den Armen dessen ruhen, der mir früher nicht meine Schuhe hätte ausziehen dürfen, der Schafe gehütet hat und aus so niedrigem Hause stammt? Was soll ich tun? Des Henkers Hand zwingt mich zu diesem Versprechen, wenn ich meinen Leib nicht einer grausamen Marter preisgeben will, die mir zuletzt vielleicht gar ein Geständnis auspreßt, mir eine Ehrensäule auf dem Rabenstein setzt und meinen Namen in das Buch verruchter Mörder einschreibt! Mein Kummer griff mich so an, daß meine Sinne in Verwirrung gerieten, worauf ein tiefer Schlaf folgte, aus dem mich der Kerkerknecht nicht erwecken konnte, als er mir mein Essen brachte; er hielt mich für tot, lief schnell fort und machte Lärm, ich wäre in dem Keller gestorben. Sogleich wurde ein Arzt geschickt, der nach mir sehen sollte. Er

merkte, daß noch Leben in mir war, hielt mir Riechwasser vor und steckte meine Füße in kaltes Wasser, wovon ich endlich wieder erwachte. Ich wußte nicht, wo ich war; die Ketten wurden mir von den Händen abgemacht und eine Ader geöffnet. Das Blut floß so, daß sich der Arzt wunderte und sagte: „Oh, da ist noch genug Lebenssaft; es ist nur eine Ohnmacht gewesen. Man muß ihr eine Herzstärkung geben und darf heute an kein Foltern denken, sonst stirbt sie uns unter den Händen."

Ich war so schwach, daß ich nur sagen konnte: „Gebt mir lieber einen Schlaftrunk, daß ich wieder einschlafe und mein Elend vergesse."

Was der Arzt darauf antwortete, konnte ich nicht verstehen; nur so viel hörte ich, daß er zu dem Kerkeraufseher sagte, er sollte mir die Ketten ganz abnehmen und mich herumführen, damit ich nach dem Aderlaß nicht wieder einschliefe; er wollte gleich ein Mittel aufschreiben, das mir aus der Apotheke geholt werden sollte. Sobald der Arzt hinaus war, kam der Stockmeister dem Befehle nach und schleppte mich in dem Gefängnis auf und ab, trotzdem ich andauernd bat, mich ruhen zu lassen.

„Ei, ei," sagte er, „mein Lebtag habe ich noch kein so hübsches und artiges Weibsbild in meinen Armen gehabt!" Dabei tat er so, als ob er mich abknutschen wollte. Das war mir so eklig, daß ich ihm mit der vollen Faust ins Gesicht schlug und ihm einen Stoß gab, daß er zu Boden fiel, worauf von mir ein Fußtritt folgte, der ihn zu einem lauten Geschrei veranlaßte. Er raffte sich endlich wieder

auf und wollte sein Mütchen an mir kühlen; seine Mühe wurde ihm aber übel belohnt. Der Zorn gab meinen Armen soviel Kraft, daß ich ihm derartig die Kehle zudrückte, daß er kaum mehr atmen konnte. Nachdem er sich endlich losgemacht hatte, fing er an zu krächzen: „Verfluchte Mörderin, willst du mir auch den Hals entzweidrücken, wie du es mit deiner Herrin gemacht hast? Nun ist es klar, daß du den Meuchelmord begangen hast! Der Henker soll dir bald ein Stückchen aufspielen, zu dem du Bestie singen lernen kannst!"

Infolge meiner Anstrengung war mir die Ader wieder aufgesprungen, so daß das Blut in Strömen floß. Ich für meine Person hätte nichts lieber gesehen, als wenn es bis zur Beraubung aller Lebensgeister immer weiter geflossen wäre. Der Halunke wollte mir aber diesen sanften Tod nicht gönnen, schrie aus voller Kehle nach Hilfe, worauf mir der Arm fest verbunden und umwickelt wurde; darauf wurden mir auch wieder die Ketten angelegt. „Das ist ein verflucht freches und verwegenes Weibsstück," sagte der Kerkerknecht zu dem anderen; „sobald ich ihr die Ketten abgenommen und sie auf des Doktors Befehl herumgeführt hatte, packte sie mich bei der Gurgel, wollte mich erwürgen und sich davonmachen."

„Du Schandbube!" gab ich zur Antwort. „Dein ruchloses Gewissen wird dir wohl etwas anderes sagen! Was unterstehst du dich solcher Freiheiten? Meinst du, daß ich eines solchen Schergen Mätresse abgeben möchte?"

Hierauf gingen die beiden hinaus, die Tür wurde verschlossen, und ich war mit meinem früheren Kummer wieder allein. Es kam mir kein Schlaf mehr in die Augen, so sehr ich ihn auch herbeiwünschte; die geschickte Herzstärkung wollte ich nicht nehmen, auch nicht Speise und Trank kosten, wozu mich ein anderer Kerl nötigte; den ersten bekam ich nicht wieder zu sehen. Endlich zitterten mir alle Glieder, welcher Zustand bis nach Mitternacht anhielt. Eben wollte ich einschlafen, als ich durch das Öffnen der Kerkertür gestört wurde. Es trat jemand ohne Licht zu mir, schlug die Kette am Handgriff von dem Stock ab, nahm mich beim Arm und sagte: „Kommt schnell und leise mit, Ihr sollt woandershin gebracht werden!" Er nahm die Kette in die Hand, damit sie kein Getöse machte, und führte mich einen Gang herunter, bis wir durch die Tür und endlich zur Stadt hinaus waren.

Ich mußte mit ihm bis an eine mit dichtem Gebüsch umstandene Höhle gehen, aus der Ludwig Daunckel mit einem kleinen Licht hervorkam, mich beim Arme faßte und sagte: „Triumph Viktoria! Nun soll der Schmuck bald herunter!" Damit legte er das Schloß auf einen Stein, schlug mit einem Eisenstück darauf, und gleich beim ersten Schlag zersprang es. Ebenso machte er es mit dem Fußeisen. Gleich darauf erschien eine Kutsche, er hob mich hinein, setzte sich neben mich, und fort ging es, so schnell die Pferde laufen konnten. Nun fing er gleich fein an, mit mir zu sprechen: „Oh aller=

schönstes und liebstes Fräulein Imela," sagte er, „wie froh bin ich, daß diese unschuldigen Arme von solcher unverdienten Last befreit sind! Ich kann unmöglich glauben, daß Ihr diese Mordtat vollbracht habt, Ihr müßt denn eine triftige Ursache dazu gehabt haben. Darf ich nun Eurer Liebe und Treue gewiß sein, nachdem ich soviel für Euch gewagt habe?"

Ehe ich auf diese letzte Frage antwortete, beteuerte ich meine Unschuld und fragte ihn: „Wie ist es gekommen, daß Ihr aus einem Schafsknecht ein königlicher Leutnant geworden seid."

„Ihr, nur Ihr," versetzte er, „seid die Ursache solcher Ehre!"

„Wieso?" war meine fernere Frage.

„Eure Frau Mutter hat es bald erfahren, daß ich Euch zur Flucht behilflich gewesen bin," erwiderte er; „und weil meine Eltern keine Schuld daran hatten, sollte die Rache gegen mich gehen. Ich fand gottlob ein Loch, schlüpfte durch, kam nach Bremen und trat in schwedische Dienste. Da ich meinem Obersten etliche gute Dienste erwiesen und einem jungen Grafen von Oxensternja das Leben gerettet hatte, wurde ich immer weiter bis zu dieser jetzigen Charge befördert."

„Wie aber habt Ihr Euch so schnell in den neuen Stand schicken und Eure angestammten Sitten ändern können?" fragte ich weiter.

„Das lernt man in dem beständigen Umgang mit anderen," versetzte er, „wenn man nicht immer von dem Bauern- und Hirtenjungen hören will.

Freilich muß ich täglich noch lernen, was ich mir auch angelegen sein lasse, um mit Recht den Titel eines ehrenhaften Offiziers zu führen. Es ist übrigens kein Tag und keine Stunde vergangen, daß ich nicht an Euch gedacht und gewünscht habe, es möchte Euch recht gut gehen. Nun aber habe ich zu meinem unaussprechlichen Vergnügen den rechten Fisch gefangen, der mir gewiß nicht wieder entgehen soll."

Mir war das Heiraten an sich zuwider, noch mehr aber hatte ich der besonderen Umstände wegen gegen diese Ehe Bedenken. Wenn ich jedoch an seine Treue und die Mühe dachte, die er sich meinetwegen gemacht hatte, und erwog, daß er zu reiferen Jahren gekommen war und eine angesehene Stellung einnahm, ihm auch bewußt war, daß ich zu Fall gekommen war und er trotzdem an mir mit seinem Herzen hing, mich lieben und ehren wollte, so mußte ich mich bei mir selbst wundern und hatte die innerliche Empfindung, daß das einer redlichen Belohnung würdig wäre, die nicht in trügerischen Worten, sondern in einer aufrichtigen Erklärung bestehen mußte. Er drang denn auch in mich, ihm eine bestimmte Antwort zu geben, wiederholte seine Versprechungen und stellte mir vor, daß er in seiner militärischen Laufbahn noch weiterkommen würde; mein Entschluß, ihn zu heiraten, würde mich sicher nicht gereuen. So gab ich ihm denn die Hand und sagte:

„Ich habe allerdings alle Ursache, Eure Liebe, Treue und Beständigkeit zu berücksichtigen und Eure

Mühe bei meiner jetzigen Befreiung nach bestem Können mit Dankbarkeit zu belohnen. Leider aber habe ich mir vorgenommen, den Gedanken an eine Heirat nicht nur auf drei Jahre aufzugeben, wie ich Euch damals sagte, sondern für ewig; auch will ich mit keinem Manne in sonstiger Gemeinschaft leben. Unter den ganz besonderen, jetzt obwaltenden Umständen aber will ich meinen Willen des Himmels Fügungen unterwerfen und verspreche Euch, Euer Verlangen zu erfüllen unter der Bedingung, daß Ihr mich nicht zu Euren Eltern bringt und meinen wahren Namen und mein Herkommen niemandem nennt."

Mit vielen Beteuerungen wurde dies von ihm bekräftigt; er wollte sich, sagte er, ohne Widerspruch meinen Wünschen fügen, ja sogar — worauf ich nicht zu hoffen gewagt hatte — für mein Kind wie ein Vater sorgen. Nun fragte ich ihn, wie es ihm möglich gewesen wäre, mich aus dem Gefängnis zu befreien, und ob er nicht fürchtete, deswegen zur Verantwortung gezogen zu werden.

„Sobald wir in genügender Sicherheit sind," erwiderte er, „will ich Euch alles genau erzählen, woraus Ihr ersehen werdet, daß ich nicht mehr der einfältige Schafhirt bin wie vor drei Jahren."

Da wir nach Rappin, das drei Stunden von Bergen abliegt, wollten, mußten wir durch ein Gehölz fahren. Mitten in dem Wäldchen fiel mir ein, daß ich das vor der Stadt versteckte Geld vergessen hatte. „O Himmel, mein lieber Daunckel," rief ich ganz bestürzt, „was nun?" und damit erzählte ich ihm von dem Gelde.

„Da soll bald geholfen werden," versetzte er; „ich habe einen Kerl bei mir, auf den ich mich ganz verlassen kann. Sobald wir in Rappin sind, wo ich in einem abgelegenen Haus ohne Furcht vor Verrat Quartier nehmen kann, soll er gleich zurückgehen und das Geld holen."

Als wir endlich in Rappin ankamen, wurde er auf ein gegebenes Zeichen sehr freundlich aufgenommen und trat mit mir in ein besonderes Zimmer, wo wir zu Abend aßen. Der Kerl mußte auf einem frischen Pferde sofort nach unserer Ankunft fortreiten, um das Geld von der ihm genau beschriebenen Stelle zu holen. Wie wir allein waren, wollte er sich einige kleine Freiheiten erlauben; doch bat er mich gleich um Verzeihung, als er meinen Unwillen merkte, und sagte, es käme ihm vor, als ob mir seine Person verächtlich wäre; er würde wohl kaum auf große Gegenliebe von meiner Seite rechnen dürfen.

„Nein, wertester Daunckel," versetzte ich, „es ist durchaus keine Verachtung; laßt nur derartiges bis zur rechten Zeit; dann wird Euch alles vergönnt sein. Ihr könnt gewiß sein, Ihr seid der alleinige Besitzer meiner Liebe. Bis zu unserer Heirat aber will ich mit solchem Ansinnen verschont bleiben; zu diesem Gelöbnis hat mich der erste Betrug veranlaßt."

Diese Worte machten ihn zufrieden, und er konnte sich gar nicht liebenswürdig genug gegen mich zeigen. Ich mußte ihm nur erlauben, mich nach seinem Belieben zu küssen, die einzige Be=

lohnung für seine Mühe. Das Schicksal hatte aber anderes mit mir vor, als eine Verheiratung mit ihm.

Der weggeschickte Kerl kam zu meiner Verwunderung sehr schnell mit dem ganzen Gelde wieder; zur Belohnung schenkte ich ihm fünfzig Taler, worüber er aus Freude ganz närrisch war. Er mußte gleich wieder fort und sich erkundigen, ob das bestellte Schiff bereit läge, das uns wegführen sollte. Nach kurzer Zeit berichtete er, alles wäre zur Abfahrt fertig. In einem wohlverwahrten Kästchen brachte der Kerl mein Geld zu dem Schiff, während Daunckel mich bei der Hand nahm und an die See führte. Voller Freude stiegen wir nun ein, und Daunckel befahl dem Schiffer, nach dem berühmten Wrangelschen Schlosse Spieker zu fahren, wo er aussteigen und eines gewissen Auftrags wegen Bericht erstatten müsse, auch einen neuen Paß und Erlaubnis zur weiteren Fahrt holen wollte. Er versprach beim Aussteigen, in längstens einer Stunde wieder da zu sein.

Die Stunde war bereits dreifach verstrichen, und noch immer ließ sich kein Daunckel sehen. Da verschiedene Schiffe ankamen, wurde ich ängstlich, daß man mich verfolgte; infolgedessen sagte ich zu dem bei mir gebliebenen Kerl: „Steigt aus und seht, wo der Leutnant bleibt; sagt ihm, er sollte mich nicht länger allein lassen, ich wäre seinetwegen in Unruhe.“

Er kam unverzüglich meinem Befehle nach, kehrte nach einer halben Stunde zurück und sagte,

sein Herr müßte noch unbedingt da bleiben; der Schiffer sollte inzwischen nach Stralsund fahren und im Hafen festmachen; er würde am Abend dort wieder zu mir kommen. Der Schiffer fuhr denn auch gleich ab, zwischen Rügen und Hiddensee hindurch in der Richtung auf Stralsund. Kaum waren wir am späten Abend dort angelangt und ich mit verschiedenen Gedanken wegen meiner Sicherheit beschäftigt, da kam ein Kerl auf einem Kahn aus Oldenwehr, einem kleinen Ort auf Rügen, gegenüber von Stralsund, angefahren und sprach meinen Schiffer an. Dieser ging gleich auf mich zu und sagte, es wünschte jemand mit mir zu reden. Ich erschrak sehr, weil mir das verdächtig vorkam, und sagte dem Schiffer, er sollte meine Anwesenheit verleugnen. Er kam zum zweiten Male mit dem Bescheid, der Mensch ließe sich nicht abweisen, sondern hätte behauptet, mir würde viel an dem, was er mir mitzuteilen hätte, gelegen sein, ich hätte nichts Unangenehmes zu befürchten. So entschloß ich mich, ihn anzuhören, und ließ ihn zu mir kommen.

Er trat schüchtern vor mich hin und sagte: „Meine liebe Jungfer! Seid Ihr es nicht, die heute Nacht in Bergen aus dem Gefängnis entwischt ist? Man wird Euch suchen, es ist verraten worden, wo Ihr hingefahren seid. Ich selbst habe eine gute Belohnung versprochen bekommen, wenn ich Euch ausfindig machen kann. Statt dessen aber will ich Euch warnen; haltet Euch also nicht länger hier auf. Ich denke heute noch an die Wohltat,

die Ihr mir vor anderthalb Jahren in dem Hause bei jener alten Dame erwiesen, mich gespeist und getränkt und mit Wegzehrung versehen habt, als ich hungrig und durstig war und die Alte mich schon abgewiesen hatte."

Angst und Freude bemächtigten sich gleichzeitig meiner, und ich bewunderte dieses Menschen ehrliches und dankbares Gemüt. „Ehrlicher und lobenswerter Freund," sagte ich zu ihm, „Euer Wohlmeinen soll von mir besser als die Verräterei belohnt werden." Hierauf öffnete ich meinen Kasten und gab ihm zehn Dukaten, die er mit tiefem Dank annahm. Dann setzte er sich auf seinen Kahn und fuhr wieder davon.

Nun war es Zeit, dem kommenden Unglück vorzubeugen; ich umarmte den Schiffer und sagte mit Tränen in den Augen: „Liebster Freund, macht Euer Schiffchen flott und stoßt schleunigst ab; Ihr sollt an Bezahlung bekommen, was Ihr haben wollt. Los, los, wir dürfen keine Minute verlieren."

„Wie weit soll ich Euch bringen?" fragte er mich.

„Bis ich in Sicherheit bin," war meine Antwort.

„So will ich Euch nach Rostock in Mecklenburg fahren," sagte er, „dort ist fremdes Gebiet und Ihr werdet schon allein weiterkommen."

„Schön, mein Freund," erwiderte ich; „nur liegt mir daran, daß der Leutnant davon Nachricht bekommt."

„Deswegen könnt Ihr unbesorgt sein," tröstete er mich; „sobald ich zurückkomme, soll es mein erstes sein, mich nach ihm zu erkundigen, damit er Euch finden kann."

„Ihr sollt eine reichliche Belohnung dafür bekommen," sagte ich.

Der Schiffer stieß also ab und fuhr an den mecklenburgischen Küsten entlang, um den Meerbusen bei Rostock zu erreichen. Aber schon nach einer Stunde Fahrt änderte sich der Wind, und es stürmte aus Südosten, so daß das Schiff auf die hohe See getrieben wurde und wir nicht wußten, wo wir waren und hinkamen. Die finsteren Wolken hatten das blaue Gewand des Himmels mit ihrer Schwärze bezogen, so daß kein Stern sichtbar war. Außer dem Schiffer und mir war keine sonstige lebende Kreatur auf dem Schiff.

Endlich brach das Tageslicht an, das wir mit seufzendem Herzen und großer Freude begrüßten. Wir befanden uns auf der baltischen See, weit ab von den deutschen Küsten, die sich der Schiffer nun wieder zu erreichen bemühte. Das Schicksal war uns jedoch ungnädig, und der sich von neuem erhebende Wind brauste mit verdoppelter Wut daher, so daß uns der Untergang drohte.

Mitten in solchem Jammer traf mich neues Elend, das mich an den Rand der Verzweiflung brachte. Der Schiffer war in der Nacht beim Herablassen des Segels gefallen, ohne deswegen aber eine Klage hörbar werden zu lassen. Nun kam er plötzlich zu mir, fiel zu meinen Füßen nieder

und sagte: „Ach, mein liebes Kind, ich merke, ich muß sterben! Sollten Ihr bald an Land kommen, so erweist meinem Körper für die Euch geleisteten Dienste die letzte Ehre und laßt ihn begraben. Wird es aber das unvermeidliche Schicksal nicht erlauben, so wickelt mich in dieses Tuch hier und werft mich in das Meer. Damit Ihr es bei Gelegenheit wißt und kundtun könnt, mein Name ist Florian Babner, aus der gräflich Wrangelschen Herrschaft Spieker gebürtig."

Hierauf sprach er mit reichlichen Tränen ein kurzes, aber sehr andächtiges Gebet und ließ zu meinem großen Schrecken und Bedauern seine Seele von dieser Welt fahren.

Was für Händeringen und Wehgeschrei folgte auf dieses unvermutete und traurige Ereignis! „O, du unsagbares Elend," rief ich, „ich bin für meine Not zu schwach; o du himmlische Regierung, ist es denn in deinem unerforschlichen Rat über mich beschlossen, daß ich auf solche klägliche Weise von dieser Welt scheiden soll? Ich Trostlose und Unglückselige! Wie bin ich ohne allen Beistand dem überall auf mich einstürmenden Ungemach ausgesetzt! O du getreuer Florian! Muß ich deinen toten Körper mit solcher Herzensqual vor mir liegen sehen! Nun bin ich aller Hoffnung beraubt und der schrecklichen Wut des Windes und der Wellen überlassen, bis ich dir durch meinen Tod folge; beide Körper werden dann in diesem Behältnis in die Tiefe versenkt werden und in dem weiten Rachen dieses nassen Abgrundes ihre Verwesung finden."

Ich fuhr also aufs Geratewohl dahin, und mein Gemüt wurde zuletzt so unempfindlich, daß ich halbbetäubt mit starren Augen Himmel und Meer ansah. Tag und Nacht verging, ohne daß ich außer Himmel und Wasser etwas zu sehen bekam. Der Geruch von dem toten Körper begann sehr unangenehm zu werden, so daß ich sein letztes Verlangen, ihn an Land begraben zu lassen, nicht erfüllen konnte. Ich zog ihm die Oberkleider ab, wickelte ihn in ein Tuch, band ihn an ein Seil und schleifte ihn an den Schiffsrand, von wo ich ihn hinabwarf, was mir beinahe ebenfalls das Leben gekostet hätte, da sich das Schiff ganz auf die Seite legte.

Plötzlich ließ der Wind nach, und das Schiff bewegte sich nur langsam vorwärts. Das war aber keine Linderung, sondern eine Vermehrung meiner Not; denn der wenige Proviant, den wir mitgenommen hatten, war bis auf einen ganz kleinen Überrest aufgezehrt; am meisten war nur noch Branntwein da, an dem ich wenig Genuß fand. Unter solchem Mangel und Elend mußte ich vier Tage auf der großen Ostsee zubringen und alle Wassertropfen und Brotbröckchen mit der größten Sparsamkeit genießen, bis endlich alles rein aufgezehrt war und ich einen bitteren Tod vor Augen hatte, nämlich unter Hunger und Durst mein Leben zu lassen.

Mitten in solcher Angst kam mir ein ziemlich großes Schiff, das nach Norden segelte, zu Gesicht, worüber ich aus Freude zitterte. Sogleich machte

ich aus meiner Schürze eine Flagge, steckte sie an eine Stange und winkte damit aus allen Kräften. Man wurde meiner gewahr, das Schiff kam auf mich zu und ich bemühte mich, ihm entgegenzufahren. Es sollte nach Malmö in Schonen gehen und hatte vierzig Mann Besatzung. Der Eigentümer, ein reicher Kaufmann aus Malmö, staunte, daß ich ganz allein in einem kleinen Boot fuhr. Als man sich nach mir und meinen Umständen erkundigte, bat ich zunächst um etwas Essen und Trinken; dann erzählte ich, ich hätte von Lübeck nach Rostock zu meiner Mutter Schwester gebracht werden sollen und hätte mein Erbteil an Geld, das dem ehrlichen Schiffer anvertraut worden wäre, bei mir. Wenn ich gegen gute Bezahlung einen ehrlichen und geschickten Mann sowie den nötigen Proviant bekommen könnte, weil mein Schiffer vor wenigen Tagen gestorben wäre, und man mich nach Rostock, das Schiff aber später wieder nach Lübeck bringen würde, so wäre ich herzlich dankbar.

Unter anderen war ein mecklenburgischer Adliger, namens Adolf von Trunitz, auf dem Schiff, der, nachdem er meinen Vortrag mit angehört und meine Person wohl in Augenschein genommen hatte, sogleich sagte: „Da meine Geschäfte zu Malmö ohnehin nicht von großer Wichtigkeit sind und sich noch etwas aufschieben lassen, ich ferner in Rostock am fürstlichen Hofe Freunde habe, die ich aufsuchen möchte, so will ich in Gottes Namen mit ihr und einem Schiffer diese Reise antreten und

sie an den gewünschten Ort bringen, damit sie ihr bißchen Geld nicht unnötig vertut, das Schiff wieder zurückgebracht und von dem Tode des Schiffers Anzeige erstattet wird."

Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden, wir stiegen auf das kleine Boot über und setzten unsere Fahrt nach Süden fort. Sobald er mit mir allein war, wollte er meine Lebensgeschichte hören. Nachdem ich bei meinem früheren Bericht geblieben und den angenommenen Namen Luciana Franthylin beibehalten hatte, gab er mir sogleich seine Liebe zu verstehen und sagte, wenn mir sein Vorschlag gefiele, wollte er nicht nach Rostock, sondern Wismar fahren und von da das Schiff zurückschicken; mich aber würde er mit an den fürstlichen Hof nehmen, wo ich als seine Liebste in allen Ehren und mit reichlichem Auskommen leben sollte; denn er stände bei dem Fürsten in hoher Gunst.

„Mein Herr," antwortete ich ihm, „ich habe an Eurer liebenswürdigen und achtungswerten Person nichts auszusetzen, muß es vielmehr als eine besondere Gnade des Himmels ansehen, daß ein so unverdientes Glück Euch mir in den Weg geführt hat, wofür ich dem Himmel und Euch nicht genug danken kann. Doch muß ich auch noch an etwas anderes denken; denn es ist unumgänglich nötig, daß ich zuvor meiner Tante, die Mutterstelle an mir vertritt, von Eurer Absicht Mitteilung mache. Ich bin gewiß, daß sie alsdann meinem Glück nicht hinderlich, sondern vielmehr mit gütiger Zustimmung und reichlicher Ausstattung förderlich

sein wird. Wenn ich sie deswegen aber nicht befragte, würde ich eine Feindin an ihr haben und jede Hoffnung auf ihre dereinstige Erbschaft fallen lassen müssen."

„Mein liebes Kind," versetzte er; „noch nie hat ein Mädchen in meinem Herzen eine solche Hochachtung gefunden wie Ihr. Eure Angst wegen Eurer Tante Zustimmung scheint mir grundlos zu sein; denn wenn Ihr Euer Unglück auf dem Meere, meinen Beistand und meine darauf erfolgte ehrenhafte Werbung um Euch erzählt, und ich solches als wahr genügend bekräftige, so ist von Eurer Frau Tante nicht anzunehmen, daß sie den allergeringsten Verdruß meines Ansinnens wegen empfinden kann. Meine Verhältnisse werden sie auf jeden Fall zufriedenstellen."

Als er nun merkte, daß ich bei meiner Absicht beharrte, stellte er sich, als ob er sich ihr fügen wollte, hatte aber dem Schiffer schon im geheimen den Befehl gegeben, die Fahrt nach Wismar zu nehmen. Spät abends kamen wir in dem Hafen an, was Herr von Trunitz wohl absichtlich so eingerichtet hatte, damit ich nicht merkte, wohin ich käme, und deswegen mich beklagen könnte. Sobald wir ausgestiegen waren, ließ er sein und mein Gepäck nach einem Gasthof tragen und nahm mich dahin mit. Wir hatten ein eigenes Zimmer; er ließ das Beste an Speise und Trank auftragen, das er bekommen konnte, und suchte mich mit starkem Bier und anderen hitzigen Getränken berauscht zu machen. Ich vereitelte jedoch seine Absicht, ließ

mir heimlich eine Flasche mit Brunnen geben und trank davon, ohne daß er es merkte. So blieb ich nüchtern, während er schon ziemlich bezecht war. Dann ließ ich mir von dem Wirt eine eigene Kammer geben, schloß mich ein und schlief in ungestörter Ruhe.

Wie ich am anderen Morgen zu ihm ins Zimmer kam und hörte, daß ich nicht in Rostock, sondern in Wismar wäre, erschrak ich heftig über diesen Betrug. Er aber lachte und sagte, ich hätte keine Ursache, mir Kummer zu machen; warum ich denn meinem Glück widerstreben wollte. Weil ich ihm alle gewollten Liebespossen mit harten Worten abschlug und bis zur vollzogenen Verheiratung nicht die mindeste Freiheit gestatten wollte, versprach er, meiner Tante sogleich nach Rostock zu schreiben und sie um ihre Zustimmung zu bitten.

Davon wurde mir so angst, weil ich doch von meiner Tante nichts Genaues angeben und als unverschämte Lügnerin entlarvt werden konnte, daß ich vor Kummer krank wurde und drei Tage das Bett hüten mußte. Sobald es mir wieder besser ging, bat er mich, mit ihm zusammen zu essen, was ich ihm nicht abschlagen mochte. Als ich ihn fragte, ob er nach Rostock geschrieben hätte, antwortete er, indem er ganz rot wurde, er hätte sich nach meinen Befehlen richten und meine Genesung abwarten wollen, ehe er den Brief abschickte.

Wir saßen nun in guter Ruhe beisammen, und ich hatte nichts anderes im Sinn, als wie ich ihn auf bequeme Art loswerden könnte. Plötzlich trat

ein Frauenzimmer ein, deren Kleidung auf keinen geringen Stand schließen ließ, während auf ihrem Gesicht Zorn und Wut zu lesen waren. Die kurz zuvor in seinem Gesicht bemerkbar gewesene Röte verwandelte sich bei ihrem Anblick in Leichenblässe, die Lippen erbebten, die Augen wurden starr, und er zitterte an allen Gliedern. Ich wartete mit Schrecken, was nun kommen würde.

„Gottloser und ungetreuer Halunke," begann sie ihre Willkommenrede, „treffe ich dich hier in Hurengesellschaft? Ist das die Pflicht und Schuldigkeit deinem Weibe und deinen Kindern gegenüber? Darum also hast du mich verlassen und vertust dein Geld mit deinem unzüchtigen Leben?"

Staunend hörte ich ihre Worte mit an, und wieder mußte ich ganz unschuldigerweise diese Suppe ausessen. Wütend wandte sie sich gegen mich, spie über den Tisch, daß sie beinahe meine Augen getroffen hätte, und schrie: „Bist du junges Schandbalg dieselbe, die mein Ehebett befleckt und ihren unzüchtigen Leib dem Luder ergeben hat? Dir sollte man das geile Hurenfleisch in den Dornhecken zerreißen!"

Ich wurde wütend, daß ich so unschuldig beschimpft wurde, und fuhr im Zorn heraus: „Frau, wer seid Ihr? Fahrt mit Eurer Raserei nicht so tief in den Kot, daß Ihr auch wieder heraus könnt! Sucht nichts Unanständiges ...." Weiter kam ich nicht; denn mit vorgestreckten Händen fuhr sie auf mich los und schrie: „Verfluchtes Geschöpf, willst du dich auch noch verantworten und rein waschen,

wo ich dich allein mit dem Ehebrecher hier antreffe! Die Augen will ich dir aus dem Kopf reißen, daß du mit deinen Hurenblicken niemand mehr zu solcher Sünde reizen kannst."

Damit griff sie mir, da ich mich geschwind bückte, in die Haare. Ich erwischte mit meinen Händen ihren Hals und drückte ihn so fest zu, daß sie von mir ablassen mußte und dunkelblau im Gesicht wurde. Darauf versetzte ich ihr in aller Eile ein Dutzend so nachdrückliche Maulschellen auf beide Wangen, daß das Blut fast durch die Haut hindurch kam. „Du grobe und unverschämte wütende Bestie," brüllte sie mich an, „was weiß ich von deinen Teufeleien!"

Sie wollte offenbar keine Antwort von mir haben, sondern holte plötzlich ein langes Messer heraus, mit dem sie einen Stoß nach mir tat, der beinahe meine Seele ins Jenseits befördert hätte; denn er ging, obwohl ich eine kleine Wendung gemacht hatte, so nahe über dem Schnürleib weg, daß es beschädigt wurde und das Messer zwei Finger tief in die Wand eindrang. Trotz meines Schreckens packte ich sie sogleich beim Kopf und stieß ihr das Gesicht auf den Tisch, daß das Blut aus Mund und Nase floß und einige Zähne vor mir zu Boden fielen. Sie erhob ein mächtiges Geschrei und sank gleich darauf ohnmächtig um, bei welchem Anblick der Mann Reißaus nahm und mich mit ihr allein ließ. Nun kam der Wirt mit anderen Leuten hinzugelaufen, und sie sahen ganz bestürzt das Schauspiel an. Weil ich das Messer aus der Wand

herausgezogen und vor mich hingelegt hatte, fiel der Verdacht auf mich, daß ich damit gestochen hätte.

Ehe ich mich noch recht besinnen konnte, war ich wieder eine Gefangene, und zwar zu meinem größten Schrecken unter schwedischer Gerichtsbarkeit. Unter starkem Zulauf des Volkes wurde ich ins Gefängnis abgeführt und mir mein Geld und alles, was ich sonst bei mir hatte, abgenommen. Außerdem hörte ich unterwegs, wie jemand sagte: „Das ist die Franthylin, die in Bergen einer Mordtat wegen gesessen hat und aus dem Gefängnis ausgebrochen ist. Sie sollen sie nur hier besser verwahren, denn sie hat mehr als Brotessen gelernt!"

Der Schuft hatte sich, weil er kein reines Gewissen hatte, aus dem Staube gemacht, und ich sollte nun wieder ein unschuldiges Opfer fremder Büberei und Bosheit werden. Die Edelfrau lag gefährlich danieder, so daß man an ihrem Aufkommen zweifelte; alles Unglück schlug also über mir zusammen.

Als ich zum Verhör kam und gefragt wurde, ob ich die wäre, die in Bergen aus dem Gefängnis entwischt wäre, mir auch mein neues Verbrechen vorgehalten wurde, schwieg ich still und gab keine Antwort. Der Präsident wurde zuletzt ganz ungeduldig und rief: „Ich sehe, Ihr seid ein verwegenes, verstocktes und boshaftes Weibsbild; wir wollen Euch aber schon den Mund öffnen!" Hierauf wurde ich in ein grausiges Kerkerloch geworfen.

Bis Mitternacht verbrachte ich den Abend ohne Genuß der mir gereichten Speisen, schlaflos

und in unbeschreiblichem Gram; dabei war ich in beständiger Erwartung, daß ich dem Henker zur Folter übergeben werden würde, und quälte mich mit dem bekümmerten Gedanken, was für ein Geständnis ich ablegen sollte, wie ich von der Folter befreit werden könnte und was für einen Tod ich möglicherweise zu erdulden haben würde. Plötzlich hörte ich, wie die Tür meines Kerkers ganz leise aufgemacht wurde.

Als ich niemanden eintreten sah, glaubte ich, es geschehe nur, um nachzusehen, ob ich wachte oder schliefe, machte daher die Augen weit auf, sah aber trotzdem nichts. Gleich darauf aber hörte ich einen tiefen Seufzer, der mir schaurig ins Herz drang. Was soll das bedeuten? dachte ich voller Angst, hob die Augen auf und sah mit einem Male eine Mannsgestalt vor mir mit einem Licht, dessen blaue Flamme meinen Kerker erhellte. Nun kam mich ein heftiges Grauen an, doch konnte ich meiner Ketten wegen nicht entfliehen. Der Mann kam mir genau vor wie mein Schiffer Florian, ehe ich ihn in das Tuch eingewickelt hatte.

„Höre, Imela," fing die Gestalt plötzlich zu reden an, „fürchte dich nicht; denn ich komme nicht, um dir zu schaden, sondern möchte dich nur um etwas bitten. Du hast mir deine Treue bewiesen und mich mit großer Trauer in der See begraben. Nun aber hängt mein Körper in einer Steinkluft fest. Berichte das sobald wie möglich meinen Angehörigen, damit mein Leib abgeholt und beerdigt wird. Willst du mir fest zusagen,

das zu tun, so will ich dich von hier befreien und ohne alle Gefahr in Sicherheit bringen; denn weil du unschuldig bist, steht es in meiner Macht, solches zu tun. Sage also ohne alles Bedenken zu, sonst muß ich dich wieder verlassen, meine Zeit ist eng begrenzt."

Mein Herz, das erst über diese Erscheinung ganz bestürzt war, bekam nun wieder Mut, und die gehemmte Zunge wurde gelöst. „Mein guter Florian," versetzte ich, „der mir zu meinem großen Leidwesen aus dieser Welt geschieden ist, wenn du es wirklich dem wesentlichen und unsterblichen Teil nach bist, wie mir scheint, und kein Betrug noch schädliche Verblendung hier mitspielt, so sage ich dir bei meinem Gewissen und dem Wohl meiner Seele zu, alles anzuwenden, um deinem Verlangen nachzukommen."

„Zweifle nicht an der Gewißheit dessen, was du hier siehst und hörst," sagte der Geist, „und fürchte weder Schaden noch Betrug. Es ist Zeit, daß wir gehen."

„Wenn es so ist," erwiderte ich vorwitzig, „so gib mir auf eine Frage Antwort: Da du ein Geist bist, dem weder Raum noch Weg auf dieser Welt hinderlich sein kann, warum hast du deinen Angehörigen nicht selbst davon Mitteilung gemacht?"

Es sah aus, als ob er bei dieser Frage seine Gestalt veränderte und unwillig wurde; doch bekam ich folgende Antwort von ihm: „Wir Geister bekommen in jener Welt nicht nach unserem Belieben Erlaubnis und Freiheit, sondern wie es die

Regierung dort verordnet. Auch haben wir das Verlangen und den Willen nicht mehr, wie es zur Zeit der Vereinigung mit dem Körper gewesen ist; denn das Vergangene ist nun gänzlich verändert. Mehr darf ich nicht mit dir reden. Auf also und folge mir ohne Furcht und Zweifel; bleibe aber eingedenk, das zu vollbringen, worum ich dich gebeten habe."

Augenblicklich fielen die Ketten von mir, ohne daß ich recht merkte, wie es zuging, und der Geist ging mit der hellen Flamme vor mir her. Ehe wir zum Haus hinauskamen, mußten wir einige eiserne Türen passieren, und niemand bemerkte uns. Sodann führte er mich aus der Stadt, ohne daß ich ein Haus zu sehen bekam, und obwohl ich, wie es mir vorkam, auf gefährlichen Wegen auf- und niedersteigen mußte, widerfuhr mir kein Anstoß, ja, ich spürte nicht einmal, daß ich ging. Schließlich geleitete mich der Geist noch etwa eine Viertelstunde lang bis zu einem Hügel, an dem der heitere Himmel und die herniederleuchtenden Sterne eine Öffnung zeigten.

„Hier wirst du," sagte der Geist, „bis zum Anbruch des Tages einen sicheren Aufenthalt haben; geh alsdann immer zur linken Hand fort, dann wirst du gegen Abend eine erwünschte Herberge finden und brauchst dich vor keinem Gefängnis mehr ängstigen. Nun muß ich scheiden, denke an meine Bitte und deine Zusage!"

Bei diesen Worten seufzte ich einige Male, worauf sich der Geist nochmals zu mir umwandte

und zu meiner höchsten Verwunderung sagte: „Trauere nicht zu sehr um dein Geld; du wirst es wiederbekommen!“ Ich war ganz bestürzt, daß ihm meine Gedanken bekannt waren. Im selben Augenblick war er von mir, ich sah und hörte nichts mehr von ihm.

Nun steckte ich in einer Höhle, wo es mir nicht anders vorkam, als ob ich durch die Dunkelheit geäfft wurde und noch in dem Gefängnis saß, doch riß der mich plötzlich überfallende tiefe Schlaf allen Kummer aus meinem Herzen. Ich schlief bis Sonnenaufgang und erkannte nun, daß mein Entkommen aus dem Gefängnis kein Traum, sondern Wirklichkeit war. Ganz munter ging ich aus der Höhle und sah voller Freuden Himmel und Erde gleichsam mit neuen Augen an, indem ich von oben die Güte und unten die Freiheit meiner Tritte mit unsagbarem Frohlocken betrachtete. Dann erwählte ich den mir von dem Geist vorgeschriebenen Weg und hielt mich linker Hand am Ufer entlang. Vier Stunden ging ich so und sah keinen Menschen, bis ich vor Hunger, Durst und Ermüdung einen Ruheplatz zu nehmen genötigt wurde. Ich freute mich herzlich, die Stadt Wismar so weit hinter mir zu haben und der schwedischen Gerichtsbarkeit entgangen zu sein, doch machten mich Hunger und Durst bekümmert. Diese Sorge wurde durch den Geldmangel noch vermehrt; denn ich stellte mir mein Elend vor, wenn ich ohne einen Groschen in eine Herberge kommen würde. Nachdem ich eben eine halbe Stunde mit meinen trost-

losen Gedanken beschäftigt dagesessen hatte, bekam ich neben wunderbarer Hilfe Bestrafung für meinen törichten Wankelmut. Als ich mir sagte, daß ein längeres Verweilen auf dieser Stelle möglicherweise meine Festnahme zur Folge haben könnte, folgten den Seufzern Tränen, die sich in lautes Weinen verwandelten. Ich saß auf dem Abhang eines Hügels zwischen alten Weiden, bei deren Anschauen ich mich des Psalmes von der babylonischen Gefangenschaft erinnerte, in dem die Klage an den Wassern geschieht, denn unter meinem Sitz floß ein kleiner Bach entlang.

Plötzlich sah ich einen Wagen dahergerollt kommen, vor dem die Pferde lustige Sprünge machten. Der Fuhrmann, für die dortige Mode ganz wohlgekleidet, saß in dem Wagen. Als er meiner gewahr wurde, rief er mich an. Ich wollte erst keine Antwort geben, weil ich nicht glaubte, daß er mir helfen würde. Er aber schrie mich an: „Was ist Euch widerfahren, daß Ihr solche Trauermusik macht, habt Ihr Euren Kerl verloren?"

„Laßt doch die Späße," versetzte ich, „deswegen ficht mich keine Not an; bemüht Euch nicht um mich, mein Freund; ich sehe, Ihr seid vom Trunk guter Dinge, während mich ein anderes Leid kränkt."

„Was für eins?" fragte er, seinen Wagen anhaltend. „Ist Euch nicht zu helfen?"

Mir war sein Fragen lästig, ich sah mich aber doch gezwungen, ihm zu antworten. „Ich bin hier fremd," sagte ich daher, „das Meinige ist mir

gestohlen, und ich bin hierher geführt worden, wo ich weder Weg noch Steg kenne und nichts zu essen habe."

„Ist das Euer ganzes Herzeleid?" versetzte er lachend. „Dann wundere ich mich über Euch. Ihr seid ein junges, feines Ding, wohlgewachsen und mit gesunden Gliedern, und gewiß erst zwanzig Jahre alt. Müßt Ihr, wenn Euch ein kleines Unglück begegnet ist, heulen wie ein altes Weib, das die gebratenen Äpfel in der Asche verloren hat? Wo seid Ihr erzogen und wo habt Ihr bisher gelebt? Glaubt Ihr nicht mehr an Gott, der Euch so lange erhalten hat, daß er Euch auch weiter ernähren wird? Es gibt noch Menschen und Arbeit auf der Welt, daß man weder vor Hunger noch Durst stirbt; auch seid Ihr doch wohl noch in der Christenheit; die Wege stehen Euch alle offen, hebt nur die Beine auf, dann werdet Ihr bald eine Herberge finden. Ich bin nur ein armer Mann gewesen und habe mit meiner Fischerei durch den Segen Gottes auf ehrliche Art so viel erworben, daß ich wohl auskommen kann; Ihr werdet auch nicht verderben."

Mich verschnupfte solche schöne Belehrung von diesem Manne nicht wenig, so daß ich mich in meinem Herzen schämte und ihm gern eine derbe Antwort gegeben hätte; mein gegenwärtiger Zustand hielt mich jedoch davon ab, und ich bediente mich glimpflicher Worte. „Mein lieber Freund, Ihr habt gut reden, wie es Eurem lustigen Kopf gerade einfällt," versetzte ich unter Schluchzen.

„Wären Euch meine Umstände bekannt, so würdet Ihr anders sprechen. Ich bin matt vor Hunger und Durst, meine Füße wollen vor Müdigkeit nicht weiter; ich habe nichts, um mir ein Stück Brot, geschweige sonst etwas kaufen zu können. Auch bin ich es nicht gewohnt, schwere Arbeit zu tun."

„Ei was, gewohnt," sagte er, „man muß sich in der Welt an mancherlei gewöhnen! Wer hat Euch bei Eurer Geburt versprochen, daß Ihr zeitlebens keinen Mangel leiden, sondern immer auf Rosen sitzen, wie ein faules Schoßhündchen die Schnauze in den Busen stecken und die Hände in den Schoß legen sollt? Es muß jetzt mancher brave Junker des schrecklichen Krieges wegen hinter dem Pflug hergehen, der sich das gewiß in seiner Jugend nicht hätte träumen lassen. Dankt Gott, wenn Ihr Euren gesunden Leib und ehrlichen Namen behalten habt, alles andere wird sich schon finden! Man wird Euch doch nicht alles Vermögen und Erbteil gestohlen haben?"

„Und doch ist das geschehen," fing ich von neuem weinend an; „es hat aber keinen Zweck, Euch das jetzt zu erzählen; was hilft aller Kummer, ich muß mein Leid doch ohne Trost in mich hineinfressen."

„Kommt, setzt Euch zu mir auf den Wagen," rief er; „ich will Euch mit zu meiner Frau nach Hause nehmen; der könnt Ihr Euer Leid klagen, sie wird Mitleid mit Euch haben. Hunger und Durst sollen auch bald gestillt werden."

Die Not lehrte mich, dieses Anerbieten an-

zunehmen. „Wo seid Ihr her, lieber Mann?" fragte ich.

„Aus Bolenberg, einige Stunden von hier," war seine Antwort. „Ihr werdet unterwegs schon noch nicht sterben, ich will meine Pferde ordentlich laufen lassen." Mit diesen Worten stieg er ab, ergriff mich bei der Hand und half mir auf den Wagen; dann nahm er ein Stück Wurst und ein Brot aus der Tasche und sagte: „Da, macht den Zähnen unterdessen einen kleinen Zeitvertreib; wenn wir nach Hause kommen, will ich Euch ein Gericht Fische vorsetzen; dann soll der Magen schon gefüllt werden."

Niemals habe ich eine bessere und schmackhaftere Mahlzeit gehabt als auf diesem vierrädrigen Tische, wo mir jeder Bissen in den Magen hinuntergerollt wurde. Ich stillte meinen quälenden Hunger, ohne auf die versprochenen Fische zu warten. Bald darauf wollte aber diese gewürzte Knackwurst eine lange Brühe haben, um den gewaltigen Durst zu vertreiben; ich scheute mich aber, meinen Begleiter darum anzugehen. Der lustige Fuhrmann jedoch, der sich, um mir mehr Platz zu lassen, auf eins der Pferde gesetzt hatte, kam meinem Wunsch zuvor und sagte, als wir das nächste Dorf erreichten: „He, Jungfer, die Wurst wird ohne Zweifel schwimmen wollen; ist es Euch gefällig abzusteigen oder soll ich einen Krug Bier herausholen?"

Ich erwählte mit Freuden das letztere, worauf er abstieg und mir bald darauf ein großes Gefäß

reichte, mit dessen Inhalt ich die lechzende Kehle befriedigte. Sobald er wieder aufgesessen war, redete er mich an und sagte: „Nun wird wohl das eine Elend vorüber sein, bis wir die Stadt erreichen; dann soll es besser schmecken!" Darauf trieb er seine Pferde an und sang ein lustiges Lied. Ich aber dankte in meinem Herzen der unbegreiflichen göttlichen Güte und Vorsorge.

Ehe wir an die Stadt kamen, sagte der Mann zu mir: „Meine liebe Jungfer, ich muß noch etwas bemerken: Wenn wir zu meiner Frau kommen, so macht nicht viel freundliche Mienen gegen mich; sie ist etwas eifersüchtig, sonst aber sehr mitleidig mit den Notleidenden."

„Ach," antwortete ich, „wenn es so ist, so will ich lieber nicht mit Euch nach Hause; denn wenn mir auch solche Gedanken nicht in den Sinn kommen, so will ich doch jeden Verdacht vermeiden und keine Ursache zum Verdruß geben."

„Sorgt Euch nicht zu sehr," fuhr er fort, „die Gefahr wird nicht so groß sein, wie Ihr glaubt."

Am Stadttor fragte ihn ein Bekannter: „Was bringst du denn da gefahren, Peter?"

„Ich habe gefischt und eine schöne Barbe gefangen," erwiderte er. „Weil sie außerordentlich groß und fein ist, gedenke ich, ein schönes Stück Geld daraus zu lösen. Hast du Lust, das Pfund mit zwei Dukaten zu bezahlen, so will ich sie dir zuwiegen; einzeln wird nichts verkauft, sie muß ganz fortgehen."

„Der Bissen ist mir zu fett," versetzte der andere,

„sie gehört auf die fürstliche Tafel; doch wird sie besser ins Bett als auf den Tisch taugen!“ Damit trat er dicht an den Wagen heran und betrachtete mich ganz genau. „Schelm,“ redete er den Fuhrmann wieder an, „so etwas ist ja dein Wagen gar nicht wert zu tragen!“

„Du Narr,“ versetzte er, „kann man einen schönen Braten nicht auch in eine hölzerne und tönerne Schüssel tun, oder muß er immer auf einer silbernen oder goldenen liegen? Er wird auch so schmecken!“

Nach dieser anmutigen Unterhaltung fuhr er weiter, bis wir an ein Haus kamen, das nicht weit von der Stadtmauer entfernt lag. Hier rief er, bis seine Frau herbeikam. „Hei, Margret,“ sagte er, „hilf mir abladen; heute bin ich glücklich gewesen und habe einen guten Zug getan. Ich bin neugierig, wie er dir gefällt.“

„Was hast du denn, du närrischer Kerl?“ versetzte sie. „Du hast, wie mir scheint, einen guten Zug in den Hals getan, der dich so lustig macht.“ Mit diesen Worten trat sie an den Wagen und wollte die mitgebrachte Ware ansehen. „Was Henker,“ rief sie, die Hände zusammenschlagend, „was bringst du denn da mit? Ich glaube, du bist verrückt geworden; das ist ja ein Staatsdämchen!“

Er lachte laut los und sagte: „Du albernes Tier, ich bringe hier noch eine Nebenfrau mit; wenn du es mir nicht recht machst, weiß ich wenigstens, wo ich mich erholen kann. Tu nur recht schön und sanft mit ihr, daß sie keinen Schaden nimmt, oder du sollst es mir büßen.“

Sie machte ein ganz verwundertes Gesicht, so daß mir nicht wohl zumute wurde und ich in großer Angst dasaß, es würde mir ebenso ein Willkommen zuteil werden wie von der Edelfrau in Wismar.

„Ach, meine liebe Frau," redete ich sie nun an, „glaubt ja nicht, daß ich ein liederliches Weibsbild bin; Ihr braucht keinen Verdruß von mir zu besorgen! Ich bin ein unglückliches Wesen, das ohne Verschulden in Not geraten ist. Euer guter und edler Mann hat sich meiner unterwegs erbarmt und mich mit hierher genommen. Ich will aber Eurem Hause durchaus nicht beschwerlich fallen. Wenn es Euch nicht recht ist, mich heute Nacht zu beherbergen, so will ich sehen, wo Gott mich hinführt."

„Nun los doch," rief der Mann, „was zauderst du solange? Hilf ihr doch vom Wagen und laß sie deine Freundlichkeit sehen; mach ein gutes Gericht Fische zurecht und warte ihr auf, als ob es deine Herrschaft wäre. Stell ihr ein Bett auf und laß es ihr an nichts fehlen; das wird sie gewohnt sein, und mir tust du damit einen Gefallen!"

Mir schlug vor Erwartung, was sie darauf erwidern würde, das Herz ganz laut; denn ich hoffte nichts Gutes und wünschte mich weit weg. Sie trat dicht an den Wagen, sperrte die Augen weit auf und betrachtete mich eine ganze Weile, ohne ein Wort zu sagen. Plötzlich schlug sie die Hände zusammen und rief: „Mann, was hast du da mitgebracht? Mein lieber Peter, ich staune und sehe

doch, ich irre mich nicht! Komm, mein Herzenskind! Mein liebster Gast! Nie habe ich einen angenehmeren in meinem Hause gehabt. Ihnen soll alles zu Diensten stehen, was in meinen Kräften steht; so gut ich nur kann, will ich Sie bedienen." Damit hob sie mich vom Wagen und küßte mir nochmals die Hände; ich wußte gar nicht, was ich davon denken sollte.

Als der Mann dies sah, kam er voll Verwunderung hinzu und sagte: „Nanu, was bedeutet dies? Ich glaube, du bist närrisch; kennst du denn das Weibchen?"

„Du dummer Tölpel," fuhr sie ihn an, „das ist keine Fischtrine; sie ist höheren Standes als wir und von vornehmem Adel."

Ich erschrak über die Worte der Frau und sagte ganz bestürzt: „Liebe Frau, Ihr irrt Euch; für wen haltet Ihr mich denn?"

„Ach!" antwortete sie, „sollte ich mein gnädiges Fräulein Alexandrinchen nicht mehr kennen, der ich solange aufgewartet habe und die mir soviel Güte und Wohltaten bewiesen hat?" — Damit streichelte sie mir die Hände. — „Wie manchesmal habe ich Sie gewaschen und gebadet und mich ergötzt, wenn ich Ihren schönen bloßen Leib sah. Ich möchte Sie immer wieder küssen! O sagt, wo kommen Sie her? Zu meiner großen Betrübnis höre ich, daß Sie sich unglücklich nennen. Doch habe ich eine unglaubliche Freude, Sie hier zu sehen und Ihnen dienen zu können."

Nun erinnerte ich mich, daß sie vor sechs bis

sieben Jahren in meinen Diensten gewesen war, als ich mich noch in Glückseligkeit, Ehren und Wohlstand befunden hatte; als armes Mädchen war sie von mir aufgenommen und wohl gehalten worden. Sie führte mich sogleich in ihre Stube und wußte gar nicht, was sie alles für mich tun sollte. Als ich ihr nun erzählte, wo und wie ich ihren Mann getroffen und was er zu mir gesagt hatte, schämte sie sich und sagte: „Sie müssen es ihm nicht übelnehmen, er ist ein ehrlicher und guter Mann, der gegen jeden aufrichtig ist, aber sich nach seiner einfachen Art, wie er es gewohnt ist, benimmt. Nun, Peter," rief sie ihm zu, „du hast mir geheißen, ihr aufzuwarten, und daran sehr wohl getan, denn wir haben unvermutet einen Gast bekommen, über dessen Anwesenheit wir uns glücklich schätzen müssen. Laß du es an nichts fehlen und mach die besten Fische zurecht."

Ich konnte diese wunderbare Schicksalsfügung nicht begreifen, obwohl ich nach der Aussage des Geistes geführt worden war, und schlief in dieser Nacht und nach innigster Danksagung gegen die göttliche Güte mit beruhigtem Herzen. Als die Frau mich am nächsten Tage nach meinen Erlebnissen fragte, sah ich mich genötigt, ihr das meiste davon zu offenbaren; sie bezeugte ihr Mitleid mit vielen Tränen und beteuerte mir wiederholt, daß sie nichts davon erzählen würde.

Meine erste Sorge war, das dem Geist gegebene Versprechen einzulösen, und ich schrieb deswegen einen ausführlichen Brief an Florians ehemalige

Freunde in Spieker. Den Brief übergab ich dem Peter Rußwack, wie der Fischer hieß, und bat ihn, denselben so schnell wie möglich zu bestellen. Zu meinem großen Vergnügen übergab er ihn schon nach einigen Tagen einem Schiffer, der von Travemünde kam und nach Rügen fuhr.

Als ich mich einmal, nachdem ich mich nun schon vier Wochen hier aufgehalten hatte, mit kummervollen Gedanken zu Bett legte und erst eine Stunde geschlafen hatte, wurde ich plötzlich durch ein Geräusch an der Tür geweckt. Ich glaubte, es rührte von einem Hund oder einer Katze her, und machte mir weiter keine Gedanken darüber. Nach kurzer Zeit aber hörte ich die Tür aufgehen, worüber ich sehr erschrak. Ich glaubte, sie wäre nicht richtig geschlossen gewesen, und war im Begriff, aufzustehen und sie wieder zuzumachen. Im selben Augenblick sah ich zu meinem Schrecken einen hellen Lichtschein und zitterte am ganzen Körper. Dicht vor mir stand Florians Geist, wie ich ihn in Wismar gesehen hatte; der Schein des Lichtes war aber nicht blau, sondern weiß.

„Nun, Imela," sagte er, „du hast dein Wort redlich gehalten; mein Leib ist gesucht, gefunden und begraben worden. Ich habe die Erlaubnis erhalten, noch einmal zu dir zu kommen, und will dir verschiedenes sagen, was dir von Nutzen sein kann. Geh morgen Abend mit deiner Wirtin hinaus ans Ufer, wenn die Fischer heimkehren; dann wirst du an einem bestimmten Ort" — er beschrieb ihn mir genau — „dein ganzes Geld

wiederfinden. Mach sodann, daß du bald von hier fortkommst, denn die Kundschafter sind schon unterwegs, werden aber erst in acht Tagen hier sein. Lebe wohl; sei recht geduldig, denn es müssen noch dreitausendsechshundertundneunzig Tage vergehen, ehe deine Seele zur rechten Ruhe kommt."

Gleich darauf war Licht und Gestalt verschwunden und die Tür fest geschlossen. Ich hätte gern noch eine Frage an den Geist gerichtet, aber mein Mund war zugetan. Grauen, Furcht und Schrecken hatten mich befallen, obwohl ich von dem Geist keinen Schaden zu befürchten hatte. Und doch habe ich bei dieser zweimaligen Erscheinung wohl empfunden, wie sehr sich das Herz entsetzt, wenn man einen Geist sieht, und was für eine Kühnheit dazu gehört, mit ihm zu reden. Nachdem er aber wieder fort war, war die Verwunderung über seine Worte größer als über seine Erscheinung, denn nun erst überdachte ich, was er zu mir gesagt hatte.

Währenddessen überfiel mich der Schlaf, so daß sich mir wider Willen die Augen schlossen. Es dauerte jedoch nicht lange, da klopfte es an die Tür, und in meiner Schlaftrunkenheit glaubte ich, der Geist wäre nochmals gekommen, um mir noch etwas zu sagen, was er vergessen hätte. Trotzdem wartete ich angstvoll, ob sich die Tür öffnen würde. Es klopfte noch einmal, und ich fragte, wer da wäre. Sobald ich die Stimme meiner Wirtin hörte, machte ich die Tür unverzüglich auf, worauf die Frau zu mir hineinkam.

„Guten Morgen, Fräulein," sagte sie freundlich, „ich wünsche Ihnen viel Glück zu Ihrem Geburtstag und bringe Ihnen ein kleines Angebinde mit der Bitte, es von mir anzunehmen."

Die gute Frau hatte meinen Geburtstag noch im Gedächtnis behalten, an den ich selbst gar nicht gedacht hatte. Sie brachte mir eine große Schüssel mit schönstem Obst, dazu ein schwarzsammetnes Hütchen mit silbernen Spitzen. Da ich Hoffnung hatte, mein Geld wiederzubekommen, nahm ich mir vor, sie für ihr Geschenk zu belohnen, und sagte ihr, sie würde heute noch etwas Neues erfahren.

Der Mann war frühmorgens ans Ufer gegangen und mit der Nachricht zurückgekommen, verschiedene Schiffe wären in der Nacht verunglückt und eins von ihnen gescheitert; die Trümmer lägen an dem ganzen Strand herum. Auf meine Frage, ob auch Menschen umgekommen wären, erzählte er, die meisten wären gerettet und nur wenige umgekommen; er hätte selbst bei der Bergung von einigen mitgeholfen. Die Frau wollte mich mit ans Ufer nehmen, um mir das traurige Bild zu zeigen; als ich aber hörte, daß das gescheiterte Schiff aus Wismar stammte, beschloß ich, die mir vom Geist bestimmte Zeit abzuwarten. Unterdessen machte die Frau zur Feier meines Geburtstages eine gute Mahlzeit zurecht und hieß mich lustig sein. Der Mann suchte gleichfalls zu meinem Vergnügen beizutragen.

Der Frau hatte ich den ganzen Tag über nichts von der nächtlichen Erscheinung offenbart; gegen

Abend aber sagte ich ihr, ich hätte einen ganz eigenartigen Traum gehabt, ich würde mein verlorenes Geld wiederfinden.

„Träume sind nie gänzlich zu verachten," versetzte sie; „da Sie den Ort so deutlich wissen, wollen wir um die angezeigte Stunde hinuntergehen."

Wir gingen denn auch an den Strand, als der Abend gekommen war. Der Mann wollte nach Hause gehen und rief uns zu, wir sollten mit ihm umkehren; wir antworteten, wir würden gleich nachkommen. Sobald wir allein waren, zeigte ich ihr den mir beschriebenen Ort, und wir fanden tatsächlich an der angesagten Stelle den Kasten mit meinem Gelde. Sie wickelte ihn in ein Tuch, und voller Freude kehrten wir nach Hause zurück.

Als wir den Kasten öffneten, fand sich genau die Summe vor, die mir gehört hatte, worüber sich meine Wirtin nicht genug wundern konnte. Das Geld hatte von Wismar nach Bergen geschickt werden sollen wegen der Hinterlassenschaft der Alten, der ich es entwendet haben sollte. Das Schiff war durch den Sturm zurückgetrieben und hier verunglückt, alles andere, was auf dem Schiffe gewesen war, war untergegangen und nur der Kasten von den Wellen an Land getrieben, wo ich ihn nun wiedergefunden hatte.

Ich bot der Frau für die genossenen Wohltaten und die freundliche Aufnahme fünfzig Taler an und teilte ihr gleichzeitig mit, daß ich sie verlassen müßte. Sie wollte keinen Pfennig von mir annehmen und sagte: „Ach, mein liebes Fräulein,

Sie haben das Geld nötiger als wir. Mein Mann hat sich durch seinen Fleiß schon etwas erworben und hat noch täglich einen guten Verdienst, so daß wir ein reichliches Auskommen haben. Ich hoffe und wünsche nur, daß Sie bald glücklich werden. Es betrübt mich aber unsagbar, daß Sie uns schon so bald verlassen wollen; ich hätte Sie gern den ganzen Winter bei mir behalten."

Sie bekräftigte ihr Leidwesen mit Tränen; doch durfte ich nicht länger bleiben und machte Anstalten zur Abreise. Es wurde in Eile alles angeschafft, was ich brauchte, und schon nach drei Tagen stieg ich auf ein nach Travemünde gehendes Schiff. Die Frau weinte beim Abschied bitterlich, und auch der Mann war sehr gerührt. Sie brachte mich sodann auf das Schiff und nahm mit vielem Händeküssen Abschied von mir. Weil ihr der Schiffer bekannt war, bat sie ihn, sich meiner ganz besonders anzunehmen, und sagte mir schließlich, wenn ich mich in Travemünde genügend lange aufgehalten hätte, sollte ich wieder zu ihr kommen, sie würde schon dafür sorgen, daß mir keine Gefahr begegnete.

Mein Schiff fuhr mit gutem Winde ab und gelangte ohne Schaden nach Travemünde. Die Fischerleute hatten mir Briefe an gute Bekannte mitgegeben, bei denen ich Quartier nehmen sollte; ich kam zu ihnen und wurde sehr freundlich aufgenommen und gut verpflegt, doch bezahlte ich alles von meinem wiedergefundenen Gelde.

Drei Tage hatte ich mich hier aufgehalten, da

winkte mir das Schicksal wieder zum Aufbruch. Wie ich nämlich auf den Markt ging, fielen meine Augen auf einen mir bekannten Händler aus Bergen, der mich aber zum Glück nicht sah. Um so schnell wie möglich von ihm wegzukommen, eilte ich in einen nahegelegenen Gasthof. Hier saß ein dänischer Offizier an einem Tisch, der mich offenbar für ein Freudenmädchen hielt, das ihren Erwerb in lustiger Gesellschaft suchte. Infolgedessen rief er mich an seinen Tisch; als ich ihm ohne zu antworten den Rücken zuwandte, nahm er sich die Mühe und kam zu mir. „Kann man denn bei dem gnädigen Fräulein keine Audienz haben?" redete er mich an. „Ich kann mir nicht denken, daß Ihr in einem Kloster erzogen oder menschenscheu seid, und glaube, daß Euch schon mehr Mannspersonen angesprochen, Ihr auch den Unterschied der Geschlechter ganz genau kennt."

Mit diesen Worten hatte er sein Anliegen deutlich genug erklärt; da es mir sehr verdrießlich war, antwortete ich nur ganz kurz: „Mein Herr, Ihr irrt Euch mit Eurer Wissenschaft gar sehr; Ihr könnt Eure große Nase zum Pfand geben, daß ich nicht hierher gekommen bin, Euch zu suchen."

Das verschnupfte den großen Kriegsmann nicht wenig, denn er fuhr gleich mit groben Worten auf mich los: „Du alte Hure! Wieviel von deiner Sorte gehen denn auf ein Dutzend? So begegnest du einem Königlichen Offizier und willst dich über meine Nase lustig machen; für solch Lumpengesindel wäre ein Fußtritt auf den Hintern an=

gebracht!" Dann rief er nach seinem Bedienten, einem großen, tölpelhaften Bengel, er sollte mir einen Tritt geben. Als der Kerl in meine Nähe kam, gab ich ihm unvermutet einen Stoß, daß er nach rückwärts hinfiel und fürchterlich brüllte. Der Herr sah und hörte das, kam eilends hinzugelaufen und wollte seinen großartigen Heldenmut sehen lassen. „Mußt du freche Canaille so mit meinem Diener umgehen?" schrie er mich an, während er mich zugleich am Arme packte und glaubte, ich würde ihm zu Füßen fallen, um Gnade bitten und auf seine Wünsche eingehen. Im selben Augenblick aber hatte ich mich unter ihm weggedreht und ihm ein Bein gestellt, so daß er lang zu Boden fiel. Nun glaubte ich gewonnenes Spiel zu haben und wollte schnell zur Tür hinaus entwischen, um fernere Ungelegenheiten zu vermeiden. Wie erschrak ich aber, als ich mich drei Soldaten gegenübersah, die mich unsanft anfaßten und riefen: „Halt! Wohin? Erst müßt Ihr unserem Hauptmann Rede und Antwort stehen, ehe Ihr entwischen dürft."

Als ich so in größter Angst mitten zwischen ihnen stand, kam ein junger Kavalier mit seinem Diener angelaufen, der die Kerls mit gezogenem Degen auseinanderjagte, mich bei der Hand ergriff und mit fortführte. „Was habt ihr mit diesem Wesen vor?" rief er ihnen zu. „Glaubt ihr, daß dieses anständige Mädchen eine Hure ist? Sagt eurem Herrn, wenn er Lust hat, zu mir zu kommen, dann wollen wir zusammen sprechen!"

Ich wußte nicht, wie mir geschah, sah aber mit großer Bestürzung, als ich mit ihm ins Zimmer trat, daß ich den sogenannten Baron von Frimoldi vor mir hatte, worüber ich eine ungeheure Freude empfand. Die dänischen Soldaten mußten noch in dieser Nacht abmarschieren, so daß wir vor ihnen Ruhe hatten. Die Freude über unser Zusammentreffen war beiderseits überaus herzlich, doch hatte sie fast noch mehr Vergnügen darüber, als ich zeigen konnte, weil meine Sinne noch ganz verwirrt waren und die sonst angeborene Lebhaftigkeit dadurch nicht aufkam. Da sie mich große Vertraulichkeit spüren ließ, so offenbarte ich ihr verschiedene Begebenheiten, namentlich auch den Grund, warum ich mich hier nicht aufhalten konnte. Nun erfuhr ich auch von ihr, daß sie eine geborene Gräfin Konstantine Helena von Cartry war und aus der Gegend am Bodensee stammte. Die Ursache ihrer Flucht war, daß sie zu einer Heirat gezwungen werden sollte, weil Ehre und Reichtum der betreffenden Person ihre Großeltern geblendet hatten, während sie nur Ekel und Abscheu vor ihr empfand. Sie hatte sich einem anderen ergeben, der eines Duells wegen auf der Flucht war und den sie nun aufsuchte.

„Ich habe," sagte sie, „solches Glück zu erwarten, daß ich Euch, sobald mich mein Leitstern zu ihm geführt hat, standesgemäß bei mir aufnehmen kann, bis Ihr zu völliger Ruhe kommt, wofür ich schon sorgen werde. Denn ich bin gewillt, all mein Glück mit Euch zu teilen und an allen

Euren Widerwärtigkeiten teilzunehmen, wie wenn sie mir selbst begegneten. Meinen Bedienten will ich in Lübeck entlassen und, wenn wir einen brauchen, nur einen kleinen Jungen annehmen, vor dem wir unser Geschlecht besser verbergen können."

„Wohin soll Eure Reise gehen?" fragte ich.

„Nach Frankreich," antwortete sie, „denn dort hoffe ich zu finden, was ich suche. Doch werde ich daselbst nicht bleiben, sondern, wenn ich ihn gefunden habe, mich wieder nach England begeben. Dort soll, wie mir prophezeit ist, der Ort liegen, wo mein Glücksstern aufgeht und über mir bleibt."

Wir unternahmen denn auch nach einigen Tagen die weite Reise und langten am Michaelistage in der berühmten Residenz Kopenhagen an. Unser Quartier nahmen wir im „Seepferd", wo wir wegen einer mir zugestoßenen Unpäßlichkeit vierzehn Tage bleiben mußten. Hier bekam die Cartry ganz unverhofft von einem anderen Gast die Nachricht, daß er in Amiens einen Kavalier, namens Graf Wattenas, verschiedene Male gesprochen hätte. Nachdem ich einigermaßen wieder genesen war, gingen wir sogleich zu Schiff; unterwegs sprach sie mir nur von ihrem bevorstehenden Glück und tröstete mich mit der Hoffnung auf ein gleiches. Ich hörte alle ihre Worte mit niedergeschlagenem Herzen an, denn ich war noch so krank, daß ich mich sehr schwach fühlte. Die Fahrt ging glücklich vonstatten, bis wir gegen Abend in einen furchtbaren Sturm gerieten, der unser Schiff an die Klippen warf; es bekam ein großes Leck,

so daß wir bis zum Morgen im Wasser stehen mußten und kaum unser Leben retteten. Bei Anbruch des Tages bekamen wir Hilfe von den auf der Insel Lessow wohnenden Leuten, die mit Kähnen und kleinen Fahrzeugen herzukamen und uns bei dem Flecken Hols landeten. Viele Passagiere wurden von der ausgestandenen Nässe und Kälte krank, unter ihnen auch die Cartry, die ein gefährliches Fieber bekam, so daß wir den ganzen Winter an diesem elenden Orte bleiben mußten.

Ich nahm hier einen armen Jungen, mit Namen Berent Murkop, etwa dreizehn Jahre alt, in Dienst, der zwar sehr einfältig und sehr langsam in seinen Verrichtungen war, aber diese Fehler mit seltener Treue und Anhänglichkeit ersetzte. Ich mochte ihm auftragen, was ich wollte, er nahm es ohne Widerspruch hin, selbst wenn ihm die Ausführung unmöglich schien. Er war von der Insel Samson gebürtig, wo sein Vater vor kurzem gestorben war.

Die Gräfin verfiel bald in einen Zustand der Bewußtlosigkeit, in dem sie oftmals ihr Geschlecht verriet, wenn ihr Liebesaffären und andere Abenteuer in den Sinn kamen. Ich mußte daher beständig bei ihr sein und gab vor, sie könnte niemanden, namentlich kein Weibsbild, in ihrer Nähe leiden. An dem Orte war kein Arzt zu haben, und ein solcher mußte mit großer Mühe und vielen Kosten aus der Stadt Seby zu Schiff geholt werden. Alle seine Aufwendungen waren vergebens, keine Arznei oder sonstigen Mittel wollten helfen; die

Krankheit hielt fünf volle Wochen an, und sie war nur an ganz wenigen Tagen ihrer Sinne mächtig. Trotz meiner genauen und fleißigen Aufsicht hatte ich es nicht verhindern können, daß ihr Geschlecht von einer uns bedienenden Frau erkannt wurde. Sobald ich das merkte, rief ich die Frau zu mir und legte ihr mit großen Geschenken Stillschweigen auf, wobei ich vorgab, es wäre meine Liebste, was ich aber aus sehr gewichtigen Gründen verbergen müßte. So blieb es denn bis fast zu unserer Abreise auch tatsächlich verborgen.

Als die Cartry ihrer Sinne wieder mächtig wurde, wollte sie sobald wie möglich von hier fort. Ich nahm mir aber die Freiheit, ihr solches nachdrücklichst auszureden, und stellte ihr die Folgen ihrer unzeitigen Eilfertigkeit in Kopenhagen vor, die sie beinahe mit dem Tode hatte bezahlen müssen.

Gleich nach Frühlingsanfang beschlossen wir unsere Reise fortzusetzen und den Jungen aus unserem Dienst zu entlassen. Als wir eben fortwollten, wurden wir auf recht verdrießliche Weise aufgehalten. Das alte Weib nämlich, dessen Stillschweigen ich so teuer erkauft hatte, hatte das wahre Geschlecht der Cartry einem jungen Manne, dem Sohne eines dänischen Oberamtmanns aus Alborg, verraten, der nach Helsingör reiste und hierher verschlagen worden war.

Der junge Mann hatte sich in die Cartry verliebt und die Alte bestochen, ihm eine Gelegenheit zu verschaffen, daß er mit ihr allein sprechen könnte.

Ich war zu dem Schiffer gegangen, der uns nach Seby übersetzen sollte, wo ein Schiff zur Fahrt nach den Niederlanden bereit lag, und mein Berent hatte mich begleitet. Diese Gelegenheit nahm die alte Canaille gleich wahr und hinterbrachte es dem Dänen. Die Cartry zog sich eben an, stand, nichts Böses ahnend, vor dem Spiegel und wusch sich. Als die Alte hineinkam, ließ sie sich nicht weiter stören, da dieser ihr Geschlecht bekannt war, und redete einige Worte mit ihr. Kaum hatte das Weib den Rücken gedreht und die Cartry ihre Brust bedeckt, als der dänische junge Herr eintrat, worüber sie so erschrak, daß sie am ganzen Leibe zitterte, ihren Schlafrock ergriff, ihn um sich warf und fragte, was er bei ihr wollte. Er machte ihr gleich Komplimente und bat sie, nicht vor ihm zu erschrecken und sich nicht zu ängstigen, sondern in ihm einen guten Freund und bereitwilligen Diener zu sehen.

„Wie soll ich das verstehen, mein Herr?" sagte sie. „Ich habe noch nicht die Ehre gehabt, Eure Bekanntschaft zu machen."

Er machte keine langen Redensarten, sondern sagte, ihr Geschlecht wäre ihm bekannt; er lobte ihre Schönheit als unvergleichlich, offenbarte ihr seine Liebe und bot ihr seine Hand und sein Vermögen an. Sie verleugnete zunächst ihr Geschlecht, und als er tätlich zu werden begann, hielt sie ihm sein unpassendes Benehmen mit scharfen Worten vor. Als er nun merkte, daß in Güte und mit Versprechungen bei ihr nichts zu erreichen war, wurden seine Begierden immer brünstiger, und

um sein Ziel zu erreichen, drohte er ihr mit folgenden Worten:

„Mein Fräulein, Ihr habt keine Ursache, meine Person zu verschmähen. Ihr könnt sicher sein, daß Ihr an mir den findet, der Euer Glück nur vermehren wird. Andernfalls aber wird Eure verächtliche Abweisung nur bewirken, daß ich Euer Geschlecht hier bekannt mache, worauf dann genau untersucht werden wird, warum Ihr als Mann gekleidet geht."

Sie erschrak nicht wenig über seine Worte; als entschlossene und mutige Person aber sagte sie: „Mein Herr, nur aus unziemlicher Leidenschaft habt Ihr mein wahres Geschlecht kennen gelernt!"

„Haha," erwiderte er, „das muß erst bewiesen werden, während ich meine Worte durch den Augenschein unterstützen kann. Ihr werdet Euch nur eine größere Strafe zuziehen, mich aber nicht im geringsten belasten."

Sogleich kam sie auf einen neuen Einfall. „Ich halte Euch," sagte sie, „für einen anständigen Menschen, der sein Gewissen nicht mit falschen Angaben beschweren wird. Denn wie könnte ich sonst ohne dieses Vertrauen Euren Versprechungen Glauben schenken? Wenn Ihr also einige Achtung für meine unwürdige Person habt, warum wollt Ihr mich unglücklich machen? Wenn das mein Liebster erfährt, dessen Rückkehr ich jeden Augenblick erwarte, bin ich dem größten Schimpf ausgesetzt. Die Verhehlung meines Geschlechts ist

nicht wegen eines Verbrechens oder infamer Aufführung geschehen, sondern nur aus reiner Liebe, deretwegen ich auf der Flucht bin."

Hierdurch wurde er zwar etwas beschämt, konnte aber das Feuer seiner Begierde noch nicht löschen. „Mein Fräulein," erwiderte er daher, „warum wollt Ihr länger auf so gefährlicher Flucht sein? Eure Person ist einer besseren Verehrung würdig, und diese will und kann ich Euch in Helsingör gern verschaffen."

Während er noch sprach, hörte sie zu ihrer großen Freude meine Ankunft, worauf sie ihn bat, sich zunächst zurückzuziehen, sie würde ihm in kurzer Zeit ihren Entschluß mitteilen. Sobald ich bei ihr war, merkte ich ihre Verwirrung und fragte sie nach der Ursache. Auf ihren Wink schickte ich den Jungen fort, und nun erzählte sie mir, was geschehen war.

Nachdem ich alles angehört hatte, gab ich ihr auf ihren Wunsch Antwort und sagte: „Werteste Freundin! Wir dürfen diese Angelegenheit nicht übereilen, sondern müssen sie mit Vorsicht angreifen; denn wenn er seinen Vorsatz bei Eurer Weigerung zur Ausführung bringt, so sind wir beide verraten und haben eine peinliche Untersuchung zu befürchten. Um solcher zu entgehen, ist es nötig, einen klugen Betrug zu versuchen, der nicht nur erlaubt, sondern sogar lobenswert ist."

„Ihr habt, geliebte Schwester, recht," erwiderte sie und drückte mir die Hand; „wie aber wollen wir es anstellen?"

„Stellt Euch bei seinem Wiederkommen willfähriger an,“ antwortete ich, „jedoch mit einigem Widerstreben, damit er den Betrug nicht merkt. Euer Verstand wird Euch schon das Richtige eingeben. Bestimmt ihm dann eine Zeit, zu der Ihr sein Verlangen erfüllen wollt, mit dem Vorgeben, daß es die weibliche Natur erst in einigen Tagen erlaubt. Stellt noch einige besondere Bedingungen für den Fall, daß Ihr ihn nach Helsingör begleiten würdet, und hört, was er Euch für Antworten gibt.“

„Wie gut hättet Ihr doch zum Geheimen Rat getaugt,“ sagte sie lächelnd zu mir; „sobald ich im Besitz eines Fürstentums bin, sollt Ihr bei mir auch diese Stellung bekommen.“

„Das wird wohl,“ meinte ich mit einigem Hohn, „erst in einer neuen Welt geschehen, die noch entdeckt werden soll.“

„Ihr habt,“ erwiderte sie, „alles gut und verständig ausgedacht. Aber spottet nur nicht zu sehr; wer weiß, ob mein Wort nicht noch zur Wirklichkeit wird. Inzwischen wollen wir darauf bedacht sein, diesen verdrießlichen Zwischenfall auf gute Art beizulegen.“

„Ich will zunächst gleich wieder zu dem Schiffer gehen und die Fahrt für heute abbestellen,“ sagte ich, „ihm aber gleichzeitig sagen, daß er sich zu jeder Stunde bereithalten möge.“

Während ich fort war, suchte sie der Däne wieder auf und verlangte eine Erklärung. Sie verstand es, meine gegebenen Ratschläge so zu verwerten und sich derartig zu verstellen, daß er ihr

nicht allein vollkommen glaubte, sondern ganz entzückt auf ihr Ansinnen einging, seine Versprechungen wiederholte und mit schönen Geschenken bestärkte. Als ich wiederkam, erzählte sie mir voller Vergnügen, wie ihre Unterredung abgelaufen wäre und daß sie ihm die zweitnächste Nacht zur Befriedigung seines Verlangens bestimmt hätte. „Unterdessen können wir uns leicht aus dem Staube machen,“ fügte sie hinzu.

„Das wäre, meine engelsgleiche Freundin, durchaus nicht recht,“ erwiderte ich; „dadurch kämen wir nur in eine noch größere Gefahr. Denn er würde sich gewiß nicht die Mühe verdrießen lassen, uns nachzusetzen und uns, wenn er uns eingeholt hat, festnehmen zu lassen. Dann könnte die Sache mit dem dänischen Hauptmann dazu kommen, von anderen üblen Weiterungen gar nicht zu reden. Für viel sicherer und besserer halte ich folgendes: Ich will mich zu der bestimmten Zeit zu dem Schiffer begeben und dort unter einem Vorwand auf Euch warten. Ihr sagt dem Dänen dagegen, Ihr wäret mich mit großer List losgeworden. Sodann habe ich hier ein Mittel, mit dem Ihr ihn bequem einschläfern könnt. Wenn er gutes Muts und recht hitzig wird, so laßt Ihr ihn sich ausziehen und ins Bett legen und stellt Euch, als ob Ihr dasselbe tut und ihm unverzüglich folgen wollt. Sobald er schläft, werdet Ihr schon Gelegenheit finden, von ihm zu gehen, und dann kommt Ihr schnell zu mir. Ehe er erwacht, sind wir in Seby und möglicherweise schon noch weiter.“

Es ging alles ganz nach Wunsch. Ich nahm unser Gepäck, brachte es zu dem Schiffer und sagte, er möchte sich zur Abfahrt fertig machen, mein Gefährte würde gleich nachkommen. Zu früher Abendstunde stellte sich der Däne ein, brachte einige Flaschen Wein mit, um ihr Mut zu machen, und ließ es an nichts fehlen, was zu ihrem beiderseitigen Vergnügen seiner Meinung nach nötig wäre. Als er hörte, daß sie mich weggeschickt hätte, wuchs seine Freude, und er sprach gehörig dem Weine zu, in den sie ein Schlafpulver gemischt, das ich ihr gegeben hatte. Schließlich sagte sie zu ihm: „Nun scheint es Zeit zu sein, das Bett aufzusuchen, damit ich Euer Verlangen stillen kann, ehe mein Liebster nach Hause kommt."

Sie half ihm beim Ausziehen, in der Hoffnung, gleich entwischen zu können; der Vogel schlief aber so schnell nicht ein und drang so lange in sie, sich zu ihm zu legen, bis sie es, nur mit einem kurzen Röckchen bekleidet, tat, worauf er sie mit großer Begierde umarmte, so daß sie schon nach einem Vorwand suchte, das Bett wieder zu verlassen. Gleich darauf aber schlief er ein, und zwar so fest, daß er nicht aufzuwecken war. Schnell stand sie auf, zog seine Kleider an, um desto sicherer aus dem Hause zu kommen, band die ihrigen zusammen und nahm sie unter seinen grauen Mantel, den sie sich umlegte.

Ich wollte sie auf Zureden des Schiffers holen lassen und schickte deshalb den Jungen zu ihr; diesen aber traf sie bereits unterwegs und kam nach

wenigen Minuten wieder. Sie lachte schon beim Eintritt in des Schiffers Haus, stieß mich an und sagte: „Nun nur schnell fort! Es ist alles in Ordnung, Ihr bleibt mein Geheimer Rat und Premierminister." Als ich die Kleider des Dänen sah, erschrak ich und sagte: „Diese könnten uns Gefahr bringen."

„Seid unbesorgt," erwiderte sie lachend, „er schläft ganz fest, und außerdem habe ich ihn angebunden."

„Rulfan!" (so hieß der Schiffer) rief ich nun, „geschwind abfahren!" Er war sogleich fertig, nahm seinen Jungen sowie zwei Laternen mit sich und ruderte so schnell, daß wir noch vor Tagesanbruch Seby erreichten und hier das zur Weiterfahrt bestimmte Schiff zur Abreise bereit fanden. Das Schiff fuhr mit günstigem Ostwind ab, und wir gelangten ohne Unfall nach Amsterdam. Kaum waren wir angelangt, da bekam die Cartry eine außerordentlich erfreuliche Nachricht. Ein Mann erzählte nämlich, er hätte vor einigen Tagen in Utrecht mit einem Herrn gespielt, der sich Graf Wattenas genannt und einen Türken, namens Ulaphar, als Bedienten gehabt hätte; er konnte ihn gar nicht genug als verständigen, galanten und wohlgebildeten Herrn rühmen. Sogleich nahm sie mich beiseite und sagte: „Auf, Schwester, wir müssen noch heute Abend fort; ich sehe nun schon in meiner nächsten Nähe, was ich aus weiter Ferne gesucht habe!"

Obwohl ich recht müde war und am liebsten

hier geblieben wäre, wollte ich sie in ihrem übergroßen Vergnügen nicht stören; wir ließen uns nicht einmal Zeit zum Essen, sondern brachen augenblicklich nach Utrecht auf, wo wir in der Nacht anlangten. Sobald es Tag wurde, suchte sie Näheres über ihren Geliebten zu erfahren. Ganz entgeistert aber saß sie da, als der ausgesandte Bote mit der Meldung zurückkam, der Graf von Wattenas wäre bereits am vorigen Tage nach Dortrecht gereist. Wir machten uns sogleich dorthin auf den Weg, wo wir erfuhren, er hätte seinen Reiseweg geändert und wäre zu Schiff nach Frankreich gegangen. Wir fuhren nach Briel, von welchem Hafen aus er nach Calais gefahren war, wurden aber hier beide so krank, daß wir drei Tage lang nicht weiter konnten.

Sobald wir einigermaßen genesen waren, bestiegen wir ein Schiff und segelten nach Calais. Hier nun begannen die eigentlichen Fatalitäten sowohl für die Cartry wie für mich. Wir kehrten in dem Gasthof zum „Prinz von Oranien" ein, und die Cartry stellte sogleich Nachforschungen nach dem Grafen an. Da sie auch nicht das geringste von ihm erfahren konnte, verfiel sie in große Traurigkeit. Während sie so in der Gaststube saß, erschien ein vornehm gekleideter Herr mit einem alten Mohren als Bedienten und sah sich alle Anwesenden genau an. Es dauerte gar nicht lange, so kam er mit der Cartry ins Gespräch und erzählte von seiner Reise. Sie fragte ihn sofort nach ihrem Liebhaber und ob er ihn nirgends getroffen hätte.

Da sie ihn ganz genau beschrieb, konnte er ihr die Mitteilung machen, daß er ihn nicht nur gesehen und gesprochen hätte, sondern auch wüßte, wo er hätte hinreisen wollen. Voller Freude darüber bat sie den Herrn, mit in unser Zimmer zu kommen und mit uns zu speisen. Als wir bei Tisch saßen, kam sie mit ihm gelegentlich der Unterhaltung auf ein religiöses Gespräch über die Transsubstantiation des Abendmahls. Als strenggläubiger Römisch-Katholischer stellte er allerhand Fragen, doch brachte sie ihn mit vielen Gegenfragen und Beweisen dahin, daß er als Stütze seiner Meinung sich nur auf eine menschliche Autorität berufen konnte. Sein sonstiges Benehmen gegen uns war sehr höflich und liebenswürdig, und die Cartry beglückwünschte sich zu dieser neuen Bekanntschaft. Als ich sie zufällig mit dem Namen Frimoldi anredete, stutzte er einen Augenblick und sagte dann auf Französisch, das er ebenso wie das Spanische und Italienische sprach: „Oh, Herr Baron, ist das Euer Name, so seid Ihr gewiß ein intimer Freund des Grafen von Wattenas; ich habe ihn mehrmals diesen Namen mit Wehmut nennen hören. Ist es Euch recht, so wollen wir ihm nachfahren; ich denke, in Bordeaux werden wir ihn einholen, wohin ihn seiner eigenen Erzählung nach seine Angelegenheiten gerufen haben."

Sogleich wurden alle Vorbereitungen zu dieser ziemlich weiten Reise getroffen, doch dauerte es noch drei Tage, ehe wir ein dorthin segelndes Schiff fanden. „Wie froh bin ich," sagte sie zu mir, „daß wir in so angenehmer Gesellschaft reisen!"

Als wir uns endlich aufs Schiff begaben, fing mein kleiner Diener an zu weinen, und als ich ihn fragte, was ihm denn fehlte, gab er zur Antwort: „Wer weiß, wo uns der Kerl hinführt! Er hat so einen ekelhaften langen schwarzen Kerl bei sich, den er gewiß sich aus den Teufeln ausgesucht hat."

„Bist du bei Sinnen oder was fehlt dir?" fuhr ich ihn an. „Du wirst in deinem Leben noch Mohren zu sehen bekommen, die weit schwärzer sind als er. Willst du aber nicht bei mir bleiben, so magst du gehen."

Er fiel mir zu Füßen und sagte mit Tränen in den Augen: „Mein lieber Herr, geht, wohin Ihr wollt, ich bleibe bei Euch!"

Als das Schiff den Hafen verließ, gab es großes Konzert mit Pauken und Trompeten, und alles war vergnügter Stimmung. Glücklich und ohne Unfall gelangten wir nach Bordeaux und kehrten in dem Hotel „Zur goldenen Lilie" ein. Plötzlich war unser Kavalier fort.

„Wo bleibt unser Reisegefährte?" fragte ich die Cartry.

„Er wird mir," antwortete sie, „eine unverhoffte Freude machen wollen und den Grafen Wattenas hierher holen."

„Mich verlangt, weiß Gott," sagte ich, „danach, diese vielgenannte Person endlich zu sehen und Euch meine Glückwünsche darzubringen."

Während wir noch miteinander redeten, kam ein nach der Mode geputztes Frauenzimmer herein; wenn sie auch leidlich schön war und in ihrem Be-

nehmen nichts Abstoßendes hatte, so besaß sie doch einen frechen Blick und eigentümliche Mienen. Sie hatte einen kleinen Lakai bei sich, der sich nach allen Seiten umsah, während sie die Gäste nachdenklich musterte. Nach einiger Zeit erschien ein vornehm gekleideter Herr, ein Franzose, wie ich später hörte, der sie mit den Worten anredete: „Was sucht Ihr, mein Fräulein? Was habt Ihr für Kummer, den ich Euch am Gesicht ansehe?"

„Mein Herr," versetzte sie, „ich suche jemanden, den ich nicht finden kann, und doch weiß ich ganz genau, daß er gestern morgen noch hier gewesen ist; wenn ich nur erfahren könnte, wo er ist."

„Wie heißt er?" fragte der Franzose. „Ist es ein Fremder oder ein Einheimischer?"

„Ein Fremder," antwortete sie ganz schwermütig, „von deutschem Blut und gräflichem Herkommen; er nennt sich Graf Wattenas, seine Familie stammt aus Basel."

„Ach, mein Fräulein," versetzte jener, „es sind etwa fünf Stunden her, da habe ich mit ihm an dem Schiff gesprochen, mit dem er abfuhr. Sein Ziel war Bajonne, und er erzählte mir lachend, ein Frauenzimmer triebe ihn von hier weg; wenn er weiter von ihr verfolgt würde, wollte er nach Spanien gehen."

„O du Betrüger!" rief das Mädchen, die Hände zusammenschlagend, „wo bleibt deine vielgerühmte deutsche Ehrlichkeit?" Dabei strömten ihr die Tränen aus den Augen.

„Womit hat er Euch hintergangen?“ fragte der Franzose.

„Eine Antwort ist überflüssig,“ erwiderte sie; „dann muß ich mich eben nach einem anderen Mittel umsehen.“ Damit ging sie hinaus.

Als die Cartry dieses Gespräch vernahm, glaubte ich, sie würde ohnmächtig umfallen; sie wurde so blaß und zitterte am ganzen Körper, daß ich mich genötigt sah, sie wegzuführen, damit niemand etwas merkte. Ich ließ mir ein eigenes Zimmer geben und bemühte mich, ihre zerstörten Lebensgeister wieder zu stärken. Wie ich noch damit beschäftigt war, kam unser Reisegefährte, der sich Monsieur de Blaumeil nannte, ins Zimmer und sagte höchst vergnügt: „So, Monsieur le baron de Frimoldi, nun werdet Ihr bald Euren Herzensfreund zu sehen und zu sprechen bekommen!“

Sogleich erholte sie sich wieder und sagte: „Was berichtet Ihr da, mein Herr? Eben erst habe ich etwas ganz anderes über ihn vernommen.“

„Laßt Euch doch nicht unnötig angst machen,“ versetzte er, „Ihr werdet ihn sehr bald mit Euren eigenen Augen sehen!“

Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte.

„Ist das auch wahr,“ fragte ihn die Cartry, „was Ihr mir da sagt?“

„Mein Herr,“ versetzte er, „vor kurzem ist er mit einem guten Freund auf dem Arsenal gewesen und hat sein Wort gegeben, hier in diesem Gasthof zu speisen.“

Auf einmal stellten sich die entwichenen Lebens=

kräfte bei ihr wieder ein; sie setzte sich zu uns an den Tisch und trank ein Glas Wein. Mittlerweile wurde es Abend, aber kein Graf Wattenas ließ sich sehen. Nun erzählte sie dem Herrn von Blaumeil, was sie gehört hatte. Er sah sie ganz verwundert an, sprang dann plötzlich auf und sagte: „Da muß ich selbst Kundschaft einziehen! Seid meiner Treue und Aufrichtigkeit versichert, Ihr sollt ihn bald zu sehen bekommen."

Nach einer Stunde erschien Herr de Blaumeil, schüttelte den Kopf und sagte: „Er hat tatsächlich der arglistigen Netze eines Frauenzimmers wegen weggemußt! Wollt Ihr nun noch den kurzen Weg bis Bajonne machen, so werdet Ihr ihn sicher dort finden. Leider kann ich Euch nicht begleiten, da meine Angelegenheiten meine Gegenwart hier nötig machen."

„Die Sache kommt mir nicht ganz geheuer vor," sagte ich zu der Cartry, als wir allein waren; „von einem Ort werden wir zum anderen geschickt! Wann werden wir einmal den Herrn Grafen finden?"

„Laßt es Euch nicht verdrießen," versetzte sie; „was lange währt, wird gut. Wenn die Hoffnung nicht wäre, wo sollten wir Lust zum Leben herbekommen? Haben wir die weite Reise bis hierher gemacht, so soll uns dieser kleine Katzensprung nicht stören!"

So setzten wir uns denn nach zwei Tagen, die ihr so lang wie zwei Jahre vorkamen, wieder aufs Schiff und fuhren nach Bajonne. Nur

wenige Meilen waren wir noch von diesem Ort entfernt, da fing das Meer an, sein freundliches Aussehen zu verändern. Zugleich mit einem gewaltigen Sturm kamen hohe Wellen, die das Schiff überfluteten; Ausschöpfen half nichts, und es begann schon zu sinken, als wir nahe der spanischen Küste bei Fuentaralia von einem anderen Schiff gerettet und nach Bilbao gebracht wurden. Was von den auf dem Schiff befindlichen Gütern nicht ins Meer geworfen war, war verdorben; die Cartry und ich bekamen jedoch unser Gepäck nebst unserem Gelde unversehrt wieder. Wir wurden in ein Haus gebracht, von dem ich nicht weiß, ob es ein Gasthof oder sonst etwas war. Nach zweitägigem Aufenthalt besuchte uns Herr de Blaumeil. Wie aber war mir zumute, als ich ihn in geistlichen Kleidern eintreten sah! Das schien mir nichts Gutes zu bedeuten.

Die Cartry fragte ihn sogleich, ob sie denn nun endlich seinem Versprechen gemäß den Grafen Wattenas zu sehen bekäme.

„Ja," war seine Antwort; „aber es freut mich nicht wenig, Euch in diesem Lande zu sehen, wo wir allerdings spanisch miteinander reden müssen."

„Ich bin der spanischen Sprache nicht kundig," versetzte sie.

„O, habt nur Geduld," sagte er mit höhnischem Lachen, „Ihr werdet sie schon noch lernen."

Ich verstand nicht, was er damit sagen wollte; doch wollte sich das Herz keiner angenehmen Hoffnung hingeben. Sobald er uns verlassen hatte,

bat sie mich, nach dem Hafen zu gehen, um mich zu erkundigen, ob wir vielleicht mit einem fremden Schiff wieder fortkommen könnten. Ich nahm den Berent und einen spanischen Jungen mit, der etwas Französisch verstand, und wollte sehen, was ich erreichen könnte; denn der Aufenthalt hier gefiel mir nicht. Als wir am Hafen entlang gingen, traf ich auf einem holländischen Schiff einen Bekannten, der mich begrüßte und mich einlud, ihn auf dem Schiff zu besuchen. Wie mein Berent das hörte, lief er wie der Wind weg und meiner Wohnung zu und hörte nicht auf mein Rufen. Ich wurde ganz wütend auf ihn, da ich glaubte, er täte es aus Angst, um nicht wieder aufs Wasser zu gehen. Nachdem ich mich etwa eine Stunde mit dem Holländer unterhalten hatte und wieder gehen wollte, fiel ein so fürchterlicher Platzregen, daß alle Straßen überschwemmt wurden. Ich mußte wieder zu dem Holländer in seine Kajüte gehen, und bald darauf erschien mein Berent, den ich mit einem spanischen Rohr bewillkommnen wollte. „Canaille!" fuhr ich ihn an, „ich glaube, du bist wie die tollen Hunde wasserscheu geworden, daß du ohne meine Erlaubnis wegläufst und auf kein Rufen hörst."

„Nein, nein, Herr," stammelte er, „ich habe mich durchaus nicht gefürchtet. Ich bin doch wieder da! Ich habe geglaubt, wir wollten wieder fortfahren, und deshalb habe ich Euer Kästchen geholt."

„Wer hat dir das geheißen?" schrie ich ihn an.

„Wenn mir meine Hände nicht leid täten, solltest du eine ganz besondere Belohnung bekommen!"

Die Nacht brach ein, der Regen strömte aber immer noch herab, so daß mich der Holländer bat, bei ihm auf dem Schiff zu bleiben, wozu ich mich denn auch entschließen mußte. Als es Morgen wurde, ließ ich den Jungen das Kästchen mit meinem Gelde nach unserem Quartier zurückbringen, weil ich es dort für sicher aufgehoben hielt. Schon nach wenigen Minuten kam er unter Heulen und Schreien wieder angehinkt und erzählte, er wäre von einem großen Hunde gebissen worden. Ich mußte ihn also auf dem Schiff verbinden lassen und konnte ihn nicht fortschicken. Bald darauf ließ der Kapitän die Anker lichten und alles zur Abfahrt fertig machen. In dem Augenblick, als ich das Schiff verlassen wollte und schon einen Mann, der Waren aufs Schiff gebracht hatte, ansprach und ihn bat, meinen Jungen gegen ein gutes Trinkgeld zu führen, erhob sich ein entsetzlicher Wirbelwind, der alle Schiffe im Hafen umdrehte, und weil unseres dicht am Eingang stand, es aus dem Hafen hinaus und auf die hohe See trieb.

Ich war ganz starr und sagte endlich zu dem Bekannten: „Mein Herr, ich muß unbedingt wieder zurück."

„Gebt Euch nur zufrieden," suchte er mich zu trösten, „wir erwarten noch Leute, die mitfahren wollen; Ihr könnt dann mit dem Boot, das sie bringt, zurückkehren."

Sogleich wurden alle Segel nach Osten gesetzt

und das Schiff nach dem Hafen zu gelenkt. Es waren ihrer neun Personen, die in einem Boot angefahren kamen und auf das große Schiff steigen wollten, während ich mich anschickte, in das kleine Boot hinabzuspringen. Während das Gepäck noch umgeladen wurde, hörte ich, wie eine Weibsperson einer anderen erzählte: „Heute haben sie einen Fremden, namens Frimoldi, der sich für einen deutschen Baron ausgibt, samt allen seinen Sachen weggeholt. Der Abt Thomas Romesso hat ihn bei der Inquisition als Ketzer angezeigt; ich glaube, er soll nach Coronna gebracht werden. Er hat noch einen Mann namens Franthyl bei sich gehabt" (so hatte ich mich dem angeblichen Blaumeil gegenüber genannt), „der sich aus dem Staube gemacht hat. Da er auch sehr verdächtig ist, wird er genau gesucht; man durchstöbert schon alle Schiffe im Hafen nach ihm. Der Herr Abt hat sie sehr geschickt gefangen und von Bordeaux hierher gelockt!"

Wie geschwind zog ich nun meinen Fuß zurück und verfügte mich zu dem Holländer, der viel auf dem Schiff zu sagen hatte; ich flüsterte ihm ins Ohr, ich wäre entschlossen, mitzufahren, denn ich hätte etwas gehört, was mich veranlaßte, nicht wieder an Land zu gehen. Er war bereit, mich mitzunehmen, und versprach mir allen Beistand; nur müßte ich so tun, als wenn ich in seinen Diensten stände.

Mittlerweile fuhr das Schiff ab; die Segel wurden nach Westen gesetzt, und in Zeit von einer

Stunde waren wir sechs spanische Meilen von Bilbao entfernt. Wir hielten mit gutem Wind auf die französische Küste zu und hatten noch fünf Schiffe zur Begleitung bei uns, von denen drei zu uns und zwei nach England gehörten. Als wir die Landschaft Guienne fast erreicht hatten, erhob sich plötzlich ein Sturm aus Nordosten, der eine habe Stunde lang derartig blies, daß alle Schiffe auseinandergejagt wurden und keins mehr zu sehen war. Nach kurzer Zeit kamen uns die spanischen Küsten von neuem zu Gesicht, und die Schiffsleute bemühten sich mit allen Kräften, Bilbao wieder zu erreichen. Die Not wurde jedoch noch größer, denn das Schiff, das sehr beladen war, fing an zu sinken. Der Kapitän rief: „Werft aus! Werft aus! Alles über Bord, was nur irgend zu entbehren ist; sonst geht das Schiff augenblicklich unter!"

Sogleich wurden etliche Lasten in den weiten Rachen der tobenden Flut versenkt. Der Sturm ließ etwas nach, und ehe wir es vermuteten, lagen zwei kleine holländische Schiffe neben uns, die Waren von uns übernahmen, so daß unser Schiff bedeutend erleichtert wurde. Es dauerte jedoch nicht lange, da erhob sich der Wind von neuem, und das Schiff begann voll Wasser zu laufen. Da die beiden kleinen Schiffe noch bei uns waren, sollten verschiedene Personen in diese übersteigen. Im ganzen wurden dreißig in die beiden Boote übergenommen, darunter auch ich mit meinem Berent.

„Ich sehe keinen anderen Ausweg," sagte der Obersteuermann, „wir müssen wieder auf die spanische Küste zuhalten und lavieren, bis uns Wind und Wetter günstiger werden."

Ich verspürte wenig Lust zu diesem Vorschlag, doch durfte ich an keinen Widerspruch denken und mußte mich dem Willen der Allgemeinheit fügen. Plötzlich gab es einen so gewaltigen Stoß, daß zwei von uns aus dem Boot geworfen wurden, worauf mein Junge mich bei den Beinen ergriff aus Angst, daß mir ein Gleiches widerführe. Gleichzeitig zuckte ein so heller Blitz, daß wir das Land dicht vor uns sahen und den Schwimmenden zuriefen, sie sollten sich an den Klippen festhalten, was sie auch taten und wodurch sie gerettet wurden. In dem Boot saßen außer mir fünf Frauen und acht Männer, darunter auch mein Berent. Der Wind hatte sich etwas gelegt, es blitzte auch nicht mehr, und man bemühte sich, die Ruderstangen zu gebrauchen, bis das Boot an Land aufstieß und man mit Frohlocken ausstieg. Ich wartete bis zuletzt, und mein Berent saß wie eine Klette an mir. Als ich gerade die Ruderstange gefaßt hatte und zum Sprung ausholte, fuhr der Kahn zurück, und ein vom Lande herkommender Wind trieb das Boot mit dem Jungen und mir wieder auf die See hinaus und so weit weg, daß ich schon nach wenigen Minuten das Rufen der am Ufer Stehenden nicht mehr hören konnte und außer Himmel und Wasser nichts sah.

Das Brausen des Windes legte sich wieder,

und mein Schiffchen schwebte auf den Wellen dahin, bis der Himmel seine große Freudenfackel wieder herausstreckte. Vorn an meinem Boot wehte ein blaugelbes Fähnchen, und hinten war ein Teil mit einem dicken Tuch überspannt, so daß man zur Not ein kleines Verdeck hatte, unter dem man einigermaßen geschützt war. Als einzige Lebensmittel war ein halbgeleertes Fäßchen mit Wasser, ein kleiner Schlauch Wein, ein wenig Brot und etwas geräuchertes Fleisch vorhanden. Hiermit mußte sparsam gewirtschaftet werden, und die Ungewißheit, ob und wann ich gerettet würde, war mein größtes Elend. Endlich sah ich ein grünes Vorgebirge vor mir, an dem ich landen zu können hoffte; doch sagte mir ein inneres Gefühl, daß es die Gegend von Bilbao wäre, weshalb ich einen Abscheu davor hatte. Ein gerade wehender Ostwind kam mir sehr zustatten, und ich ließ mein Boot in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde an der Küste entlang laufen, wobei ich immer mehr Spitzen von Vorgebirgen sah.

Allmählich wurden die Schatten länger, und die Dunkelheit brach herein; unter ängstlichen Betrachtungen, was ich anfangen sollte, wurde ich vom Winde immer weiter getrieben, bis mich die dunkle Nacht jeder Hoffnung auf Landung beraubte und ich den kommenden Morgen erwarten mußte. Gegen Mitternacht erhob sich ein Nordwind, der das Boot dem Lande zutrieb, so daß ich, da der Himmel klar war, die Klippen und Spitzen der Felsen deutlich sah; einige von ihnen strahlten

einen eigentümlichen Glanz aus, der mich neugierig machte, woher er wohl käme. Meine Augen wurden jedoch sehr bald davon abgelenkt, als ich aus nächster Nähe ein klägliches Geheul hörte. In meiner Angst dachte ich bei mir: oh, was bedeutet das? Hier scheint es nicht sicher zu sein, und wollte wieder vom Ufer abstoßen. Gleichzeitig aber erblickte ich in der Ferne auf der Höhe ein Feuer, das immer heller wurde, und es kam mir vor, als ob Leute dort herumtanzten. Das Wimmern erhob sich von neuem und wurde immer deutlicher, so daß es ganz nahe sein mußte, doch hinderte mich die Dunkelheit, zu erkennen, woher es kam.

Während ich noch darüber nachdachte, wurde ich plötzlich ein Schiff gewahr, das unbeweglich nahe am Ufer stand. Niemand ließ sich darauf hören und sehen, obwohl zwei große Laternen aufgestellt waren. Da sich das Geheul immer wieder hören ließ und offenbar ganz nahe war, faßte ich Mut und sagte zu dem Jungen: „Berent, ich will den Kahn dicht an das Schiff auffahren lassen und untersuchen, woher das Geschrei kommt. Bleib in dem Kahn, bis ich wiederkomme, und halt ihn an Land!"

Mit diesen Worten kletterte ich auf das Schiff, nahm den Hirschfänger und eine Pistole zur Hand und sah, als ich oben war, einige Menschen in weiblicher Kleidung vor mir liegen. Ich stutzte; da ich aber Näheres erfahren wollte, fragte ich auf Französisch: „Was ist das für ein klägliches Winseln?"

„Das ist kein Barbar," hörte ich eine Stimme,

„denn von denen hat keiner Französisch gesprochen. Oh, Freund, wer Ihr auch seid," fuhr die Stimme weinend fort „wir sind arme, von barbarischen Seeräubern gefangene und gebundene Leute, die jeden Augenblick ihrer Rückkehr gewärtig sein und befürchten müssen, daß sie uns in die grausamsten Gefängnisse und Sklaverei schleppen!"

Es waren vier Frauen und zwei Knaben, alle mit Stricken an Händen und Füßen gefesselt; wie zum Schlachten bestimmte Schafe lagen sie da, ohne daß sie sich rühren konnten. „Wo sind Eure Henker hin?" fragte ich.

„Sie sind weiter auf die Höhe gegangen, gewiß, um weiteren Raub zu suchen," lautete die Antwort. „Ihr Schiff liegt zur Abfahrt fertig."

Hier darf man nicht lange zögern, dachte ich bei mir selbst; denn es war mir klar, daß die Barbaren dort oben bei dem Feuer waren und gewiß bald wiederkommen würden. So ergriff ich denn meinen geschliffenen Hirschfänger, schnitt die Fesseln entzwei und sagte: „Steigt geschwind mit mir herunter, daß wir uns retten, ehe diese Teufelskerle herkommen!"

Ihre Freude war so groß, als ob sich ihnen die Pforten des Himmels öffneten, und mit Frohlocken stiegen sie auf meinen Kahn. Mein Berent rief mir zu: „Herr, wen bringt Ihr da?"

„Gute Leute," versetzte ich.

Niemand wußte, ob auf dem barbarischen Schiffe jemand von der Besatzung war oder nicht. Niemand wollte auch eine genauere Untersuchung

wagen. Entgegen allem Abraten stieg ich nochmals hinaus, nahm die Lichte aus den Laternen, ergriff, was ich in der Eile an brennbaren Stoffen finden konnte, häufte es aufeinander, tat die brennenden Lichte dazwischen und sprang eiligst wieder in mein Boot, worauf wir unter Seufzen und Gebeten um Gottes Schutz abstießen. Wir waren noch nicht weit gekommen, da schlugen helle Flammen aus dem Schiff empor. Sogleich wurden zwei schwarze Jungen an Bord sichtbar, die bei meiner Ankunft geschlafen haben mochten und ein fürchterliches Geschrei erhoben.

„Herr, Herr!" rief mein Berent, „seht nur, da gucken zwei Teufel aus dem Feuer, hört, wie sie schreien! Sie scheinen wenig Freude an dem Feuer zu haben!"

„Das läßt sich denken," sagte ich, trotz meiner Angst lachend, „sie rufen dich, du sollst ihnen helfen."

„Das werde ich wohl bleiben lassen," versetzte er ganz ernsthaft, „die Teufel sind doch an das Feuer gewöhnt und immer darinnen; ich aber könnte leicht verbrennen. Nein, nein, wir wollen fortfahren und sie ruhig stecken lassen; wenn ihnen zu warm wird, werden sie schon ins Wasser springen und sich abkühlen."

Das Schiff war unterdessen vom Lande abgetrieben, so daß die Jungen nicht aussteigen konnten; um dem Flammentod zu entgehen, stürzten sie sich vor unseren Augen ins Meer. Gleich darauf gab es einen Krach, daß die Felsen widerhallten; das Feuer hatte den Pulvervorrat

erfaßt, und das Schiff flog in die Luft. Nun sahen wir uns wieder von der Finsternis umgeben, und ich bereute es, daß ich nicht wenigstens die eine Laterne mitgenommen hatte, doch tröstete ich mich damit, daß es bald Tag werden würde, weil es schon Ende Mai war. Während des Fortruderns fragte ich die Frauen, wie sie gefangen worden wären.

„Es ist ganz seltsam," antwortete die eine auf Italienisch, „daß die Räuber sich auf die Höhe gewagt haben; ich glaube ganz sicher, sie sind durch den Sturm verschlagen und nur um zu plündern bei Nacht ausgestiegen. Wir sind aus der Stadt Ferrol gebürtig und haben uns bei einer Vergnügungspartie auf dem Lande etwas verspätet. Als es schon ziemlich dunkel war, brach auf dem Rückwege ein Rad an dem Wagen entzwei, so daß wir absteigen und zu Fuß weitergehen mußten. Da der Fußsteig näher und bequemer ist, gingen wir denselben mit den Kindern, ohne jede Furcht und Angst, es könnte uns auf dem kurzen und sonst sicheren Wege ein Unglück zustoßen; der Kutscher mußte auf dem Fahrweg bleiben. Als wir nun an dem Ufer entlang gingen, brachen plötzlich diese Räuber, die sich in einem Gebüsch versteckt hatten, hervor, rissen uns zu Boden, banden uns Hände und Füße und schleppten uns samt den Kindern an den Ort, wo Ihr uns gefunden habt, unter der beständigen Androhung eines bitteren Todes, wenn wir den kleinsten Laut von uns geben würden. Ihr habt Euch den Ruhm eines tapferen Helden

erworben und werdet sicher die verdiente Belohnung reichlich finden, sobald wir wieder an Land gestiegen und unsere Heimat erreicht haben."

Ehe ich noch meinen in Bilbao geführten Namen ändern konnte, verriet der Berent denselben. „O gnädiger Herr Franthyl," sagte der einfältige Tropf zu mir, „was ist das für ein gräßliches Land, daß sich nachts so viele schreckliche Teufel sehen lassen!"

Wenn die Frauen nun auch des Jungen dänische Sprache nicht verstanden, so hatten sie doch den Namen sich gemerkt und fragten, wo ich her wäre und wie es käme, daß ich mit dem Jungen so ganz allein in dem Kahn führe. Ich gab ihnen der Not folgend Bericht und erzählte ihnen, ich wäre ein Deutscher, der auf einem holländischen Schiffe in Diensten gestanden hätte. Ich wäre mit einigen anderen in einem Boot zum Rekognoszieren ausgeschickt gewesen, das Boot wäre vom Sturm verschlagen, die anderen dabei umgekommen und ich mit dem Jungen allein übrig geblieben.

Endlich brach der Tag an, worauf wir alle mit großem Verlangen gewartet hatten. Zu unserem Schrecken sahen wir uns aber sehr weit vom Lande entfernt, die Vorgebirge waren kaum noch sichtbar; wir mußten also uns bemühen, wieder nach Süden zu gelangen. Allein schon wegen des Proviantmangels war die Begierde, an Land zu kommen, groß. Wir bekamen denn auch bald Land zu Gesicht, worüber lautes Jauchzen hörbar wurde, das sich sogleich in klägliches Heulen

verwandelte, als ein starker Wind aus Südosten uns wieder auf die hohe See trieb, so daß alles Land wieder verschwand. Tag und Nacht mußten wir zubringen, jeder von uns hatte kaum an dem vorhandenen Brot gerochen und mit dem Wasser die Zunge benetzt. Mitten in unserer Angst, durch den Sturm im Meere den Tod zu finden, kam ein Schiff von Süden angesegelt, das die portugiesische Flagge führte und gerade auf uns zuhielt.

Wie erschraken wir aber, als es näher kam und wir sahen, daß die Leute auf dem Schiff lauter Juden waren! Diese Vögel, die an einem gewissen Ort in Portugal, wo sich sehr viele von ihnen aufgehalten hatten, verraten und aufgehoben waren, hatten nebst einigen anderen der Ketzerei Beschuldigten nach Braga vor die Inquisition gebracht werden sollen. Sie hatten Mittel und Wege gefunden, ihre Geleitmannschaft umzubringen, sich mit besonderer List bei Nacht eines Schiffes an der Dueromündung bemächtigt und waren entwischt. Ihr bitterer Haß gegen die Christenheit und ihre Rache gegen alles, was spanisch und portugiesisch war, ließ sich sogleich spüren, als sie hörten, daß vier Frauen und zwei Kinder von uns spanischer Nationalität waren. Sie nahmen uns zwar auf ihr Schiff, fuhren aber immer weiter vom Lande weg, und wir erwarteten in größter Angst, was ihre Bosheit gegen uns aussinnen würde.

Es war unter ihnen ein alter langer rotköpfiger Kerl, den die anderen Don Cujarez

nannten und gewissermaßen als Oberhaupt achteten; dieser Spitzbube ließ uns besonders seine teuflische Feindschaft merken. Es durfte sich niemand unterstehen, Klage zu führen, gleich drohte er mit harter Strafe, und nach kurzer Zeit sagte er: „Was wollen wir noch lange dieses verdammte Christenblut schonen, nachdem es uns die göttliche Rache zur Bestrafung in unsere Hände gegeben hat! An ihnen hier wollen wir unser Mütchen für die angetane Schmach kühlen, da wir der erwarteten Marter glücklich entgangen sind. Wer Lust hat, mag sich eines Weibes, solange es ihm gefällt, bedienen; hernach wollen wir eine nette Kurzweil mit ihnen aufstellen und das Schiff mit dem verhaßten Blute einweihen!"

Alle schienen damit einverstanden; da trat ein anderer, etwas jüngerer Schelm vor und sagte: „Ihr Brüder, folgt meinem Rat. Wir wollen die drei Knaben beschneiden und in unserem Glauben auferziehen; und wenn sich der junge Kerl da auch beschneiden lassen will, und die Weiber sich freiwillig als Judengenossen bekennen, so wollen wir sie mit uns nehmen; wir werden doch Marokko als unsere Zuflucht nehmen, da können sie unsere Weiber werden."

Die anderen stimmten seinem Vorschlag zu, während wir vor Schreck und Angst zitterten und bebten. Man machte nicht lange Wesens; der alte Satan, der ein Rabbiner war, nahm die Knaben einen nach dem anderen vor, machte seinen jüdischen Hokuspokus und beschnitt sie, so sehr auch die

Weiber jammerten und baten. Nun kam die Reihe an meinen Berent, der schrecklich schrie und sich mit Händen und Füßen dagegen sträubte. Der arme Junge bekam zunächst schreckliche Prügel und mußte dann die Operation doch an sich vornehmen lassen. Nun begann meine Seelenkränkung, als sie über mich herfielen.

„Du mußt," sagte der alte Halunke, „dich beschneiden lassen und ein Proselyt werden, oder ein empfindlicher Tod wartet deiner."

„Verschont mich mit Eurem Vorhaben," rief ich mit zorniger Gebärde, „lieber will ich mir den letzten Blutstropfen auspressen lassen, als Christum verleugnen."

„Weil du denn nicht freiwillig willst, soll es mit Gewalt geschehen," rief der verfluchte Rotkopf. Sogleich wurde ich von einigen Kerlen an Händen und Füßen festgehalten, nachdem man mir meinen Hirschfänger abgenommen hatte. In meiner Verzweiflung rief ich endlich, ich wäre ein Frauenzimmer. Sie wollten es nicht glauben, ich mußte die Hosen herunterlassen und mich vor den Schandbuben zur größten Qual meines geängstigten Herzens entblößen.

„Wohlan," sagte der Rotkopf, „dieses junge Weibsbild, das die anderen an Jugend und Gestalt weit übertrifft, soll uns zum Wohlgefallen dienen."

Als sie eben ihre schurkischen Gelüste an mir auslassen wollten, tauchte ein Raubschiff neben uns auf, und wir bekamen die fremden Gäste eher auf unser Schiff, als jemand ihr Kommen be-

merkt hatte. Nun begann ein anderes Spiel; die Juden mußten das eiserne Geschmeide an sich nehmen und wurden einer an den anderen angeschlossen, so daß sie sich nicht rühren konnten. Die Weiber wurden verschont. Als die Räuber hörten, daß ich auch eine Frauensperson wäre, sagte einer: „Schont dieses junge und nette Weibsbild!"

Nun waren wir Türkensklaven; doch hatte sich meine vorige Angst gelegt, denn eine größere Schmach als von den Juden konnte ich von den Räubern nicht erwarten. Sie brachten noch drei junge Mädchen auf unser Schiff, die sie aus Sizilien entführt hatten. Die Räuber stammten aus Tunis, von wo eine Befreiung am schwierigsten war, da es zwischen unzugänglichen Vorgebirgen liegt.

Während die Räuber damit beschäftigt waren, unser Schiff mit Ketten und eisernen Haken an das ihrige festzumachen, kam ein Schiff mit einer englischen Flagge in großer Eile angefahren, das seine Kanonen schon zum Angriff fertiggemacht hatte. Die Räuber gerieten in großes Entsetzen, ließen von ihrem Vorhaben ab und waren nur auf ihre eigene Rettung bedacht. Ein plötzlich einsetzender Sturm brachte eine neue Veränderung mit sich: das Räuberschiff fuhr gegen das englische, und uns trieb der Wind südwärts mit solcher Gewalt auf die See hinaus, daß wir nach einer Viertelstunde nur noch Himmel und Wasser sahen.

Auf diese Weise war ich zweimal und die

spanischen Frauen mit ihren Kindern dreimal Sklaven und wieder frei geworden. Endlich legte sich der Sturm ein wenig, und die eine Frau, namens Donna Lomeja, die die älteste zu sein schien, meinte, wir trieben auf die amerikanischen Küsten zu. Da die Juden infolge des Überfalls durch die Räuber gebunden auf unserem Schiff lagen, hatten wir unsere Henker in unserer Gewalt. Die spanischen Frauen waren voll Rachbegierde und berieten, was sie mit den Juden anfangen sollten.

„Ins Wasser mit den Hunden und Lästermäulern, die den Namen Jesu schmähen!" riefen gleich zwei.

Ich war mit ihrem Tod nicht einverstanden, sondern sagte: „Wenn Ihr könnt, enthaltet Euch des Bluts!"

„Ei, ei," rief eine andere, „wollt Ihr diesen Schelmen und Halunken noch helfen? Sie wollten unseren Tod und haben uns mit schrecklicher Marter gedroht."

„Halt!" rief eine vierte; „ich weiß, wie wir eine gebührende Rache an ihnen nehmen. Weil sie die Knaben beschnitten und Juden aus ihnen gemacht haben, uns aber schändlich mißbrauchen wollten, wollen wir sie verschneiden und Kapaunen aus ihnen machen; was stirbt, wird ins Wasser geworfen, was bleibt, können wir in unseren Diensten behalten, da die Ketten von selbst allen Widerstand verbieten."

„Schämt Euch solches boshaften Mutwillens!"

redete ich dazwischen und wollte sie davon abhalten. Doch es war vergebens; die Schmerzen und das Weinen der Kinder entzündeten ihren Unwillen immer mehr, und zwei von ihnen, die mutigsten, vollzogen ihr Vorhaben gleich. Fünf von den Juden starben noch an demselben Abend und wurden über Bord geworfen. Die anderen neun blieben am Leben; es dauerte aber lange, bis ihre Wunden heilten, und sie kurierten sich gegenseitig mit einer Salbe, die sie bei sich hatten.

Wir hatten auf dem Schiffe genügend Proviant an Brot, Wein, Wasser, Fleisch, Öl und sonstigen notwendigen Dingen; nur ein Schiffer oder Steuermann fehlte uns.

Unsere Fahrt ging so immer mit der gleichen Geschwindigkeit nach Südwesten bis zum elften Tag, ohne daß wir eine Spur von Land entdecken konnten. Am zwölften Tage endlich, der meiner Rechnung nach der 7. Juni 1670 war, erhob sich in der Mittagsstunde ein heftiger Sturm von Osten her, der immer stärker wurde, so daß wir schon unseren Untergang vor Augen sahen. Das Unwetter hielt bis gegen Abend an, die Frauen heulten und schrien vor Angst.

Von den drei Mädchen, die die Räuber auf unser Schiff gebracht hatten, waren zwei aus Terra nova in Sizilien, die dritte aus Morea in Griechenland und von den Venezianern nach Sizilien gebracht, wo sie sich einige Jahre bei einer Marquise aufgehalten hatte. Sie hieß Polynese, hatte ein hübsches Gesicht und lebhaftes Gemüt.

Diese nun stand mitten im Sturm auf dem Verdeck, kam, gerade als das Wimmern am größten war, herunter und rief voller Freude: „Land, Land!“

Alles war gleich begierig, zu sehen, wo es wäre, und als wir oben waren, bot sich unseren Augen ein schöner grüner Fleck dar. Zugleich legte sich auch der Wind, und unbeschädigt langten wir am Ufer an. Die Juden mußten zuerst aussteigen und wurden zu zweien und dreien aneinander gebunden, damit sie keine Gegenwehr leisten könnten. Wir zogen die Segel ein und versuchten alle zusammen, die Anker fallen zu lassen, was nach einiger Zeit auch glücklich gelang. Das Schiff ließen wir an der Stelle, wo wir an Land gefahren waren, stehen.

Sobald wir die nächsten Uferklippen erstiegen hatten, zeigte sich ein breiter Rasenweg mit mannigfachen Blumen in allen Farben und unbekannten Formen. Wir gingen den Weg entlang, bis wir an einen Hügel kamen, an dessen Abhang sich eine weite und tiefe Höhle öffnete, deren Ende kein Auge erreichen konnte. Auf dem Schiff hatten wir drei Säbel, acht große und vier kleine Messer, drei schöne Flinten, zwei Spieße, fünf Äxte, verschiedene Hacken und Schaufeln sowie eine kleine Menge Pulver und Blei gefunden. Zu meinem Hirschfänger und meiner Pistole hatte ich eine geladene Flinte genommen und mit dem anderen Gerät die vier Frauen und die drei Mädchen bewaffnet; alle griffen zaghaft zu, nur die kleine

vierzehnjährige Griechin faßte sehr beherzt die Flinte, die ich ihr gab. Meinem Berent hatte ich einen Spieß gegeben, mit dem er alles totstechen wollte, selbst wenn es ein Elefant wäre, und dabei hatte er sich noch nicht einmal gegen einen Dachs versucht. „Warte nur ab," sagte ich zu ihm, „es wird sich schon eine Gelegenheit zeigen, wo du deinen Heldenmut beweisen kannst!"

Nachdem wir über eine Viertelstunde vor dem finsteren Höhlenloch gestanden hatten und sich nichts darin regte, wir aber doch neugierig waren, was darinnen war, erbot sich mein Berent, mit dem Spieß hineinzustechen.

„Halt!" rief ich ihm aus Spaß zu, „wenn etwa ein Löwe oder Tiger darin sitzt, kannst du augenblicklich verschlungen werden!"

„Ach," antwortete er, „der soll nicht weit laufen können, er wird gleich tot daliegen!"

Polynese trat nun zu mir und sagte auf Italienisch: „Wenn es Euch recht ist, will ich hineinschießen; dann wird man gleich sehen, was darin ist."

Da ich nicht gleich antwortete, nahm das kühne Mädchen mein Schweigen als Zustimmung an und drückte die Flinte ab, so daß alle erschraken. Sogleich kamen ein paar Tiere unter lautem Gebrüll herausgesprungen, von Gestalt, Größe und Farbe den wilden Katzen gleich, nur hatten sie kürzere Schwänze und spitzere Schnauzen. Mein Berent, der dicht an dem Loch stand, erschrak bei ihrem Kommen derartig, daß er seinen Spieß fallen ließ und in aller Hast auf einen Baum

kletterte; dabei hatten doch die Tiere nur ihre Rettung im Sinn und wollten niemand angreifen. Polynese verfolgte sie und brachte eins, das verwundet war und den anderen nicht folgen konnte, mit zurück. Es schrie erbärmlich und biß um sich; doch hatte sie es so günstig am Rückenfell gepackt, daß es ihr nichts tun konnte.

Es erhob sich lautes Lachen über den entflohenen Ritter, der sich schämte, wieder zu uns zu kommen, bis ich ihn sehr ernst rief. „O du unerschrockener Held!" sagte ich zu ihm; „Tiger, Löwen und Elefanten willst du erlegen und verkriechst dich vor ein paar Katzen, die von einem Mädchen, das so alt ist wie du, aufgejagt und verfolgt werden! Dafür sollst du ihr Untergebener sein und ihr gehorchen."

Er schlug die Augen nieder, brummte etwas vor sich hin, was ich nicht verstehen konnte, und nahm seinen Spieß wieder in die Hand. Infolge des einbrechenden Abends konnten wir nicht weiter auf Entdeckungen ausgehen und mußten uns nach einem Nachtquartier umsehen. „Es wird," sagte ich, „das beste sein, wenn wir uns für diese Nacht wieder auf das Schiff begeben, Anker und Segel bereit halten und morgen uns hier weiter umsehen."

„Wo sollen wir aber die Juden hintun?" fragte eine der Frauen.

Wir überlegten und beschlossen endlich, sie, und zwar jeden einzeln, an einen Baum zu binden, wo sie unter einer dichten Laubdecke auf warmem

Erdreich liegen könnten. Nur zwei junge Juden sollten mit uns aufs Schiff gehen. So geschah es, und wir begaben uns wieder auf das Schiff, wo die beiden Laternen angesteckt wurden und stets einer Wache halten mußte. Als erster trat mein Berent den Wachposten an; ich ärgerte ihn, indem ich sagte, er sollte sich nur vor den Katzen in acht nehmen. Wir ruhten unangefochten diese Nacht; Wind und Meer waren still, der Himmel klar, und der bis nach Mitternacht leuchtende Mond ließ uns alles in weitem Umkreis erkennen. Das Spielen der in großer Menge vorhandenen Fische bildete ein großes Vergnügen, und ein angenehmer Laut, den sich niemand von uns erklären konnte, erfreute unsere Ohren. Sobald aber das Tageslicht seinen lieblichen Schein verbreitete, ließ sich ein Trompetenschall hören, der uns entsetzt von unserem Lager aufscheuchte. Alles zitterte vor Angst und wußte nicht, was tun. Die meisten riefen: „Schnell die Segel fertig machen, damit wir entfliehen; sonst sind wir verloren! Wir haben die Feinde schon nahe auf dem Hals! Sie werden gleich auf dem Schiff sein!"

„Nicht so übereilig!" rief ich; „erst müssen wir sehen, was das zu bedeuten hat! Wenn es Feinde wären, die von uns etwas wissen und uns fangen wollen, warum sollten sie die Torheit begehen und ein Zeichen geben, damit wir entfliehen können? Sie würden doch gewiß heimlich herankommen und uns überfallen."

„Euer Bedenken mag richtig sein, aber zu ge-

fährlich," sagte eine der Frauen. „Wenn wir das Unglück erst auf dem Hals haben, ist es zu spät. Stoßt ab! Durch das Meer wird uns niemand nachschwimmen!" Die beiden jungen Juden gebärdeten sich wie wahnsinnig, daß sie von den anderen getrennt werden sollten, und baten, wir sollten noch ein wenig warten; es schiene nichts Gefährliches zu sein.

„Verräterei!" schrie gleich eine von den Frauen. „Seht diese Halunken, wie sie uns ins Elend führen wollen, damit sie ihr Mütchen kühlen können! Gewiß haben sie es so mit den anderen verabredet, da sie wußten, wer sich hier aufhält, und nun haben sie ein Zeichen von ihnen bekommen. Gleich, ohne jede Barmherzigkeit, ins Wasser mit ihnen, lebendig oder vorher mit einem Strick erdrosselt!"

Dies wäre auch wirklich geschehen, wenn ich mich nicht ins Mittel gelegt hätte; die Stricke saßen ihnen schon an der Kehle. „Haltet ein!" rief ich unwillig; „man muß nicht ohne alle Gewißheit mit strengem Urteil losgehen!" Darüber wäre es beinahe zu Zwistigkeiten gekommen, doch behandelten sie mich, wiewohl ich mit Ausnahme der drei Mädchen die jüngste war, mit Ehrfurcht, weil ich sie aus der Sklaverei gerettet hatte. Die kleine Polynese bewies hier zu allgemeiner Verwunderung ihren Heldenmut: Als der Trompetenton sich wieder hören ließ, ergriff das beherzte Mädchen eine geladene Flinte und sagte: „Ich will hinaufsteigen; laß den Berent mich begleiten, damit er, wenn ich nicht richtig treffe, ihn vollends totsticht."

Sie gingen denn auch los. Kaum waren sie uns aus den Augen, da ertönte der Trompetenton zum dritten Male, und zwar stärker als die beiden ersten Male. Es wurde uns Zurückgebliebenen angst, und ich bereute, meine Erlaubnis gegeben zu haben; denn ich besorgte, die Sache möchte gefährlich ablaufen, und sie waren mir beide sehr lieb. Mein Kummer wurde noch vermehrt, weil sie lange wegblieben; ich beschloß, ihnen nachzugehen, und bat die eine Spanierin, mich zu begleiten. Es kamen gleich zwei mit geladenen Flinten mit. Kaum waren wir am Ufer, da erschienen die beiden Abgeschickten. Berent hatte auf seinem Spieß ein merkwürdiges Tier stecken; es sah ähnlich aus wie ein Hase, nur hatte es ein wolliges Fell wie ein Lamm, und der Leib war dick und schwer. Polynese trug dagegen einen Vogel in der Größe eines Huhns. „Hier ist der Trompeter," rief sie uns zu, worauf alles herbeilief, ihn anzusehen. Der Vogel hatte schwarze und weiße Federn und einen langen roten Schnabel, der am Kopf sehr breit war und in eine scharfe Spitze auslief. Die Beine waren ziemlich hoch und glichen an Gestalt und Farbe denen von Wasserhühnern.

Nun machten wir uns alle zur weiteren Erkundung des Landes auf. Die Juden trafen wir noch schlafend unter den Bäumen an; wir weckten sie, und sie beschwerten sich darüber, daß sie in der Nacht von den herumfliegenden Insekten sehr belästigt worden wären, deren sie sich ihrer Ketten wegen nicht hätten erwehren können. Die anderen

Frauen lachten darüber und meinten, das hätten sie verdient, worauf die Juden wütend die Zähne zusammenbissen. Wir reichten darauf einem jeden ein Stück Brot, einen Trunk Wasser und verschiedene Baumfrüchte, weil wir an ihnen den Versuch machen wollten, ob man sie genießen könnte, ohne krank zu werden. Dann gingen wir fort, Umschau zu halten, und fanden zwei schöne Wasserquellen, verschiedenartige Bäume und ein so dicht zusammengewachsenes Gehölz, daß man den Himmel nicht sehen konnte. Aus dem Grunde wagten wir uns nicht tief hinein.

Das Resultat unserer Erkundung war, daß wir uns auf einem hochgelegenen Inselchen von einem Umfang von fünf spanischen Meilen befanden, das warme und gesunde Luft hatte, ohne grausame oder schädliche Tiere. Von menschlichen Wohnungen war ebensowenig wie von Getreide oder sonstigen Hülsenfrüchten etwas vorhanden; jedoch trafen wir verschiedene kohlartige Kräuter und schöne Wurzeln an, die recht schmackhaft waren. Nachdem wir uns genügend umgesehen hatten, erwählten wir zum Aufenthalt einen angenehmen Ort, wo die Natur eine Anzahl Bäume in regelmäßigen Zwischenräumen voneinander hingesetzt hatte, die einen wohnlichen Raum abgaben und vor Regen und Hitze schützten. Hier nahmen wir mit gutem Appetit unsere Nahrung ein und hielten Rat, was nun zu tun wäre. Nach langem Hin und Her suchten wir uns einen bequemen Platz zwischen zwei Hügeln aus, in einem schönen Tal, das ein klares Gewässer durchströmte. Der Wohnplatz

wurde so angelegt, daß in der Mitte eine Hütte zu gemeinsamer Zusammenkunft stand und rund herum fünf kleinere besondere Hüttchen, je eins für eine jede Spanierin und für mich. Die beiden italienischen Mädchen kamen zu je einer Spanierin und Polynese zu mir, was beinahe Anlaß zur Eifersucht gab.

Nun mußte alles Hand anlegen, die Hütten zu bauen. Die Juden bekamen natürlich die schwerste Arbeit; die Ketten wurden ihnen aber nicht abgenommen, da wir in beständiger Angst vor ihnen sein mußten. Als unsere Wohnungen fertig waren, wurden die Juden zu zweien und dreien nachts in besondere Höhlen eingeschlossen, in denen sie starke Pfähle hatten einrammen müssen, an die sie gefesselt wurden. Die beiden jungen Kerls wurden voneinander geschlossen, weil ein jeder zweien von den Spanierinnen aufwarten mußte. Neben meinem Wohnraum wurde ein Keller angelegt, in den wir den ganzen Proviant vom Schiff taten. Das Angenehmste davon war Wein und Öl, das Allerkostbarste Salz, das wir besonders gut verwahrten. Das Schießpulver brachte ich in meine Hütte, weil hier am meisten Platz war.

Der Wohnraum war so gut eingerichtet, wie es nur irgend ging, mit Baumpfählen in der Erde befestigt, mit dicken Laubzweigen belegt und oben drüber mit Schilf und Reisig bedeckt, auf den Seiten gut verwahrt und umzäunt, so daß wir trotz fünftägigem Regen nichts davon merkten.

Unsere Insel lag zwischen Afrika und Amerika,

unterhalb des Äquators; ihre eigentliche Länge und Breite nach den Himmelsgegenden konnten wir in Ermangelung der dazu notwendigen Instrumente nicht feststellen.

Fünfzehn Tage hatten wir mit größtem Fleiß an der Erbauung der Hütten gearbeitet, ehe wir fertig wurden, und lebten nun schon zweiundeinenhalben Monat ohne jede Störung. Nur meine Furcht vor den Juden wollte nicht weichen; auf mein Anraten mußte daher alle Nacht eine von uns mit geladenem Gewehr Wache halten, um nötigenfalls die anderen gleich zu wecken. Ich verwehrte es denn auch den spanischen Frauen, die Verbitterung der an sich schon von Bosheit schäumenden Seelen der Juden noch zu vermehren, wenn sie streng gegen sie verfuhren und bei dem geringsten Versehen mit harter Strafe und schimpflicher Züchtigung ihr Mütchen an ihnen kühlten.

Plötzlich und völlig unvermutet brach aber doch eines Tages das schon immer befürchtete Unglück über uns zusammen. Die Frauen wurden den Juden gegenüber von Tag zu Tag sicherer, weil sie meinten, sie hätten diesen gottlosen Sklaven ein unzerbrechliches Joch auferlegt. Über Jahr und Tag waren wir schon hier — meiner Rechnung nach mußte es der 18. Juli 1671 sein — und niemals hatten wir ein Schiff auf der See erblickt, so sehr wir auch den Horizont mit einem auf dem Schiff vorgefundenen Fernglas beobachteten. An jenem Tage ging Donna Lameja mit mir spazieren und hatte das Fernglas mitgenommen. So kamen

wir zu einem ostwärts gelegenen kleinen felsigen Hügel, der einen allmählichen Aufstieg hatte. Als wir unten standen, sagte die Lameja zu mir: „Nun will ich doch mal sehen, ob mein Traum von heute Nacht in Erfüllung geht; mir träumte nämlich, ich stände auf ebensolchem Hügel und erblickte in der Ferne auf dem Meere ein Schiff."

„Es kommt auf einen Versuch an!" versetzte ich und stieg ein Stück mit ihr hinauf. Weil die Höhe etwas mühsam war und ich ermüdet, blieb ich unterwegs sitzen, um auf sie zu warten. Sie war noch nicht lange oben, da hörte ich ihre jauchzende Stimme: „Donna Franthyle! Werte Freundin! Mein Traum geht wirklich in Erfüllung, ich sehe in der Ferne ein Schiff!"

Die Neugier trieb mich ein Stück höher hinauf; als ich sie erreicht hatte, sagte ich: „Das ist ja eine recht angenehme Nachricht; doch dürfen wir noch nicht allzusehr jauchzen, denn erstlich wissen wir nicht, ob es so nahe kommt, daß man uns sehen kann, und sodann kann es ein Raubschiff sein, vor dem wir uns lieber verstecken wollen." Sie blieb stehen, behielt das Fernglas vor den Augen und rief zum zweiten Male: „Werte Freundin! Es kommt immer näher; es scheint ein portugiesisches Schiff zu sein; ich erkenne schon seine Flagge!"

Ihre Freude dauerte etwa eine Viertelstunde; da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm, so daß wir kaum zurück konnten, und das Schiff unsichtbar wurde. Als wir wieder bei den anderen waren, erweckte unsere Neuigkeit allgemeine Freude;

doch nahm der Sturm überhand, so daß unsere Hoffnung bald zuschanden wurde. Die älteste der Frauen befahl den beiden jungen Juden, die bei Wind und Wetter nicht geschont wurden, die beiden Kessel, in denen wir das geschossene Wild, die gefangenen Fische und die gesammelten Kräuter und Früchte zu kochen pflegten, zu scheuern und in ihnen frisches Wasser aus der Quelle zu holen.

Sie gingen und blieben sehr lange fort, worüber sich die Spanierin so erboste, daß sie ihnen bei ihrem Wiederkommen eine tüchtige Züchtigung in Aussicht stellte. Ich warnte sie und sagte, sie sollte sich mäßigen; vielleicht hätte sie Sturm und Regen aufgehalten. Nach langer Zeit, als es schon Abend wurde, kam der jüngste allein wieder, brachte nur einen Kessel mit und machte ein erbärmliches Geschrei. Als man ihn fragte, was es gäbe, antwortete er mit kläglicher Stimme, sie hätten beide nach dem Schiff sehen wollen, sein Kamerad wäre von dem Winde über eine Klippe hinuntergeweht und ins Meer gestürzt. Um ihm zu helfen, hätte er den einen Kessel fallen lassen, der zwischen den Klippen liegen geblieben wäre. Seine Worte begleitete er mit soviel Tränen und Seufzern, daß ihm jeder von uns Glauben schenkte. Dazu kam, daß das Unwetter jede Untersuchung verbot. Darauf bat er, den anderen, die in den Höhlen angeschlossen waren, diese traurige Mitteilung machen zu dürfen. Sobald er dazu die Erlaubnis erhalten und den sieben Juden den Vorfall erzählt hatte, erhoben sie ein Geheul, das den Sturm weit übertraf; uns

standen dabei die Haare zu Berge, und wir mußten ihnen schwere Strafe androhen, wenn sie nicht sofort still wären.

Wir blieben bis Mitternacht zusammen, zu welcher Zeit sich der Sturm legte und ich mich in meine Hütte begab; ich befahl dem Berent, wachsam zu sein. Gleich darauf kam er hereingestürzt und rief: „Fräulein, Fräulein!"

„Was ist dir?" fragte ich.

„Ach Gott, es sind scheußliche Tiere da, die uns verschlingen wollen!" rief er.

„Du bist nicht richtig im Kopf!" versetzte ich ärgerlich, weil er meinen Schlaf störte. „Was hat dir denn Närrisches geträumt?"

„Ach, es ist nichts Närrisches," erwiderte er; „ich habe es zweimal mit offenen Augen gesehen!"

„Geh und leg dich schlafen," sagte ich; „hier sind keine scheußlichen Tiere!"

Mit einem tiefen Seufzer ging er hinaus.

Ich war kaum wieder eingeschlafen, da hörte ich Lärm an meinem Hütteneingang. Ich wachte auf, als jemand an meinem Bett stand. Weil ich glaubte, es wäre wieder der Berent, rief ich: „Flegel, bist du schon wieder da? Sind wieder Löwen und Elefanten in deinem Gehirn?"

„Stille," hörte ich Polyneses Stimme, „Donna, wir sind verraten!"

„Wieso, mein liebes Kind?" fragte ich und ergriff ihre Hand.

„Ich bin," antwortete sie, „nach den Höhlen der Juden geschlichen, weil ich solche Angst hatte.

In der ersten habe ich nichts Verdächtiges gehört; in der zweiten aber sah ich Feuer und hörte viele Stimmen, von denen mir einige ganz unbekannt waren. Gleich darauf hörte ich sie in spanischer und italienischer Sprache reden: ‚Da liegen unsere Ketten; auf, wir wollen sie im Schlaf überfallen, sie haben keine Wachen aufgestellt und fühlen sich ganz sicher. Wir wollen uns der Waffen bemächtigen; dann sollen sie eine gerechte Vergeltung empfangen!‘ Denkt nur schnell nach, was wir tun wollen, denn wir dürfen nicht zögern.“

Sogleich gingen wir zu den anderen, die in aller Stille zusammenkommen mußten, und nun erzählten wir, was Polynese beobachtet und gehört hatte. Alle befiel ein furchtbarer Schreck, so daß wir zu keinem vernünftigen Entschluß kamen. Schließlich wurden die drei Flinten geladen und weitere Patronen zurechtgelegt. Ich nahm eine Flinte, meinen Hirschfänger und meine Pistole, gab Polynese und Lameja die beiden anderen Flinten und verteilte die Säbel und Spieße, von denen Berent den seinigen nahm. Sodann zündeten wir zwei Lichte an, stellten sie aber verdeckt auf, daß man keinen Schein sehen konnte, und hielten uns fertig.

„Es müssen noch andere zu ihnen gekommen sein,“ sagte Polynese; „ich habe fremde Stimmen gehört.“

„Ich glaube ganz bestimmt,“ gab ich zur Antwort, „daß ein Schiff hier angelaufen ist, von dessen Besatzung die beiden jungen Lümmel welche mit-

genommen haben, während uns der eine Flausen vormachte. Wenn wir nur wüßten, wie viele es sind."

„Es kann keine große Anzahl sein," versetzte Polynese; „denn soviel ich in meiner Angst vernommen, hörte ich von fünfen reden, die angekommen wären und vielleicht Schiffbruch erlitten haben. Auch sagten sie, glaube ich, drei wären noch auf dem Schiff. Gegen die werden wir uns ja wohl noch wehren können!"

„Ach Gott!" seufzten die Spanierinnen. „Wenn wir armen Frauen nun von so vielen handfesten Kerlen überfallen werden!"

Ehe sie noch mehr sagen konnten, fuhr Polynese fort: „Noch ein Rat! Wenn wir doch hier Pulver eingraben könnten! Wenn sie davon erschrocken sind, dann losgefeuert, gehauen und gestochen!"

Ich wunderte mich über die verständigen Gedanken dieses jungen Mädchens und folgte ihrem Vorschlag; ich schüttete ungefähr zwei Pfund Pulver unter ein festes Verdeck und legte, so gut es in der Eile ging, ein Lauffeuer bis hinten an die Hütte. Darauf rissen wir mit vereinten Kräften ein Loch in die Umzäunung und zogen uns hinter die Hütte zurück, so daß man das Lauffeuer mit einem Stab erreichen konnte.

„Ich verstehe nicht, wo sie so lange bleiben!" sagte Polynese. Ehe sie aber das letzte Wort ausgesprochen hatte, merkten wir ihr Kommen.

Die Lameja und Polynese waren die mutigsten. Meinen Berent ermahnte ich, sich frisch zu halten,

und war selbst entschlossen, mich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren. Plötzlich sahen wir den Schein eines großen Feuers und gleich darauf wurde die Tür mit großen Pfählen, die sie offenbar eben erst abgebrochen hatten, weshalb sie nicht früher kommen konnten, eingestoßen, und die Bande drang in die Hütte ein.

Zu meinem großen Trost bemerkte ich, daß nur ein einziger als Waffe eine Axt bei sich hatte. Sie sahen sich nach allen Seiten um, ob sie in der Hütte andere Waffen fänden, und da sie nichts finden konnten, sagte ein alter Jude: „Geschwind hinein in die einzelnen Hütten, daß wir sie erhaschen und binden, was wir zu unserer Lust lebendig erhalten wollen, die anderen aber erwürgen und vorher tüchtig mit dem Feuer peinigen!"

Kaum hatte er das gesagt, so griff ich nach dem Stock, an dem die Lunte saß, und wollte das Lauffeuer anzünden; aber die himmlische Vorsicht kam mit ihrer gerechten Strafe meinen schwachen und zitternden Händen zuvor. Einer von den Kerlen ließ von seiner Fackel einen Funken darauf fallen, worauf ein so gewaltiger Schlag erfolgte, daß einige von den Frauen nebst den Kindern hinter der Hütte lang hinfielen. Was für Schrecken und Schreien erhob sich nun von dem Mordgesindel! Vier lagen zerschmettert auf dem Boden, drei waren in den anderen Hütten, um uns zu suchen, und die anderen wollten schleunigst Reißaus nehmen, wurden aber von unseren Flinten derartig begrüßt, daß, wenn alle Schüsse getroffen hätten,

keiner mehr einen Fuß hätte heben können. Doch blieben noch zwei in der Hütte liegen; einer war tot und der andere gequetscht, so daß er nicht fort konnte.

„Verräterei!" brüllten zwei andere, die sich noch mit der Flucht retten wollten, „wer hat ihnen das gesagt? Nun sind wir verloren!"

Die, die in den anderen Hütten waren, trauten sich nicht heraus; auch wollte sie niemand aufsuchen. Wir luden unsere Flinten von neuem, und mein Berent rannte mit seinem Spieß hinter den beiden Entronnenen her. Den einen, der im Gesicht verwundet war und nicht schnell laufen konnte, hatte er auch eingeholt, ihm einen Stich in sein Hinterkastell versetzt, daß er zu Boden fiel, und ihn dann auf der Erde halbtot geschlagen. Polynese war auch wie der Wind hinterher und feuerte ihre Flinte ab; der Kerl hatte aber schon die Klippen und das Schiff erreicht. Sobald Polynese mit Berent von ihrer Verfolgung zurückgekommen waren, rief sie uns zu, man sollte die Nebenhütten, in denen die drei Kerle noch steckten, anzünden, damit sie darinnen verbrennen müßten.

In demselben Augenblick fiel ein großer brennender Klumpen von der Decke herunter und ergriff meine Hütte, in der zwei Kerle waren. Ein Teil fiel auf den toten Körper und der heftig wehende Wind breitete die Flammen aus, so daß es ein großes Krachen gab. Der Verwundete wollte sich retten, Berent sprang aber in das Feuer und stieß ihn wieder zurück, daß das heraus-

strudelnde Blut in dem Feuer gewaltig zischte; er bat kläglich um Gnade, und ich rief Berent zu, von ihm abzulassen. Die anderen Frauen aber schrien: „Schont ihn nicht! Hier sind unsere Hütten niedergebrannt, und auch unsere paar Gerätschaften können wir nicht einmal retten!"

Hierauf liefen sie wütend nach der einen Hütte, um die drei Kerle, die hineingegangen waren, herauszuholen und dem Feuer zu übergeben. Zwei von ihnen hatten ihren Weg zur Decke hinaus nehmen wollen, wo sie die Not und die Angst eine Öffnung zu machen gelehrt hatte. Alles war begierig, diese Vögel ohne Federn herunterzuholen. Als wir eben damit beschäftigt waren, kam der dritte Spitzbube hervorgesprungen und riß, ehe wir es uns versahen, der Lameja die Flinte aus der Hand, legte sie sogleich auf mich an, fehlte mich aber und schoß eine neben mir stehende Spanierin, die einen Säbel in der Hand hielt, auf der Stelle tot, so daß sie keinen Laut mehr von sich gab.

Auf den ersten Schrecken folgte ein wütender Zorn der Frauen, und sie riefen mir zu, auf den Kerl zu schießen. Polynese kam mir zuvor und gab ihm eine Ladung, daß er gleich lang hinstürzte. Nun ging es an die Verfolgung der beiden anderen, während sich ein Jammergeschrei der Frauen und Kinder um die tote Spanierin erhob. Ehe wir es verhüten konnten, war der eine Kerl unter dem Wimmern der Weiber entwischt. Den anderen aber, der erbärmlich um Gnade bat, hatten wir umringt. Da half kein Flehen; sie schrien mir,

die ich allein noch eine geladene Flinte hatte, zu, wenn ich ihre Freundin sein wollte, sollte ich auf ihn anlegen und schießen. Ich tat es und traf ihn, daß er herunterfiel, aber noch lebte. Mit Mühe konnte ich es von den wütenden Frauen erreichen, daß sie ihm noch einen kleinen Aufschub bewilligten, da ich Näheres über das Komplott erfahren wollte.

„Willst du mir die Wahrheit bekennen," sagte ich zu ihm, „so soll dir die Gnade eines gelinden Todes widerfahren; anderenfalls sollst du die schrecklichste Feuermarter durchmachen."

Darauf erzählte er, was Polynese schon gemutmaßt hatte, daß ein Schiff in dem Sturm nicht weit von dem unsrigen gescheitert wäre. Die Besatzung wären Seeräuber gewesen, von denen sich fünf gerettet hätten. Mit diesen hätten sie den Überfall verabredet. Mehr konnte er vor Mattigkeit nicht sagen und erhielt von Berent nunmehr den Gnadenstoß.

Unterdessen ging ein starker Regen nieder, der die Flammen in kürzester Zeit löschte. „Bleibt wachsam und munter," sagte ich zu den anderen, „und vor allem ladet die Gewehre neu. Man kann nicht wissen, was uns noch bevorsteht."

„Bringt nur," rief die kleine Amazone Polynese, „das Pulver weg, damit es nicht in der Nässe bleibt; sonst kann es noch mehr Unheil geben."

Wir suchten nun Unterkommen in einer Höhle, die unter einem nahen Felsen sich befand, schafften die Gewehre, das Pulver und den Proviant hinein,

zündeten ein Feuer an und saßen in völliger Bereitschaft gegen einen etwaigen neuen Überfall.

Polynese war mit Sonnenaufgang weggelaufen; ehe wir es gewahr wurden, kam sie zurück und sagte, die Hände zusammenschlagend: „Ach Gott, unser Schiff ist fort!"

„Das ist eine recht betrübliche Nachricht," erwiderte ich; „doch sind wir wenigstens die Sorge wegen unserer Mörder los."

„Ach," versetzte die Lameja, „wer weiß, ob sie nicht mit zehnmal soviel Leuten wiederkommen! Dann würde uns das Schrecklichste passieren!"

„Verzweifelt doch nicht an Gottes Wort und Schutz," antwortete ich; „wir haben doch jetzt seine wunderbare Hilfe gesehen; warum wollen wir nicht auch fernerhin auf sie hoffen?"

Nun mußten wir daran gehen, die toten Körper beiseite zu schaffen. Bei der Gelegenheit sahen wir Teile eines gescheiterten Schiffes nicht weit von uns am Ufer. „Wer weiß, was dort drinnen ist," sagte Polynese; „es dürfte sich der Mühe verlohnen, die Sache zu untersuchen." Niemand wollte ihr dabei Gesellschaft leisten; sie ging daher allein zum Strand hinunter.

Innerhalb der nächsten beiden Tage starben drei von uns; der Tod der Lameja betrübte mich am meisten. Ihr folgte ihr Söhnchen, namens Franziskus, ein artiges und manierliches Kind von zehn Jahren. Das dritte Todesopfer war eins von den sizilianischen Mädchen, mit Namen Domenica Valerino. Die Todesursache dieser drei Per-

sonen war uns unbekannt, zumal keine von ihnen über Krankheit oder Schmerzen geklagt hatte. Nunmehr bestand also unsere Gesellschaft aus sieben Personen: zwei spanischen Frauen, zwei Mädchen, einem Knaben, namens Jakob, meinem Berent und mir.

Als Polynese eines Tages mit Berent, den sie gut leiden mochte, auf den Fischfang gegangen war und wir alles zurecht machten, um die Fische, die sie bringen würden, gleich zu sieden, kam nach einer knappen halben Stunde Berent mit dem Rufe angelaufen: „Ein Schiff, ein Schiff mit Flaggen und Kanonen!" Über diese Nachricht, mit der er uns eine besondere Freude zu machen glaubte, erschraken wir sämtlich, namentlich die Spanierinnen, die immer noch an die Räuber und Juden dachten.

„Wo ist Polynese?" fragte ich den Jungen.

„Sie ist am Strand stehen geblieben," antwortete er, „und hat keine Angst, totgeschossen zu werden."

„O du großer, dummer und feiger Bengel!" fuhr ich ihn an; „schämst du dich nicht, das Mädchen allein zu lassen? Lauf geschwind . . ."

Gerade wollte ich weiter reden, als Polynese mit zwei ziemlich großen Fischen herbeikam und sagte, sie hätte in der Ferne ein Schiff gesehen, das nach Osten gesegelt und schließlich ihren Augen entschwunden wäre.

„Das ist sicher kein Raubschiff gewesen," rief die eine Spanierin; „ach, wenn wir doch das Glück

gehabt hätten, daß es hierher gekommen wäre! Ich bin es müde, in dieser Einsamkeit zu leben, wo ich doch nur auf den Tod hoffen kann!"

Wir bereiteten die Fische zu und verzehrten sie zum Abend mit besonderem Appetit. Danach gingen wir spazieren, bis uns die späte Nacht zur Ruhe mahnte. Als die Morgenröte anbrach und ich im besten Schlummer lag, stieß Polynese mich an, so daß ich auffuhr und unwillig wurde.

„Ach," sagte sie, „seid deswegen nicht verdrießlich; ich habe menschliche Stimmen gehört. Was kann das bedeuten?"

„Ihr habt geträumt," entgegnete ich, „wo sollten die Menschen wohl herkommen?"

„Nein," erwiderte sie, „es ist bestimmt kein Traum gewesen. Paßt auf, man wird die Stimmen gleich wieder hören."

Kaum hatte sie das letzte Wort gesprochen, da hörte ich etwas, was mir wie ein menschlicher Laut vorkam; doch schien es ziemlich entfernt zu sein. Plötzlich aber hörte ich in nächster Nähe ein gräßliches Geschrei und die Worte: „Nicht eine Minute, geschweige denn eine Stunde! Ergebt euch! Das Gewehr her oder ihr seid augenblicklich des Todes!"

„Ach Gott, meine liebe Polynese," rief ich, „was kann das bedeuten? Geschwind, weckt die anderen auf, wenn sie noch nicht wach sind!"

Sie ging, kam gleich darauf wieder und sagte: „Signora, kommt und steigt mit mir oben auf die Hütte zwischen die Bäume, wo uns niemand sieht, während wir von da alles erkennen können." Wie

eine Wildkatze war sie oben und rief mir zu: „Kommt geschwind her! Was sind das für Leute!“ Ich konnte gar nicht schnell genug hinaufkommen und blieb mit dem Rock hängen. Als ich endlich oben war und durch die Zweige spähte, sah ich, daß etwa dreißig Holländer acht Kerle umringten, die sich zur Wehr setzten. Nun kamen die Unsrigen hinzu und riefen uns herab, um Rat zu halten. Kaum hatten wir in der Hütte Platz genommen, da hörten wir rufen: „Hier müssen Menschen sein, denn das haben keine Tiere angelegt!“

„Es scheint am besten zu sein,“ sagte ich, „wir geben uns zu erkennen. Diese Leute werden uns weder umbringen, noch zu Sklaven machen!“ Damit öffnete ich die Tür, trat heraus und sagte auf Holländisch: „Meine Freunde, euch hat der Himmel zu unserer Erlösung hergesandt; wir sind verunglückte Leute, durch Sturm und Unwetter hierher verschlagen und schon seit über Jahr und Tag hier!“

Sogleich trat ein bejahrter Mann vor, sah mich an und sagte: „Mein Herr“ (ich trug nämlich männliche Kleidung und hatte den anderen verboten, mein Geschlecht zu offenbaren) „wieviel seid ihr?“ Ich führte ihn in die Hütte und zeigte ihm die anderen. „Gut,“ sagte er, „wir gehen nach Amerika in eine holländische Kolonie. Wollt ihr mit?“

Die spanischen Frauen waren sogleich voll Freude dazu bereit und fragten, ob sie von da eine spanische Kolonie erreichen könnten. „Gewiß,“ antwortete er; „wir wollen euch dazu behilflich sein.“

Wir erfuhren nun von den Holländern folgendes: Sie hatten ein schwedisches Schiff, das in den amerikanischen Gewässern Kaperei trieb, aufgebracht und sich der Mannschaft bemächtigt. Diese hatte, als sie an die Insel gekommen und ausgestiegen waren, sich widersetzt und fliehen wollen, wurden aber von ihnen, da sie die Überzahl hatten, überwältigt, nachdem einige niedergehauen waren. Den übrigen, neun an der Zahl, sechs, die hier waren, und drei auf dem Schiff als Gefangenen, wurde die ihnen zugedachte Todesstrafe durch den Strang geschenkt, doch sollten sie auf dieser Insel ausgesetzt und zurückgelassen werden.

Die Holländer hielten sich nur zwei Tage auf, versahen sich mit frischem Wasser und nahmen unseren noch übrigen Vorrat, namentlich Pulver und Salz, sowie uns alle zu sich auf ihr Schiff. Die ganze Besatzung bestand aus vierzig Mann; außerdem waren acht Frauen an Bord, die die Kolonie bevölkern sollten. Das schwedische Kaperschiff wurde mitgeführt und außerdem hing hinten an ihrem Schiff ein kleiner Kahn für etwaige Notfälle. So stiegen wir also wieder zu Schiff, und zwar meiner Rechnung nach am 19. September, an dem ich vor dreiundzwanzig Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, was mich zu einigem Nachdenken über mein bisheriges Leben veranlaßte. Das Schif fuhr mit gutem Wind nach Nordwesten, so daß wir bald unseren Bestimmungsort zu erreichen hofften. Am dritten Tage unserer Fahrt erhob sich aber ein gewaltiger Sturm, der uns nach

Osten abtrieb, so daß alles in Ängsten war, wir möchten nach der Barbarei verschlagen und zu Sklaven gemacht werden. Das Schiff geriet in große Not und mußte erleichtert werden, wobei uns das schwedische Kaperschiff zustatten kam. Es wurden Waren sowie zehn Männer und vier Frauen hinübergeschafft. Unter dieser Zahl befanden sich auch mein Berent und ich. Polynese hatte sich aus Liebe zu mir unter die anderen Frauen gemacht, so daß wir zusammen auf dem Kaperschiff waren.

Je mehr wir nun das gefürchtete Unglück zu vermeiden suchten, um so geschwinder wurden wir ihm entgegengeführt. Der Sturm hielt ohne Aufhören an, bis wir tatsächlich die barbarischen Küsten zu Gesicht bekamen. Der alte Holländer, mit dem ich auf der Insel zuerst gesprochen hatte, führte das Kommando auf unserem Schiff und sagte, vor uns läge Capo de Bulez, das dem König von Monacco gehörte. Wir arbeiteten mit allen Kräften, um zu entkommen; die Gewalt des Sturmes aber war zu mächtig und trieb beide Schiffe an die Küste, wo wir aussteigen mußten. Wir sahen niemanden und beschlossen, uns zwischen den Gebirgen aufzuhalten, bis sich der Wind gelegt hätte; zur etwa nötigen Verteidigung hatten wir die gespannten Gewehre in der Hand und die Schiffe zur Fahrt bereit. Gegen Abend entstand hinter den Hügeln ein entsetzliches Geschrei, so daß wir alle bestürzt auffuhren. „Wer ist so beherzt," fragte der alte Holländer, „und steigt auf den

Hügel, damit wir erfahren, was das zu bedeuten hat?"

Drei erboten sich sofort dazu, denen ich mich zugesellte. Wir kletterten auf die Höhe und wurden Zuschauer eines blutigen Kampfes. Eine Anzahl Spanier, die das gleiche Unglück wie uns betroffen hatte, daß nämlich ihr Schiff aufgelaufen war und sie hatten aussteigen müssen, waren von den Mohren heimlich umschlichen und überfallen worden. Sie fochten, wie wir sahen, ganz ergrimmt und setzten ihr Blut gegen die Sklavenfesseln aufs Spiel, die Säbel blitzten in der Sonne, und von dem Geschrei der Barbaren und der Spanier hallten Berg und Tal wider. Während des Getümmels kamen sie uns immer näher, bis ich endlich zu meinem großen Erstaunen den Abt Thomas Romesso unter den Spaniern erkannte. Nun hielt ich es für an der Zeit, den Unsrigen Bericht zu erstatten, ließ zwei Leute zurück, die versteckt weiter beobachten sollten, und stieg mit dem dritten den Hügel hinab.

Sobald der alte Holländer gehört hatte, was ich gesehen, war er der Ansicht, es sollten zwanzig Mann mit geladenen Gewehren hinaufsteigen und den Barbaren eine tüchtige Salve geben, damit sie von den Spaniern abließen. Doch änderte er seinen Vorschlag gleich wieder; „denn," sagte er, „dadurch würden wir nur eine größere Menge Barbaren uns auf den Hals ziehen. Wenn wir dann des ungünstigen Windes wegen nicht gleich mit dem Schiff abfahren können, werden sie gegen uns losgehen, und un-

serer Schwäche wegen fallen wir in ihre Raubklauen. Es ist entschieden besser, unsere eigene Sicherheit zu beobachten als sich um anderer willen in offenbare Gefahr zu begeben. Etwas anderes ist es, wenn sie uns näherkommen und die Not einen Angriff erfordert."

Wir stiegen von neuem auf den Hügel hinauf, um den ferneren Verlauf des Kampfes zu beobachten. Kaum waren wir oben, da sahen wir einen Trupp ganz nahe bei uns; die Spanier waren durch andere verstärkt und schossen unter die Barbaren, die auseinanderliefen, obgleich sie an Zahl ihre Feinde weit übertrafen. Aus Furcht vor einem neuen Überfall hatten sich die Spanier zu ihrem Schiff zurückgezogen, das eine Viertelstunde von dem unsrigen entfernt lag. Ehe ich es mich versah, erhob sich ein furchtbares Geschrei; ein großer Haufen von Mohren kam nach dem Ufer zu anmarschiert, um uns zu umringen, von deren Anwesenheit sie Kunde bekommen haben mußten. Die Unsrigen standen aber fertig zum Angriff da und feuerten auf sie; doch trieb uns der starke Wind den Rauch entgegen, so daß wir nichts erkennen konnten. Plötzlich kam der Berent angelaufen und rief: „Signora, fort, fort, sonst werden wir alle gefangen!" Damit ergriff er mich am Ärmel, daß ich folgen mußte, und Polynese, die neben mir gestanden hatte, war gleich hinterdrein. Der Junge hatte den Kahn vom Schiff losgemacht und rief: „Geschwind herein; dort hauen und schießen sie aufeinander los;

daß wir nur nicht totgemacht oder gefangen werden!"

Polynese und ich stiegen schnell ein. Ich hatte meine Flinte nebst sechs Patronen, meinen Hirschfänger und meine Pistole bei mir, Polynese dagegen nur ein langes Messer in einer Scheide an einem Kettchen unter ihrem langen Obercock. Berent hatte in der Eile aus dem Schiff ein kleines Fäßchen Branntwein, ein gleiches mit Wasser und ein Paket Schiffszwieback hineingeworfen, hielt seinen Spieß in der Hand und sprang hinter mir her. Im Kahn lagen zwei lange Ruderstangen, von denen er die eine und ich die andere nahm. Der Wind wehte von Nordost, so daß wir schon nach kurzer Zeit nichts mehr von dem Schiff und dem Land sahen. So fuhren wir die ganze Nacht hindurch; der Wind ließ nach, und das entfernte Licht der am Himmel hell blinkenden Sterne gab uns eine angenehme Aussicht auf das weite Meer; doch saßen wir in Angst vor dem zu erwartenden Elend da.

Als der Morgen anbrach und Berent zu meinen Füßen lag und schlief, brachte mir Polynese eine trostreiche Kunde. „Es kommt mir vor," sagte sie, „als ob ich in der Ferne einen großen Schatten auf dem Wasser sehe; das ist ein untrügliches Zeichen, daß dort Land liegt." Wir nahmen unsere Fahrt auf den von ihr beobachteten Schatten, der mir nun auch zu Gesicht kam. Plötzlich fuhr Berent aus dem Schlaf auf und schrie: „Land, Land! Aber Löwen und Tiger!"

„Bist du verrückt?“ sagte ich; „du träumst wohl immer von Löwen, Tigern und Elefanten, während man keine Katze sieht!“

Nach einer halben Stunde, während der wir fleißig ruderten, wurde die Spitze eines hohen Berges sichtbar, deren Schatten weit auf die See ging. Als wir nahe herankamen, lief der Kahn unten am Berge in eine Öffnung ein, die einen bequemen Hafen bildete.

„Wer will nun der erste sein,“ sagte ich, „und nachsehen, wo wir sind und was dies für ein Land ist?“ Berent meldete sich sogleich, worauf ich zu ihm sagte: „So versuche dein Heil und geh ein Stück hinauf.“

Er war schnell zum Schiff hinaus und marschierte mit seinem großen Spieß wie ein alter römischer Kriegsknecht getrost in die Höhe, bis er uns aus den Augen war. Ich rief ihm aus vollem Halse nach, doch hörte er mich nicht mehr. Wir warteten nun über eine Stunde, kein Berent zeigte sich. „Ach Gott, wo bleibt der Bengel nur,“ rief ich, die Hände zusammenschlagend. „Dem ist sicher ein Unglück von wilden Tieren oder Menschen zugestoßen! Ach, hätte ich ihn nur nicht hinaufsteigen lassen!“

Plötzlich ließ sich über uns ein Geräusch hören, worauf Polynese rief: „Stoßt schnell den Kahn vom Lande, daß wir nicht überfallen werden!“ Wie ich mich noch damit bemühte, den Kahn aber nicht vom Fleck bringen konnte, hörten wir Berents Stimme, wie wenn er ein Freudengeschrei aus-

stieße. Gleich darauf ließ er sich selbst sehen und schwenkte einen grünen Zweig in der Luft. Wie freuten wir uns, daß wir ihn wiedersahen, und wie neugierig waren wir, von ihm zu hören, was er gesehen hatte!

„Hier ist ein wunderbares Land!" rief er uns zu.

„So wollen wir gleich hinauf!" sagte Polynese.

Ich ergriff meine geladene Flinte, und wir stiegen zusammen hinauf. Eine halbe Stunde waren wir schon gegangen und hatten noch nicht den dritten Teil des Berges erstiegen. Von hier aus führte ein schmaler, gerader Weg auf eine Kluft zu. Polynese war gleich drinnen, wir gingen hinterher. Der Eingang war eng, gleich dahinter wurde die Kluft geräumiger; unten war die Höhle eben und oben gewölbt, wie wenn die menschliche Kunst keinen Fleiß gespart hätte, während es doch tatsächlich ein Werk der Natur war. Nach zehn bis zwölf Schritten fanden wir etwas, was unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Natur hatte hier ein besonderes Behältnis in den Felsen gemacht, in das von oben her durch eine schiefe Öffnung das Licht als heller Strahl hineinfiel. Auf der einen Seite gegen Morgen zu lag ein erhabener viereckiger Stein, der offenbar einen Altar vorstellte, denn er war völlig mit einem Überzug aus ganz dünn geschlagenem Gold belegt, das einen hellen Glanz von sich gab und auf den Seiten eine Handbreit herunterhing. Oben darauf stand ein anderthalb Fuß hohes Kruzifix aus Silber; dahinter waren an der Felsenwand drei Bilder auf metallenen

Tafeln gemalt, jedes drei Fuß hoch, das mittelste den Heiland, das rechte die gebenedeite Jungfrau Maria und das linke Johannes den Täufer darstellend. Auf dem Altar standen zu beiden Seiten zwei silberne leere Näpfchen, dazwischen ein hohes Gefäß aus Kristallglas, worin verschiedene Blumen und Blätter von verschiedener Farbe, aber vollständig vertrocknet, steckten.

Wir standen in tiefes Sinnen versunken und überlegten, wer den Altar wohl errichtet haben möchte. Polynese kniete davor nieder und hielt nach der Gewohnheit ihrer Religion eine viertelstündige Andacht. Während sie diese verrichtete, ging ich mit Berent etwas weiter, und wir mußten nach wenigen Schritten einige Stufen hinabsteigen, die ebenfalls die Natur angelegt hatte; hier fanden wir ein besonderes Behältnis, an dem drei Zeichen zu sehen waren, die drei Grabmale andeuteten. Diese waren mit großen Steinen belegt; doch fand ich keine Inschrift darauf, die mir eine Erklärung hätte geben können. In die größte Verwunderung aber versetzte mich ein Licht, das über den Grabmälern aus einem dunklen Winkel hervorleuchtete. Es war eine Lampe aus geschliffenem Glas, mit einem silbernen Häubchen bedeckt. In sie führte aus einem darüber befestigten großen Becken ein feines Röhrchen, durch das das Öl tropfenweise hineinfiel. Ich wartete voll Ungeduld darauf, daß Polynese mit ihrem Gebet fertig würde, wobei ich sie nicht stören wollte, um ihr dieses Wunder zu zeigen. Sobald sie fertig

war, rief ich sie zu mir. „Seht," sagte ich, „hier müssen sich unbedingt Menschen aufhalten; das Licht ist ein untrüglicher Beweis."

„Dagewesen sind sicher welche," erwiderte sie; „ob aber die, die diesen Altar und das andere aufgerichtet haben, noch da sind, ist mehr als fraglich. Denn wozu die verwelkten Blumen, die man doch immer durch frische ersetzen kann."

„Einer aber muß doch etwas für die Lampe tun," versetzte ich.

„Seht Ihr nicht," sagte sie, „den Zufluß aus dem großen Becken, das diesem kleinen Flämmchen mehr als ein Jahr lang Nahrung geben kann?"

„Wie steht es aber mit dem Docht?" warf ich ein. „Er muß doch erneuert oder mindestens geputzt werden."

„O Signora," lächelte sie, „auch dafür weiß ich eine Erklärung. Der Docht wird aus unverbrennbarem Steinflachs, Amiantum genannt, gemacht, er braucht weder Erneuerung noch Putzen, und wenn er noch so alt ist."

Von so etwas hatte ich noch niemals etwas gehört und konnte mich von der Betrachtung gar nicht losreißen. Als wir uns endlich wieder dem Ausgang zuwandten, sahen wir an der Wand einen goldenen Weihkessel, in den Polynese gleich griff, sich mit dem Weihwasser zu besprengen. Ich hielt ihr die Hand zurück, doch sagte sie: „Das kann niemals schaden!"

Kaum waren wir hinaus, da kam der vorausgelaufene Berent zurück und rief: „Kommt schnell

her, Ihr werdet etwas Neues zu sehen bekommen!" Wir gingen ihm nach und fanden auf einem Absatz des Berges unter einem vorspringenden Felsen fünf Hütten nebeneinander aufgebaut. Als wir hineinsahen, war nichts Lebendiges in ihnen zu erblicken. In einer jeden war ein bequemes Lager als Bett aufgeschlagen, ferner standen ein paar aus Schilf und Weiden geflochtene Stühle und ein aus schmalen Brettern gezimmerter Tisch da. „Seht doch," sagte Polynese, „wie uns die Leute vorgearbeitet haben, damit wir ohne alle Mühe hier bequem und sicher wohnen können!" In der Nähe standen Bäume mit schönen Früchten, und ganz dicht vorbei floß ein heller, klarer Bach, der aus dem Felsen herauskam und erwünschte Erquickung bot. „Es wird wohl nicht anders gehen," meinte Polynese, „als daß wir hier an einen langen, womöglich immerwährenden Aufenthalt denken und unseren Haushalt darnach einrichten."

In den Hütten fanden wir in verschiedenen Löchern, die in den Boden gegraben waren, mancherlei Gefäße aus Holz und Metall und einiges brauchbare Werkzeug. Polynese ging täglich nach der Kapelle, ihre Andacht zu verrichten, wobei ich ihr öfter Gesellschaft leistete, weil sie nicht gern allein gehen wollte. Tagsüber ergötzten wir uns mit Spaziergängen in der anmutigen Gegend, wobei wir jedesmal eine neue Herzerquickung an dem kostbaren Geruch der Blumen und Früchte hatten und unseren Appetit an den Früchten stillten. Als wir eines Tages spät unsere Ruhestätten aufzu-

suchen im Begriff waren, erhob sich ein fürchterliches Geschrei unter uns vom Ufer her. Wir hatten kein Schiff auf dem Meer gesehen; daher wurde unser Entsetzen immer größer, denn es war klar, daß der Lärm von Menschen stammte, die sich hier aufhielten; wir fürchteten für unsere Sicherheit. „Kommt," sagte Polynese, „wir wollen so versteckt wie möglich hinabgehen und die Ursache des Lärms zu ergründen suchen." Ich war damit einverstanden, ergriff mein Gewehr und stieg mit ihr hinab.

Sobald wir an einen günstigen Platz kamen, von wo wir das Ufer übersehen konnten, ohne daß man uns erblickte, veranlaßte Polynese mich, stehenzubleiben. Berent stand mit seinem Spieß zum Stechen bereit da, während niemand im weiten Umkreise zu sehen war. Nun aber wurde das Geschrei größer und kam näher. „Halt," hörten wir in spanischer Sprache, „hier soll die Exekution vor sich gehen!" Gleichzeitig wurden Menschen sichtbar. Es waren zehn Leute, die drei andere mit Stricken gefesselt in ihrer Mitte hatten. Sie traten vor einen niedrigen Baum und hingen ohne langes Zeremoniell den einen, einen großen Mann von nicht üblem Aussehen, daran auf. Dann ergriffen sie die beiden anderen, zwei junge, kaum erwachsene Bengels in türkischer Kleidung mit kurzem Wams und langen, weiten Hosen. Die Henker zogen sie ohne Erbarmen fasernackt aus, banden ihnen Hände und Füße und zogen ihre Messer, um sie lebendig zu schinden.

Polynese konnte diese Grausamkeit nicht mit ansehen, sondern sagte zu mir: „Gebt mir Euer geladenes Gewehr?“ Sobald sie es in den Händen hatte, schrie die kühne und kluge Amazone aus vollem Hals in türkischer Sprache: „Haltet ein, ihr verfluchten Halunken, oder ihr sollt durch Pulver und Blei zerschmettert werden!“ Gleichzeitig drückte sie ab und streckte zwei der Schinder zu Boden.

„Nun Hals über Kopf davon!“ schrien die Henkersritter; „sonst sind wir alle des Todes oder erbärmliche Sklaven!“ Mit Zurücklassung der Entkleideten und der Toten liefen sie wie unsinnig dem Ufer zu. Ich war neugierig, ob sie ein Schiff hatten, mußte aber zu meinem Schreck wahrnehmen, daß sie sich in unseren Kahn setzten, die Ruderstangen ergriffen und auf die weite See fuhren.

„Seht, Polynese,“ sagte ich mit kläglicher Stimme, „nun sind wir auch unseres Kahnes beraubt, der unser einziger Trost war und unsere Hoffnung, um im Notfall unsere Zuflucht zu ihm zu nehmen.“

„Ist denn damit auch Trost, Hoffnung und Zuflucht zum Himmel abgeschnitten?“ versetzte das gescheite Mädchen.

Darauf stiegen wir weiter hinab an die Stätte der Exekution, weil Polynese neugierig war. Sie betastete den einen Toten und sagte: „Signora, seht doch her, was hat der Kerl hier bei sich?“ Damit zog sie ein Bündelchen aus seinen Kleidern,

bei dessen Eröffnung wir einen Goldklumpen und eine Menge Perlen fanden, was Berent veranlaßte, auch den zweiten Leichnam genau zu untersuchen. Er fand aber nur eine silberne Messerscheide, einige Silbermünzen und zwei ziemlich große Steinchen, die wir als Smaragden erkannten. Nun machte sich Berent an die beiden jungen Türkenbengels, die er vor uns hergehen ließ.

„Xurras," sagte der eine zu dem anderen, „wo sind denn unsere Brüder und Glaubensgenossen? Wir haben doch einen Zuruf gehört, worauf die Feinde erschreckt fortgelaufen sind."

Polynese verdolmetschte mir diese Worte, worauf ich ihr sagte, wie sie sich verhalten sollte. Sie fragte also die beiden auf Türkisch, woher sie kämen und auf welche Weise sie gefangen worden wären.

„Ymuo," sagte der zweite, „das ist eine Osmanin, eine Rechtgläubige!"

Sogleich machten sie ihre Bewillkommnung mit dem üblichen mohammedanischen Gruß. Sie wurden darauf zu unseren Hütten hinaufgeführt, wo wir ihnen Speise und Trank vorsetzten, die sie mit großem Appetit genossen.

„Bringe sie in eine Hütte, wo sie heute Nacht ruhen können," sagte ich zu Berent und befahl Polynese, sich vorläufig nicht als Christin zu erkennen zu geben.

In dieser Nacht fand ich wenig Schlaf, da meine Sinne noch von dem Abenteuer mitgenommen waren. Gleich mit Tagesanbruch ver-

ließ ich mein Lager, weckte Polynese und nahm sie mit zu dem Gehenkten, der mir mehrmals in meinem unterbrochenen Schlummer erschienen war. Berent ließen wir bei den türkischen Jungen und stiegen nach der bewußten Stelle hinab. Ich stutzte bei dem ersten Anblick, denn ich sah in dem Gehenkten den Calfur, den Diener des Herrn d'Abord, vor mir; wenn ich ihn auch so lange nicht gesehen hatte, so erkannte ich ihn doch an gewissen Merkmalen in seinem Gesicht sofort wieder. Während ich noch mit dem Betrachten beschäftigt war, kam Berent mit seinen neuen schwarzbraunen Kameraden zu uns.

„Ach, Jungfer Polynese," sagte er, „ich weiß nicht, was die Jungen wollen; sie schwatzen so wunderliches Zeug, daß ich nicht daraus klug werden kann. Ihr versteht doch ihre Sprache!"

Auf mein Geheiß hin befahl sie ihnen, zusammen mit Berent den Kerl vom Baum zu nehmen und ins Wasser zu werfen, was sie bereitwillig taten. Darauf sagte ihnen Polynese, wir drei wären Christen; sie sollten sich aber deswegen nicht fürchten, sie würden vielmehr gütig von uns behandelt werden, wenn sie treu und gehorsam sein wollten. Auf der Stelle warfen sie sich uns zu Füßen und schworen bei Mohammed, sie würden jedem Befehl willig nachkommen und jeden aufgetragenen Dienst zu unserer Zufriedenheit verrichten.

Wir kehrten zu unseren Wohnungen zurück und bekamen tatsächlich an den Jungen willige Diener, die uns alles herbeitrugen und uns aufwarteten.

Berent war eines Tages in früher Morgenstunde mit ihnen über die Höhe in den Wald gegangen, um Früchte herbeizuholen. Obwohl ich ihnen verboten hatte, sich tief in den Wald hinein zu begeben, weil ihnen ein Unglück zustoßen könnte, wollten sie doch in ihrer Neugier den Wald näher erforschen. Bis zum Abend waren sie noch nicht zurückgekehrt. „Wo bleiben nur die Bengels?" sagte ich zu Polynese, „hoffentlich hat sie kein Unglück getroffen! Wenn nur nicht wilde Tiere sie verschlungen haben oder gar die Türken untreu geworden sind! Wenn doch nur mein Berent wieder hier wäre! Wenn er umgebracht ist, müssen wir uns beständig vor einem Überfall fürchten!"

Schlaflos und die Waffen dicht neben uns verbrachten wir beide die Nacht; auch am nächsten Tage war nichts von ihnen zu sehen und zu hören. „Vielleicht haben sie sich verirrt, als sie zu weit in den Wald hineingegangen sind," meinte Polynese. Es vergingen noch zwei Tage, nichts war von ihnen zu sehen, obwohl wir so weit in den Wald gingen, daß wir kaum den Rückweg wiederfanden. Mein Kummer über Berents Verlust war so groß, daß mich nichts trösten konnte. Bald aber folgte noch ein größerer, der mir fast den Verstand geraubt hätte.

Polynese ging täglich ihrer Gewohnheit nach in die Kapelle, ihre Andacht zu verrichten, wohin ich sie manchmal nicht begleiten konnte. Einmal kam sie ganz blaß und bestürzt vor der üblichen Zeit wieder, als ich eben auf meinem Bett ein wenig

eingeschlummert war. „Wie seid Ihr so geschwind wieder hierher gekommen?“ war ihre mich befremdende Frage.

„Was kommt Euch in den Sinn, Polynese?“ versetzte ich. „Wo soll ich denn gewesen sein?“

„Ihr habt mich doch zweimal gerufen,“ sagte sie. „Deshalb habe ich mein Gebet unterbrochen, um Euch Beistand zu leisten.“

„Ihr seid wohl in einen süßen Schlummer geraten,“ erwiderte ich kopfschüttelnd, „und habt es geträumt, daß ich gerufen habe. Ich habe die ganze Zeit hier auf dem Bett gelegen.“

„Ach scherzt doch nicht,“ sagte sie unwillig, „ich habe Euer Rufen deutlich gehört.“

Dieses Gespräch machte mich nachdenklich, denn ich wußte genau, daß sie keinen Spaß liebte. Doch suchte ich ihr das Abenteuer auszureden und warnte sie, allein wieder zur Kapelle zu gehen.

Als ich von einer Unpäßlichkeit, die mich einige Zeit befallen hatte, genesen war und einen kleinen Spaziergang unternehmen wollte, war sie gleich bereit, mich zu begleiten. Sie beabsichtigte, die Kapelle zu besuchen, und bat mich, ihrer Andacht beizuwohnen; dann wollte sie mit großem Vergnügen mit mir spazieren gehen. Wenn ich auch wenig Lust verspürte, mit in die Kapelle zu gehen, tat ich es doch ihr zuliebe. In der Kapelle angelangt, fiel sie auf die Knie nieder und begann ihr Gebet. Kaum aber hatte ich mich einige Minuten drinnen aufgehalten, spürte ich eine Übelkeit, die mich nötigte, hinauszugehen und mich in der

frischen Luft zu erholen. Ich wählte zum Warten einen Platz, von wo aus meine Augen auf der einen Seite den grünen Bergabhang, auf der anderen das weite Meer vor sich hatten. Plötzlich sah ich einen ziemlich großen Affen vor mir, der sich dicht hinter der Kapelle in ein niedriges Gebüsch setzte, und ein anderes Tier, das ich nicht erkennen konnte, in den Pfoten hatte; es war weiß und einem Kaninchen ähnlich. Ich wollte den Affen verjagen und rief in die Kapelle hinein: „Polynese, seid Ihr fertig oder dauert es noch eine Weile? Ich bin gleich wieder da!"

Ein sehr deutliches Ja von ihrer Stimme war die Antwort, worauf ich mich mit matten Füßen nach meiner Hütte begab, die geladene Flinte zu holen und dem unangenehmen Gast eins aufzubrennen, daß er sich nicht weiter um Nahrung zu bemühen brauchte. Wie ich auf dem Rückweg den halben Weg zurückgelegt hatte, hörte ich zweimal hinter mir das Wort „Signora!", als wenn es Berent riefe, was meinem Herzen einen freudigen Schreck gab.

Mit lauter Stimme rief ich: „Berent, Berent, wo bist du? Komm her!" Da ich ihn aber nicht sah, lief ich auf die Stelle zu, wo ich den Laut gehört hatte, und um schneller hinzukommen, legte ich mein Gewehr zu Boden. Im selben Augenblick rief Polynese meinen Namen.

„Eine Minute, Polynese," antwortete ich, „nehmt unterdessen meine Büchse!" Ich strengte mich über meine Kräfte an, um meinen getreuen,

schmerzlich vermißten Diener wiederzusehen und von ihm Näheres über sein Wegbleiben zu hören. Doch bekam ich ihn nicht zu Gesicht, und Polynese sah ich auch nicht wieder. In wahnsinniger Verzweiflung setzte ich mich in meine Hütte, wo ich nun ganz allein war; nach Speise und Trank hatte ich kein Bedürfnis, doch überfiel ein wohltuender Schlaf meine zerrütteten Sinne. Sobald ich aber am nächsten Tage erwachte, fing die Schwermut wieder an mein Herz zu drücken. Ich bin und bleibe wahrhaftig die unglückselige Imela, seufzte ich, die keinen anderen Erlöser als den Tod zu erwarten hat.

In solchem bejammernswerten Zustande lebte ich hier einsam, betrübt und bekümmert, ohne von meiner geliebten Gesellschaft etwas zu hören und zu sehen. Die unumgängliche Not, mein Leben zu erhalten, trieb mich ins Tal, wo ich Früchte suchte. Meinen Hirschfänger und meine Pistole nebst einigen wenigen Patronen trug ich immer bei mir; doch geschah mir nichts, weder von Menschen noch von Tieren. Verschiedene Male ging ich auch ans Ufer und hatte mein Vergnügen an den spielenden Fischen. Bei solchem Zeitvertreib sah ich eines Tages ein Schiff, das sich mehr und mehr dem Ufer näherte. Einerseits trieb mich die Begierde, zu wissen, was es für ein Schiff wäre und was für Besatzung es trüge, anderseits schreckte mich die Angst, daß es Räuber sein könnten, die meine Einsamkeit stören würden. Das bewog mich, mich in eine Felsenkluft zurückzuziehen, von wo ich das Schiff

genau beobachten konnte. Schließlich kam es so nahe, daß ich beschloß, meine Zufluchtsstelle zu verlassen, da ich hier doch nicht auf die Dauer bleiben konnte. Plötzlich erhob sich ein Sturm, daß ich mich nicht von der Stelle rühren durfte, wenn ich nicht in Lebensgefahr kommen wollte. Kaum saß ich eine Viertelstunde auf meinem Beobachtungsposten, da war das Schiff meinen Augen entschwunden und mein Herz von einer großen Sorge befreit. Ich konnte des Sturmes wegen nicht von der Stelle und schlief gegen Mitternacht trotz des Brausens ein. Als ich nach einigen Stunden erwachte und aus meiner Höhle den klaren Himmel und das helle Mondlicht sah, veranlaßte mich ein starker Appetit nach Speise und Trank, die ich solange hatte entbehren müssen, den Weg nach meiner Wohnung zu nehmen. Wie ich so vor mich hin ging, hörte ich unterhalb meines Weges eine menschliche Stimme und lautes Stöhnen. Dieses verwandelte sich gleich darauf in ein Wimmern, so daß mich heftiges Grauen befiel und meine Eile beschleunigte. Das Wimmern wurde immer deutlicher, und ich beschloß, zu sehen, wo es herkäme. Nach wenigen Schritten sah ich einen Mann auf der Erde liegen, der silbergraue Haare hatte. Ich hörte ihn auf Italienisch sagen: „Ach, hätte ich nur einen Trunk Wasser, meine verschmachtende Zunge vor meinem Tode damit zu erquicken!"

Ich trat dicht an ihn heran und sagte: „Alter Vater! Wie kommt Ihr hierher? In was für einem Zustand befindet Ihr Euch?"

„Liebster Freund," antwortete er, „wer Ihr auch seid, wollt Ihr Euch eines schon dem Tode Verfallenen erbarmen, so bringt mir einen Trunk Wasser, wenn es Euch möglich ist, damit ich nicht verschmachtend sterben muß."

„Gleich will ich Euch das Verlangte bringen," tröstete ich ihn und lief, so schnell ich konnte, der Quelle zu. Dann kam ich wieder zurück und traf ihn zu meiner Freude noch lebend an. Er trank in langen Zügen, seufzte und sagte: „Oh, könnte ich Euch dies mit hundertfältigem Nektar vergelten! Meine Seele ist davon erquickt, daß ich fast ein neues Leben in mir spüre." Darauf reichte ich ihm etliche Früchte, die er mit Heißhunger aß; nun setzte er sich auch aufrecht hin und sagte:

„Es sind jetzt fünf Tage her, daß ich nichts gegessen, und drei, daß ich keinen Tropfen getrunken habe. Der Rest unserer Gesellschaft bestand aus fünf Personen, von denen zwei meine Söhne waren. Die sind gestern bei Sonnenuntergang in die Tiefe gesunken, während ich, ein Mann von neunundsiebzig Jahren, von denen ich achtunddreißig auf der See zugebracht habe, und wohl zwanzigmal in Todesgefahr gewesen bin, zu meiner eigenen Verwunderung erhalten worden bin; die Wellen haben mich aus dem sinkenden Schiff an dieses Ufer geworfen, und auf Händen und Füßen bin ich zu diesem Fleck gekrochen."

Nach diesen Worten griff er wieder zu dem Wasserkrug, worauf er vor Mattigkeit umfiel. Da es ohnehin bald Tag werden wollte, blieb ich bei

ihm. Als die Sonne erschien, betrachtete ich den alten Mann, der in festem Schlaf lag, und wunderte mich, daß er bei seinem hohen Alter und nach der ausgestandenen Not noch so gut aussah. Nachdem er endlich erwacht war, erzählte er Verschiedenes von seiner Schiffahrt und benahm sich in den nächsten Tagen so getreu und willig gegen mich, daß seine Gesellschaft meiner Betrübnis große Linderung brachte. Obgleich ich nach Möglichkeit mein Geschlecht vor ihm zu verbergen suchte, hatte er es doch sehr bald bemerkt, ließ es aber trotzdem nicht an Ehrerbietung gegen mich fehlen.

Vier Monate lebten wir so in ungestörter Ruhe; der Alte tat alles, was er mir nur an den Augen absehen konnte. Eines Tages erhob sich ein furchtbarer Sturm; er ging gegen Abend zum Ufer herunter, kam aber nach kurzer Zeit wieder und rief: „Signora, kommt schnell her und nehmt Euer Gewehr mit! Es ist ein Schiffchen unten angetrieben; laßt uns sehen, was es für eins ist und ob Menschen darauf sind."

Ich eilte, so schnell ich konnte, und versteckte mich mit ihm hinter einer Klippe, wo man uns nicht sehen konnte. Wir hörten auf dem Schiff starken Tumult und lautes Geschrei; plötzlich sprangen einige Leute heraus, die von einer Anzahl Mohren verfolgt wurden. Nun begann ein Schießen, Hauen und Stechen, denn beide Parteien waren mit Gewehren und Lanzen versehen.

„Das ist ein Raubschiff," sagte der Alte, „ich

muß geschwind hin und nachsehen, ob noch jemand auf dem Schiff ist. Ich bin gleich wieder da."

Nach kurzer Zeit kam er wieder, ergriff mich bei der Hand und nahm mich mit. Ehe ich recht zur Besinnung kam, stand ich mit ihm auf dem Schiff, in dem wir niemanden fanden außer zwei Mohrenjungen. Der Alte warf den größeren über Bord ins Wasser und sagte, er sollte ans Land zu seinen Leuten schwimmen; dem kleineren, der zehn oder elf Jahre alt sein mochte, band er Hände und Füße zusammen und stieß das Schiff vom Ufer ab. Der Wind war uns dabei so günstig, daß wir schon nach einer halben Stunde nichts mehr von dem Land und den Bergen sahen. „Nun wollen wir sehen," sagte er, „wo uns das Schicksal hinführt."

Darauf nahm er sich den Jungen vor, löste ihm die Fesseln und fragte ihn, ob er treu und gehorsam sein und ein guter Christ werden wollte. Der Bengel fiel auf seine Knie, fing an zu weinen, hob die Hände in die Höhe und versprach alles, was wir von ihm verlangten.

Nachdem wir drei Tage gefahren waren, zeigte sich dicht vor uns eine kleine Insel, die infolge der Felsen und Klippen ein rauhes Aussehen hatte; doch fanden wir weiter hinauf einen schönen grünen Platz am Ufer und klares Wasser. Damit füllten wir unsere Fässer und setzten unsere Fahrt fort; nach des Alten Behauptung befanden wir uns zwischen dem Magelhanischen und Ätiopischen Ozean. Von nun ab hatten wir einen ganzen Monat lang widrigen Wind und Sturm, der das

Schiff herumwarf, daß der alte Seefahrer nicht wußte, wo wir eigentlich waren. Darnach hielt der Wind ohne Unterlaß zehn Tage von Nord-Nordwest an und trieb das Schiff schließlich bei finsterer Mitternacht an Land. Sehnlichst warteten wir auf den Tag, um zu erfahren, wo wir waren. Sobald die Sonne aufgegangen war, stieg der Alte auf das Verdeck und sah sich um. Dann kam er wieder zu mir und sagte: „Signora, nun weiß ich, wo wir sind. Das ist die Rouberts-Insel, so genannt nach einem vor mehr als zwanzig Jahren verstorbenen Befehlshaber unserer Gesellschaft."

Der Sturm wurde stärker und nötigte uns, auszusteigen; das Schiff lag sicher wie in einem Hafen. Der Alte führte den Jungen und mich hoch hinauf, bis wir zu einem ebenen runden Platz zwischen den Felsen kamen. Hier fanden wir einige wohlumzäunte Hütten, die, trotzdem sie lange gestanden haben mußten, nur wenig beschädigt waren und leicht ausgebessert werden konnten. Wir schafften das Nötigste von unserem Proviant herbei, um eine Besserung des Windes abzuwarten. Fünf Tage hielt der Sturm noch an und wurde schließlich so stark, daß er das Schiff vom Ufer holte und derartig gegen die Felsen schlug, daß es aus Mangel an den notwendigen Werkzeugen nicht ausgebessert werden konnte. Mit betrübten Augen und erschreckten Herzen sahen wir, daß auch der meiste von unserem Proviant verloren war. Nun war kein anderer Trost übrig, als uns an den Gedanken zu gewöhnen, daß wir ewig würden hier-

bleiben müssen, und uns mit schlechter Kost am Leben zu erhalten. So gut es ging, flickten wir die Hütten aus und trugen die Reste unserer Vorräte zusammen.

Nachdem wir schon ein halbes Jahr hier verweilt hatten, kam eines Tages der Atzuli, wie der Mohrenjunge hieß, von einem Spaziergang mit einem Busch voll Beeren wieder, die die Größe von Kirschen hatten, schön aussahen und einen angenehmen Geschmack hatten. Der Alte meinte aber, der Genuß dieser ihm bekannten Beeren wäre sehr schädlich, und verbot dem Jungen, davon zu essen. Seine lüsterne Begierde setzte aber alle Warnungen beiseite, so daß es ihm wie unseren ersten Eltern mit dem verbotenen Baum erging. Er aß davon, klagte gleich darauf über große Leibschmerzen, bekam einen derartigen Durchfall, daß er nicht gelindert werden konnte, und mußte seinen Ungehorsam mit dem Tode büßen.

Nun war der dritte Teil der hiesigen Bevölkerung fort und ich mit dem alten Manne wieder allein. Da wir täglich des Aufenthalts auf dieser öden Insel überdrüssiger wurden, versuchten wir das Schiff auszubessern; doch war alle Mühe vergebens. Es verging noch ein halbes Jahr, ohne daß wir ein Schiff oder einen Menschen sahen, weil die Insel, wie der Alte sagte, ganz abseits von der gewöhnlichen Straße der Seefahrer lag. Bald darauf fing der Alte an zu klagen, legte sich und brachte ein ganzes Jahr auf dem Krankenbette zu, bis er endlich die letzte Schiffahrt nach der

Ewigkeit antrat. Die ganze Zeit hindurch mußte ich Krankenwärterin bei dem Alten spielen, was ich ohne Verdruß tat mit Rücksicht auf seine treuen Dienste, die er mir geleistet hatte. Mit herzlicher Reue und Zuversicht auf die Barmherzigkeit seines Erlösers schied er meiner Rechnung nach am 4. Mai 1674 im sechsundzwanzigsten Jahre meines Alters von dieser Welt und ließ mich in dieser rauhen Einöde ganz allein, wo ich keine andere Hoffnung hatte als meinen Tod. Mit vieler Mühe begrub ich den Alten neben dem Grab des Aßuli.

Hier lernte ich nun so recht die Nichtigkeit vornehmer Geburt erkennen, und durch welche Einbildung die törichte Phantasie der Menschen verblendet wird, daß sie in den schändlichsten Hochmut und die gemeinste Verachtung ihrer Mitmenschen verfallen. Was habe ich nun, sagte ich zu mir selbst, von meinem ererbten Adelstand und von allen genossenen Ehren! Keine Feldmaus kommt mir deswegen mit größerem Respekt entgegen!

Unter den wenigen Kreaturen auf dieser Insel gab es namentlich zwei Tierarten; die einen waren den Mardern gleich, die in der Erde zwischen den Baumwurzeln ihre Wohnungen hatten und mehr von den in als auf der Erde befindlichen Gewächsen lebten. Die anderen waren den Eichhörnchen ähnlich und hielten sich bei Tag und bei Nacht fast nur auf Bäumen auf; sie nährten sich von verschiedenen Früchten und wußten namentlich die Schalen von den Nüssen geschickt abzuziehen, um die Kerne rein zu genießen. Die beiden Tier-

arten lebten in beständiger Feindschaft miteinander, und sobald sie nur zusammentrafen, begannen sie ein fürchterliches Beißen.

Zwei Jahre brachte ich nun zu, ohne ein menschliches Wesen zu erblicken, worauf ich mir schon gar keine Hoffnung machte. Nach dieser Zeit spürte ich große Schwachheit in allen Gliedern, so daß ich meine Wohnung nicht verlassen konnte und auf meinem Lager liegen bleiben mußte; ich schickte mich an, ohne jeden menschlichen und geistlichen Trost diese Welt zu verlassen. Mein größter Kummer war nur, daß mein Leib hier unbegraben verfaulen sollte. Doch wurde nicht lange darauf diese Sorge gehoben, und es trug sich eine ganz merkwürdige und kaum glaubliche Begebenheit zu. Als ich meinte, die Lebensgefahr wäre am größten und ich würde meiner Schwachheit wegen ohne Hilfe hier verschmachten müssen, löste sich die Krankheit in einen dreimaligen starken Schweiß auf, worauf ich meine alten Kräfte wiederbekam, aufstehen und schon nach wenigen Tagen allen nötigen Geschäften nachgehen konnte. Zuweilen begab ich mich auch wieder zum Ufer, um mich an dem Spiel der Fische zu ergötzen, und wurde dabei auch zweimal vorüberfahrender Schiffe gewahr. Sie blieben aber so weit entfernt, daß ich sie nur undeutlich sehen konnte, und kamen mir auch bald wieder aus den Augen. Nach einem dreitägigen Sturm ging ich wieder einmal zum Ufer hinunter, hatte mich aber noch keine halbe Stunde dort aufgehalten, als mich ein süßer Schlaf überfiel, dem

ich nicht widerstehen konnte. Ein grünes Fleckchen zeigte mir eine angenehme Ruhestätte, ich streckte meinen Leib darauf aus und erwartete den Schlummer, in dem mir die Phantasie verschiedene Traumbilder vormalte. Plötzlich wachte ich von einem furchtbaren Lärm auf, und ich hörte nicht weit von mir entfernt menschliche Stimmen. Schnell war ich auf, nach meiner Wohnung zu fliehen; der Lärm war aber schon so nahe, daß ich mich schnell nach einem anderen Versteck umsehen mußte. Kaum hatte ich eine Felsenkluft entdeckt, von wo ich, ohne gesehen zu werden, einen weiten Ausblick bis zum Meer hinunter vor mir hatte. Ich sah am Ufer ein Schiff mit zerbrochenem Mast und hörte Tritte den Weg hinaufschallen. Gleich darauf geriet ich noch mehr in Schrecken und Angst, als zehn Personen hintereinander, sieben Weiber und drei Männer, anmarschiert kamen, die ihrem Äußeren nach offenbar einer Räuberbande angehörten. Etwa zwanzig Schritte von meinem Versteck entfernt wählten sie einen ebenen, grünen Fleck zum Ruheplatz; darauf fingen die drei Männer, die ich an der Sprache als einen Engländer, einen Franzosen und einen Spanier erkannte, mit den Weibern folgende Unterhaltung an.

Der Franzose, der ein niederträchtig freches Gesicht hatte, begann: „Nun, Kameraden, allem Anschein nach werden wir eine ganze Weile hierbleiben müssen, bis wir unser Schiff wieder instand gesetzt haben. Ich bin überzeugt, diese Insel ist ein ödes Eiland, das von keinem Menschen be-

wohnt wird. Ehe wir nun etwas unternehmen, das Schiff entleeren und die Beute teilen, sagt an, was soll mit den Weibern geschehen?"

„Nachdem außer uns dreien alle anderen Männer weg sind und wir diese sieben Weiber, die aus allen vier Teilen der Welt stammen, für uns allein haben," versetzte der Spanier, „scheint es am besten, wenn wir sie unter uns teilen, daß jeder zwei, einer aber drei bekommt, ganz wie das Los fällt."

„Well," sagte der Engländer, „ich halte es für besser, wenn jeder zwei bekommt und die siebente zum gemeinsamen Gebrauch verbleibt."

„Das kann," erwiderte der Spanier, „bald zu Zank und Uneinigkeit Anlaß geben. Es ist das einzig Richtige, wenn jeder sein Eigentum besitzt."

„Es sind," fuhr der Engländer fort, „zwei Afrikanerinnen von der Küste von Guinea, zwei Brasilianerinnen, eine Italienerin, eine Griechin und eine Asiatin, die wir aus dem arabischen Schiff geraubt haben. Seid ihr nun damit einverstanden, so will ich sie in drei Teile teilen und dann das Los werfen; mir soll es gleich sein, ob ich zwei oder drei bekomme."

„Ich stimme zu," versetzte der Spanier; „he, Franzose, wie denkst du darüber?"

„He ça," sagte er, mit den Fingern schnippend, „teilt und werft das Los, damit wir damit fertig werden." Er führte noch einige widerliche Ausdrücke dazu.

Darauf stellte der Engländer die beiden Ameri-

kanerinnen und die Asiatin zusammen, ferner je eine Europäerin mit einer Mohrin, und fragte die anderen, ob sie damit zufrieden wären. Der Franzose spitzte sich wohl auf das beste Los, ließ es also geschehen, und auch der Spanier widersprach nicht. Sie begannen nun mit den Würfeln zu stechen, der Engländer bekam die drei, die beiden anderen je zwei Weiber, wobei der Franzose offenbar den schlechtesten Teil bekam. Sogleich schrie er voll Zorn: „Das laß ich nicht gelten; wir wollen sie alle sieben zu gemeinsamem Gebrauch haben; dann bekommt ein jeder ganz nach seiner Lust eine öftere Veränderung. Wenn durchaus gelost sein soll, so mag es mit den Waffen geschehen!"

Da die beiden anderen von dem einmal getroffenen Abkommen nicht abgehen wollten, gerieten sie mit Säbeln und Spießen aneinander, bis es blutige Köpfe gab. Sobald ich dies bemerkte, brach ich mit entblößtem Hirschfänger und mit meiner Pistole, die ich immer bei mir trug, plötzlich aus meinem Versteck hervor, daß die Weiber erschraken, und rief der Italienerin in ihrer Sprache zu: „Wollt Ihr erlöst sein, wozu ich imstande bin, so schwört mir, Euch mir gegenüber als Freundin benehmen zu wollen; Ihr habt dann kein Leid zu befürchten."

„O Signor Patrono," versetzte sie mit beweglicher Stimme, „wollt Ihr mich und diese Griechin, die mich versteht, von den Fesseln befreien, so stehen wir mit dem letzten Blutstropfen zu Euren Diensten." Das bekräftigten sie beide mit dem

teuersten Schwur, so daß ich kein Bedenken trug, sie zu befreien, worauf ich sie mit den Waffen der Verwundeten versah und auch den anderen Frauen die Fesseln abzumachen beschloß; die Waffen aber behielten wir drei allein in den Händen. Darauf stiegen wir miteinander in das beschädigte Schiff, um es wieder instand zu setzen; außer dem dazu nötigen Werkzeug fanden wir einen großen Vorrat an Proviant.

Die Italienerin erzählte mir, nicht weit von hier wäre ein reizendes kleines Inselchen, auf dem niemand wohnte und das einen schönen Aufenthalt gewährte. Wenn das Schiff nur ein wenig ausgebessert würde, könnten wir leicht und schnell nach jener Insel gelangen. Damit war ich einverstanden, und mit großem Fleiß arbeiteten unsere sechzehn Hände. Als wir bei der besten Arbeit waren und ich mich schon auf den Aufenthalt auf jener Insel freute, erhob sich plötzlich ein starker Wind und riß das Schiff aus den Klippen hervor, so daß wir nach wenigen Minuten auf den Wellen des tobenden Meeres schaukelten. Drei Tage hielt der Sturm an, worauf plötzlich eine Windstille eintrat, so daß das Schiff ganz langsam fuhr.

„Wo ist nun das gepriesene Eiland, an dem sich Herzen und Augen erfreuen sollen?" fragte ich die Italienerin. „Wir werden wohl, scheint mir, solange herumgetrieben werden, bis wir entweder den Fluten oder den Seeräubern wieder zur Beute fallen werden."

„Ich habe," erwiderte sie, „nur die Wahr-

heit von der Insel erzählt. Wie kann ich aber gegen das Schicksal ankämpfen? Außerdem hätten wir dort auf keinen Fall bleiben können."

Nach einer Viertelstunde ließ sich ein schmaler, grüner Landstrich sehen. „Nun Mut!" rief die Griechin, namens Androne, „das ist offenbar das uns verheißene Eiland!" Im selben Augenblick jagte ein neu aufkommender Wind unser Schiff an einen zum Landen höchst geeigneten Ort. Wir Europäerinnen und die Asiatin ergriffen die Gewehre, während die anderen sich mit sonstigen notwendigen Gegenständen versahen, und voller Freude stiegen wir ans Ufer. Wie schnell aber war unsere Freude dahin! Denn als wir ungefähr dreihundert Schritt vom Ufer entfernt bei einem hübschen Busch Halt machten, kamen plötzlich drei Kerle von grausigem Aussehen, die Häute von wilden Tieren umgehangen hatten, angesprungen, so daß wir in furchtbare Angst gerieten. Die Italienerin, die Asiatin und Androne warfen die Gewehre hin und ergriffen das Hasenpanier nach dem Schiff zu. Die beiden Afrikanerinnen liefen in dem Glauben hinterher, ich folgte ihnen, doch war den Amerikanerinnen und mir der Rückzug bereits abgeschnitten. Die Not veranlaßte mich, den Amerikanerinnen die von den anderen weggeworfenen Gewehre zu geben, und ich befahl ihnen, sich zur Wehr zu setzen. Die beiden Amazonen waren unerschrocken, und sobald ich einen Schuß abgegeben hatte, von dem der eine Kerl wankte, fielen sie wie wütende Tiger die beiden

anderen an und schlugen den einen nieder, während der andere Reißaus nehmen wollte; sie holten ihn aber ein und versetzten ihm von hinten einige Hiebe, daß er zu Boden stürzte und seine verruchte Seele aushauchte.

Nun sah ich zu meinem großen Herzeleid, daß die anderen Weiber mit dem Schiff schon so weit auf der See waren, daß meine Augen sie kaum noch sehen konnten. Um meinen Hunger zu stillen, ging ich weiter und suchte mir Früchte zur Nahrung. Nachdem ich mit meinen beiden wilden Gefährtinnen etwa zweihundert Schritte gegangen war, sah ich unten am Ufer an einen Palmbaum angebunden einen großen Kahn, in dem ein an Händen und Füßen gefesseltes Weibsbild lag. Sogleich beschloß ich, den Kahn zu besteigen, um mir einen anderen sichereren Platz zu suchen; die beiden wilden Weiber waren gleich hinterher, lösten den Kahn los, setzten sich mit mir hinein, ergriffen die Ruderstangen und fuhren so lustig über das stille Wasser, als ob sie auf einem Rollwagen auf dem Lande säßen. Gern hätte ich mit dem im Kahn liegenden Weibsbild geredet und mich nach ihren Umständen erkundigt, doch merkte ich aus ihren wenigen Worten, die sie mir antwortete, daß sie eine Indianerin aus Madras war, deren Sprache ich nicht verstehen konnte. Ich befreite ihre Hände und Füße; aus Dankbarkeit legte sie sich mir zu Füßen und küßte mir mit Tränen in den Augen die Hände.

In dem Kahn befanden sich keine Lebensmittel,

und schon aus dem Grunde wünschte ich bald an Land zu kommen. Um Mitternacht wurde mir mein Wunsch gewährt; beim Schein des hell-leuchtenden Mondes erblickte ich den Schatten eines nahen Landes. Wir landeten nach kurzer Zeit an einem flachen Ufer, stiegen aus und fanden nach ungefähr hundert Schritten unter einem von mehreren Bäumen gebildeten Dach eine gedeckte Tafel mit gekochten und gebratenen Speisen in sauberen Schüsseln und verschiedenen erquickenden und herzstärkenden Getränken. Während ich noch in stille Betrachtung versunken war, fielen die amerikanischen Weiber sofort über die Speisen her und fraßen wilden Tieren gleich, was ihre Hände am ersten greifen konnten; darauf stürzten sie mit unglaublicher Schnelligkeit zum Ufer, sprangen in den Kahn und fuhren mit Blitzesschnelle davon. Da stand ich nun mit meiner Indianerin einsam und verlassen! Hunger und Durst trieben uns endlich, auch etwas zu uns zu nehmen, und ich beschloß, in dieser Gegend zu bleiben, wo wir reichlich eßbare Früchte und gutes Trinkwasser hatten. Unsere Wohnung stand von anderen gebaut fertig da, und als Bett trugen wir das vorhandene Laub von den Bäumen hinein.

Über einen Monat lebten wir in aller Eintracht miteinander, und in dieser Zeit brachte ich es mit vieler Mühe dahin, daß wir uns verständigen konnten. Eines Tages hatten wir uns bei Ausbruch eines Sturmes in die Baumhütte zurückgezogen, wo wir plötzlich den erschreckenden Besuch

von sechs greulichen Kerlen bekamen, die uns fragten, ob wir hier allein wären. Ich wollte ihnen Furcht einjagen, weil ich nur annehmen konnte, daß es eine Räuberbande war, und sagte, zehn von unseren männlichen Kameraden würden gleich da sein; meine Lüge gelang aber nicht, denn sie ergriffen uns eilig und schleiften uns Hals über Kopf zum Ufer hinab; weil der Wind nicht mehr so heftig wehte, warfen sie uns in ihr Raubschiff, spannten das niedergelassene Segel wieder auf und fuhren mit uns nach Osten zu davon. Zwei Mann waren im Schiff gewesen, und die ganze Besatzung machte somit nur acht Mann aus, die eine innige Freude hatten, so unverhofft zu zwei Weibern gekommen zu sein; namentlich schien ich ihnen zu gefallen, wie ich mit schmerzlicher Kränkung meiner Seele aus ihren Worten entnahm.

Die Gerechtigkeit des Allmächtigen kam mir jedoch zu Hilfe und sandte eine babylonische Verwirrung in ihre unzüchtigen Herzen. Jeder wollte zuerst einen Genuß haben, und einige pochten auf ihr Vorrecht, so daß es zu einer Prügelei unter ihnen kam, bis der sich neu erhebende Sturm die Erhitzten voneinander riß, die ihr Leben zu retten versuchten. Der Sturm jagte uns unterdessen weiter, bis wir endlich bei der Insel Madagaskar angetrieben wurden. Hier entstand nun eine große Freude bei den Bösewichtern, die alle göttliche Rache verachteten und ihre Gesellschaft erwarteten, die sich in großer Menge in Madagaskar aufhielt. Aber die so lange schonende Langmut wurde es

endlich müde, diesen frechen Sündern ein weiteres Ziel für ihre verruchte Unbußfertigkeit zu stecken. Gleich am Strande wurden sie von hierher verschlagenen Engländern bewillkommnet, die schon sechs Seeräuber in ihren Schlupfwinkeln erwischt hatten; ohne lange Komplimente wurden die vierzehn anderen aus unserem Schiff niedergeschlagen und ihre verstümmelten Leichname als besondere Zier an die Bäume gehängt. Als sie uns nun ausfragten und hörten, daß wir von den elenden Kerlen gefangene Weibsleute wären, wurden wir sogleich auf einen hohen Felsen geführt, wo sie sich bis zur Ausbesserung ihres Schiffes eine starke Verschanzung gemacht hatten. Es waren einige vierzig Mann, die auf diesem Felsen Unterkunft gefunden hatten, darunter zehn Holländer; die Engländer waren vom Sturm hierher verschlagen worden, der ihr Schiff stark beschädigt hatte. Die Holländer dagegen waren von den Engländern gerettet worden, nachdem ihr Schiff untergegangen war. Sie hatten dreizehn Weiber bei sich, mit denen die Engländer einen gemeinsamen Haushalt führten. Uns wollten sie auch dazu nehmen, wovor ich einen solchen Abscheu hatte, daß ich mir lieber den Tod wünschte. Noch am selben Abend wurde mir meine Angst aber genommen. Die Engländer hatten nämlich durch ein Fernglas beobachtet, daß ein Raubschiff dicht unter ihrer Felsenschanze gestrandet war und daß elf Mann, die zu seiner Besatzung gehörten, ans Ufer kamen. Sogleich eilten alle dem Strande zu, um die Räuber, ehe sie einen

Unterschlupf fanden, zu überfallen und sich der noch im Schiff befindlichen Leute zu bemächtigen. In der Festung blieb nur ein alter Mann von achtzig Jahren zurück, der seiner Erfahrung wegen als Oberhaupt angesehen wurde, ferner zwei alte Weiber und drei Jungen, bei denen die Indianerin und ich gelassen wurden. Die anderen Weiber gingen als beherzte Amazonen mit den Männern mit. Gleich darauf hörten wir ein großes Geschrei und sahen die Räuber bei der Ankunft der Unsrigen die Flucht ergreifen, während diese ihnen nacheilten, bis wir sie aus den Augen verloren. Der alte Mann wartete mit großem Verlangen bis zum Eintritt der Dunkelheit auf ihre Rückkehr. Da sich niemand blicken ließ, gerieten die Zurückgebliebenen in große Angst, weil sie so gut wie verloren waren, wenn jene etwa verunglückt wären.

Sobald der Morgen anbrach, wurden zwei von den Knaben hinuntergeschickt, Kundschaft einzuziehen. Nach zwei Stunden kam der eine ganz bestürzt zurück und berichtete, sein Gefährte wäre von einem Trupp Spanier, der ihnen entgegengekommen wäre, festgenommen worden; er selber hätte sich versteckt und wäre so entronnen; von den anderen hätte er nichts gesehen und gehört.

An Proviant war in der Felsenburg eine große Menge vorhanden, nur mußte öfter frisches Wasser herbeigeholt werden. Die eine von den Weibern, die der Alte als seine Frau behandelte, maßte sich bald die Herrschaft über uns an, und ich mußte ihre Aufwärterin spielen. Nicht lange darauf fand

aber eine Veränderung statt; die eine alte Frau starb und wurde in einem Loch, das die Indianerin gegraben hatte, verscharrt; die Indianerin war gleich darauf davongelaufen, ebenso auch der älteste Junge, so daß wir nur noch unser vier waren, der Alte, namens Peter Lurkey, seine Frau Euphemia, der kleinste Junge, ein elfjähriger Irländer, Matheus Runkil genannt, und ich. Es dauerte kaum einen Monat, da ging die alte Euphemia auch den Weg aller Welt, so daß ich nun mit dem alten Mann und dem Jungen allein war. Weil die Schwäche des Alten täglich zunahm, mußte ich ihn warten und für uns das Fleisch besorgen und zurechtmachen.

Der Junge war ein heilloser Vogel, der sich allem Befehl widersetzte und, wenn ich ihn züchtigte, mir mit dem Gewehr drohte. Als der Alte das hörte, wollte er ihn erschießen, was ich nur mit großer Mühe verhindern konnte; doch hielt ich den Bengel in fester Zucht und versperrte ihm alle Ausgänge. Schließlich legte sich der Alte aufs Siechbett und verschied nach sieben Wochen. Da der Junge an Leichtfertigkeit von Tag zu Tag zunahm, wurde ich gezwungen, ihn gewissermaßen als Sklaven zu behandeln und legte ihm, als er einstmals schlief, eine Kette an Hände und Füße, hieb ihm darauf den bloßen Leib mit Ruten, bis das Blut kam, und rieb das wunde Fell dermaßen mit einem beißenden Kraut, daß er brüllte, als ob er am Spieße steckte; ich verfuhr jedoch ohne Erbarmen mit ihm, bis er sein Versprechen, von nun an voll-

kommenen Gehorsam zu leisten, unter hohen Beteuerungen zehnmal wiederholte. Weil ich aber seiner Bosheit trotzdem nicht traute, mußte er beständig die Kette tragen; auch hatte er die Bemerkung gemacht, bei erster bester Gelegenheit zu entwischen und zu den Seeräubern zu gehen; meiner Strenge wegen würde er dann schon Rache an mir nehmen. Trotz meiner genauen Obacht war er tatsächlich eines Tages zu meinem großen Entsetzen fort. Nun sei mir Gott gnädig! rief ich, die Hände zusammenschlagend; das Teufelskind ist tatsächlich fort! Was für Unglück wird mir der Bengel auf den Hals bringen! Schlaflos wälzte ich mich die ganze Nacht auf meinem Lager.

Aber wie wußte die unergründliche Vorsehung die Tücke und verdammenswerte Rachsucht dieses Bösewichts zur Endigung des Unglücks, in das er mich zu stürzen geglaubt hatte, anzuwenden! Noch heute kann ich nicht genug darüber staunen. Als ich nämlich eines Nachts bei hellem Mondenschein in ruhiger Sicherheit auf meinem Bett lag und meine Sinne sich mit verschiedenen Gedanken beschäftigten, hörte ich zu meinem großen Entsetzen die Eingangstür, die ich nicht verriegelt hatte, plötzlich aufgehen, so daß ich in die Höhe fuhr. Ehe ich mich noch recht besinnen konnte, wurde auch die Kammertür geöffnet, und ich sah mich im selben Augenblick von mehr als zehn bewaffneten Kerlen umgeben; unter ihnen war auch mein gottloser Verräter, ein zweiter Judas, der aber anstatt eines Kusses mich ins Gesicht schlug und der Bande

zurief: „Greift zu! Hier liegt die Mörderin; haltet sie fest! Sie übertrifft alle Seeräuber an verteufelter Bosheit und Unbarmherzigkeit. Nun soll sie ihren Lohn dafür bekommen, und ich will meine Lust und Freude haben, wenn ich sie nackt ausgezogen, halbtot gepeitscht und mit dem Strang erwürgt habe!"

Bei diesen Worten wurde ich gepackt, von meinem Lager gerissen und zum Strand geschleppt. Die Kerle brachten mich sodann auf ein Schiff, das mit ausgespannten Segeln bereit lag, und fuhren mit günstigem Nordwestwind davon. Das Schicksal eilte ohne Aufenthalt zur Endigung meiner langen Not; der Wind trieb das Schiff so geschwind, daß wir schon am nächsten Tage die afrikanische Küste erreichten, wo ein englisches Schiff lag, das nach Sumatra gehen sollte. Als mich meine Henker dem Schiffskapitän überantworteten, erfuhr ich, daß ich in englischer Gewalt war. Der irländische Bengel brachte nun die Klage vor, ich hätte verschiedene Leute auf der Festung zu Madagaskar, nachdem die anderen verunglückt wären, umgebracht, namentlich einen alten Mann, der ein Engländer gewesen wäre. Zuletzt hätte ich auch ihn hinrichten wollen; nur mit größter Anstrengung wäre er entkommen und hätte sich unter großen Entbehrungen versteckt gehalten, bis er das Glück gehabt hätte, die anderen Leute zu treffen.

Auf diese gottlose Anklage hin erging der Beschluß, mich mit nach der Küste von Malabar zu

nehmen, wo sich der Kommandeur aller in jener Gegend befindlichen Schiffe befände, der seinen Urteilsspruch fällen sollte. Das Schiff lief mit gutem Winde aus; bald kam die Nachricht, der Kommandeur wäre nicht mehr in Malabar, sondern aus besonderen Gründen mit einem anderen Schiff nach einer der Maldivischen Inseln, namens Julukutha, gefahren, die uns dreihundert englische Meilen näher lag. Sobald das Schiff dort ankam, wurde meine Sache sogleich vorgebracht und ich geschlossen zum Verhör vorgeführt.

Der Kommandeur, ein ansehnlicher und vertrauenerweckender Mann, saß auf einem niedrigen, mit einem indischen Polster belegten Feldstuhl; neben ihm saßen einige andere Offiziere. Rechts hinter ihm stand ein Jüngling von ungefähr vierzehn bis fünfzehn Jahren von anmutiger Figur, mit schwarzgelockten Haaren, strahlenden Augen und hübschem Gesicht. Der infame Matheus Runfil fing nun an, seine verfluchten Lügen zu wiederholen, wobei der Kommandeur auf jedes seiner Worte achtete. Unterdessen wandte der erwähnte Jüngling kein Auge von mir ab, und bei jedem Blick, den ich auf ihn warf, überlief mich ein kalter Schauer.

Wie ich nun nach beendigter Lügenklage mit Tränen auf meine Unschuld pochte, fragte mich der Kommandeur, wo ich herstammte; ich sollte alles jetzt vor meinem gewissen Tode ohne jeden Vorbehalt bekennen.

„Ich bin,“ sagte ich nun unter Seufzen, „um

die reine Wahrheit zu sagen, eine geborene Ostfriesländerin aus ..., nicht weit von Aurich, bin adligen Herkommens, habe als junge Person von siebzehn Jahren meiner Mutter Haus, meine Verwandten und Bekannten verlassen und nichts anderes gesucht, als in weit entfernten Landen in Stille und Einsamkeit mein Leben zu vollenden, das ich jetzt, nachdem ich fünfzehn Jahre im Elend und unglaublichen Fährnissen verbracht habe, durch die falsche Anklage eines verruchten Bösewichts so jämmerlich und schändlich aufgeben soll."

Kaum war das letzte Wort aus meinem Munde, da wandte sich der Kommandeur zu dem hinter ihm stehenden Jüngling um und sagte: „Ei, ei, mein Sohn Vontoisy! Das ist ja eine nahe Landsmännin von dir!"

Wie erschrak ich, als ich den Namen meines Betrügers hörte und mir nun auch die Ähnlichkeit der Gestalt des Jünglings mit jenem auffiel! Es brannte mir auf meinen Wangen wie Feuer.

„Das ist wahr und gewiß meine leibliche Mutter!" rief der Jüngling und schlug staunend die Hände über dem Kopf zusammen. Als er nun nach weiterem Befragen meinen vollen Namen hörte, ich auch seinen Vornamen nebst den Taufzeugen und zuletzt das Mal an seinem Körper nannte, sprang er wie wahnsinnig auf, fiel vor mir auf die Knie, küßte meine Ketten und benetzte sie mit seinen Tränen.

„Ach, mein Vater," sagte mein Alexander Immanuel und fiel dem Kommandeur um den

Hals, „die Sache muß genau untersucht werden; wie kann man auf die bloßen boshaften Angaben des Jungen Blut vergießen wollen!“

„Sollte nur, ihr Herren,“ fiel ich ein, „dieser Bösewicht ganz genau ausgefragt werden, so würde er wohl gestehen müssen, daß ich die Verstorbenen nicht gemordet, sondern alle Pflege und Wartung ihnen habe angedeihen lassen!“

Sogleich wurden mir die Ketten abgenommen und ich in gelinde Verwahrung gebracht, wo man mich aufs beste verpflegte, bis der Junge in einem strengen Verhör nach Androhung von harter Strafe gestand, daß er aus Rachsucht Anzeige gemacht hätte. Für solche niederträchtige Bosheit sollte er mit dem Strang erwürgt werden, auf mein inständiges Bitten aber wurde er nur tüchtig gepeitscht und unter die Bootsjungen, die den Unrat ausfegen mußten, gesteckt.

Als der Kommandeur, ein reicher Mann aus gräflichem Stande, einige vierzig Jahre alt und mit besonderem Verstand und religiösem Gemüt begabt, meine wunderbaren Begebenheiten sämtlich gehört hatte, trug er kein Bedenken, mir seine Zuneigung zu offenbaren und die Vaterschaft gegen mein Kind durch eine Heirat mit mir recht zu bekräftigen. Diese Heirat wurde mit vielem Frohlocken unter dem Zelt durch den Schiffsprediger vollzogen, wobei alle musikalischen Instrumente sich hören ließen. Die Tafel wurde auf das herrlichste besetzt und das ganze Schiffsvolk trefflich bewirtet.

Das Wunderbarste war, daß diese Hochzeit an meinem Geburtstag, am 19. September 1679, stattfand, als ich mein einunddreißigstes Lebensjahr vollendete, wobei mir die Worte des Geistes einfielen, die er bei seiner zweiten Erscheinung zu mir gesagt hatte, daß noch dreitausendsechshundertundneunzig Tage vergehen würden, ehe ich das Verlorene mit Freuden wiederfände, was ich allerdings niemals auf mein verlassenes Kind gedeutet hatte, nun aber deutlich erfüllt sah.

Wir warteten jetzt nur auf einen günstigen Ostwind, der auch schon nach wenigen Tagen aufkam und uns glücklich nach den Küsten von Guinea brachte, wo wir eines Sturmes wegen anlaufen und etliche Tage liegen bleiben mußten, ehe wir die Reise fortsetzen konnten. In der Nähe der Kanarischen Inseln wurde meine Freude auf dieser Welt ganz vollkommen, als ein aus Virginien kommendes Schiff durch den heftigen Wind dicht an unser Schiff getrieben wurde. Hier erblickte ich plötzlich auf dem Verdeck des anderen Schiffes die Cartry. Kaum hatte ich sie gesehen, da bat ich meinen Gemahl um die Erlaubnis, überzusteigen, was mir auch gewährt wurde. Ach, wie erquickte mich ihre Anwesenheit, namentlich als ich sie mit ihrem Wattenas, einem stattlichen Manne, zusammensah!

Eine weitere Freude empfand ich, als auch mein Berent mit Polynese als eheliches Paar plötzlich vor mich hintrat und sich beide vor Vergnügen, mich wiederzusehen, nicht zu lassen wußten,

Da ihr Schiff wie das unsrige nach England ging, so begaben sich alle vier auf unser Schiff, und wir leisteten nun einander Gesellschaft. Weil Wind und Wetter gut waren und uns günstig blieben, war es ein angenehmer Zeitvertreib, als sie mir ihre verschiedenen Abenteuer erzählten, mit denen man ein ganzes Buch anfüllen könnte. Ich will mich jedoch damit begnügen, die meinigen bis hierher, soweit ich sie im Gedächtnis behalten habe, aufgeschrieben zu haben und zum Schluß nur noch erwähnen, daß wir Ende Januar des folgenden Jahres glücklich im Hafen von Portmouth einliefen, von wo wir weiter nach London reisten.

Nach abgestattetem Bericht nahm mein Gemahl seinen Abschied und begab sich mit meinem Sohn und mir auf seine Güter nach Leython, wo ich bis heute in Ruhe und Frieden lebe und ein gleiches von der Cartry und ihrem Wattenas mit Vergnügen berichten kann, so daß also meine lange Betrübnis zuletzt genommen hat ein fröhliches

Ende.





